0.1
87

DD. I 6687 i

00. I 6687 1 2-

Johann Orth

Historischer Roman

von

Ludwig Rotter

74 B Sch r

Verlag „Neues Politisches Volksblatt" A.-G.
Budapest, Nagymezö-u. 3.

Maruschke & Berendt
Buchhandlung
BRESLAU I, Ring 8

Johann Orth

Historischer Roman

von

Ludwig Rotter

Verlag „Neues Politisches Volksblatt" A.-G.
Budapest, Nagymezö-u. 3.

Preis 2 Pengö

00. I 6687 c
[Reinhold, Leo v.]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

[1894]

Általános Nyomda R.-T., Budapest, VI., Nagymező ucca 3

Privat-Bibliothek
Staatsbibliothek
München

1. Kapitel

Die erste Begegnung

Ein Schuß knallte aus dem Gehölze... Mit einem Schrei des Schreckens fuhr die kleine Gesellschaft, die sich in der Lichtung auf dem seidenweichen Grasteppich gelagert hatte, in die Höhe: zwei schlanke Mädchengestalten, und ein Herr und eine Dame in vorgerücktem Alter, anscheinend ein Ehepaar mit zwei Töchtern. Im selben Momente brach ein kräftiger Rehbock aus dem Gebüsche hervor. Mit seiner letzten Kraft setzte er über einen Strauch, der ihm den Weg abschnitt, dann sank er mit brechenden Augen und schaumbedeckten Nüstern — er hatte viel Schweiß verloren — zusammen, um zu Füßen der erschreckten Gesellschaft zu verenden.

„Das arme Tier!“ sagte bedauernd das jüngere Mädchen, ein reizendes Geschöpf, mit goldblondem Haare, sinnigen, märchenhaft blauen Augen, und edlen, fein geschnittenen Gesichtszügen.

Und dabei beugte sich das süße Blondköpfchen nieder zu dem Bocke und strich mit ihren kleinen, weißen Händchen mitleidig über das braune Fell des Tieres.

Schon rauschte es wieder im Unterholze, über das sich noch immer ein bläuliches Rauchwölkchen kräuselte, und die hohe Gestalt eines jungen Mannes im Jagdanzug, die Büchse in der Rechten, trat, beglänzt von den rötlich glühenden Strahlen des sich bereits neigenden Tagesgestirns, aus dem Holze hervor und blieb, überrascht, wie geblendet von dem roten Strahlenmeer und der Erscheinung des Mädchens, einen Augenblick unter einer mächtigen Buche stehen.

Es war eine hohe, kraftstrotzende Männerfigur mit außerordentlich sympatischen Zügen und seelenvollen, von dunkeln Brauen beschatteten Augen. Die edle Kopfform gab seinem Antlitze etwas Aristokratisches, während die etwas aufgeworfenen Lippen mit dem dichten braunen Schnurrbarte auf Energie schließen ließen. Ein grüner, breiträndiger Hut saß auf dem genial-schönen Kopfe, den ein weicher, kastanienbrauner Vollbart umrahmte, und eine knappe Joppe umschloß die breitgewölbte Brust.

Der Jäger verneigte sich gegen die Damen, und schritt dann, die Büchse über die Schulter hängend, auf die Gruppe zu, seinen Blick mit offenbarer Bewunderung auf dem rosigen Gesichtchen der Blondine ruhen lassend.

„Sie sind wohl sehr erschrocken, meine Damen?“ fragte der Jäger mit männlich sonorer Stimme, in-

dem er die Frage mit einer eleganten Handbewegung an alle zu richten schien, während seine Augen nicht von dem leicht errötenden Blondköpfchen wichen.

Die Kleine aber hatte sich rasch gefaßt. Aus ihren heiteren Augen blitzte kindlicher Frohmut und, ihr kirschrotes, küssenswertes Mündchen etwas schnippisch kräuselnd, erwiderte sie! „Ach nein! Wie heißt es doch in der neuen Operette von Strauß, in „Eine Nacht in Venedig": „So ängstlich sind wir nicht, so ängstlich sind wir nicht ! —" Und mit einer Schelmerei, die ihr reizend stand, trällerte sie die Arie.

Der Jägersmann horchte mit sichtlichem Wohlgefallen und meinte lächelnd:

„Lassen Sie mich auch mit einem Verschen antworten:

„Wo Du singen hörst, da laß' Dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder".

„Sie erlauben meine Herrschaften, daß ich ein wenig in Ihrem Kreise ausruhe. DieJagd, der ich das Glück verdanke, mit Ihnen zusammengetroffen zu sein, hat mich tüchtig müde gemacht."

„Und hungrig, nicht wahr, Herr Nimrod?" ergänzte das liebliche Mädchen, indes der alte Herr bereits eine Weinflasche entkorkte und die Dame neben ihm einige Stücke kalten Bratens auf Brotschnitten servierte.

„Ja, ja, mein Herr!" mengte sich jetzt der Alte ins Gespräch. „DerWald macht schnell bekannt, da ists nicht so wie im Salon, und es ist nur recht und billig, wenn wir Ihnen von unserem Ueberflusse anbieten."

„Was ich mit Dank akzeptieren will," versetzte der junge Mann. „Wer könnte auch einer so freundlichen Einladung widerstehen, besonders wenn man seit frühem Morgen ohne Rast auf den Beinen ist."

„So nehmen Sie Platz," sagte das ältere der beiden Mädchen, indem sie auf einen Baumstrunk wies, „unser Tisch ist gedeckt."

„Gerne, mein Fräulein, gestatten Sie nur, daß ich mich Ihnen erst in aller Form vorstelle. Ich heiße Johann Orth und bin aus Wien."

Die Damen knixten und der alte Herr reichte dem Waldmann freundlich die Hand und erwiderte:

„Ich heiße Stubel, das ist meine Frau und das meine Tochter Lori, und meine Jüngste, die Milly."

„Stubel?" lächelte Johann Orth. „Ei der Tausend, Sie sind wohl beim Theater, meine Damen? Deshalb also das reizende: „So ängstlich sind wir nicht!" ... Und er imitierte auf so gelungene Weise die Armbewegungen Millys, daß alle in ein herzliches Lachen ausbrachen.

„Wer hätte das gedacht, daß ich heute im Walde, mitten auf der Jagd, eine so liebenswürdige Bekanntschaft anknüpfen werde, denn Sie müssen wissen, meine Damen, daß ich selber ein leidenschaftlicher Theaterfex bin. Ja, ich bin eigentlich mehr als das, ich bin gewissermaßen mit dem Theater liiert, da ich als Dilettant einige Kleinigkeiten für die Bret-

ter, welche die Welt bedeuten, gedichtet habe."

„Aber das ist ja wunderhübsch!" jubelte Milly und klatschte ganz entusiasmiert in die Hände. „Wie romantisch, wie schön von Monsieur Ungefähr.

entzückt und wäre beinahe von ihrem Sitze aufgeschnellt. „Ein Ballett, Papa," lächelte sie schelmisch. „Nun, was sagst Du dazu? Bitte, haben Sie eine schöne Solopartie darin?"

„Wie denn nicht!"

der uns lustigem Theatervolke im Walde einen Dichter zuführt. Und was dichten Sie, mein Herr, wenn man fragen darf? Tränenfeuchte Trauerspiele oder zwerchfellerschütternde Lustspiele?"

„Vorläufig nichts dergleichen, mein Fräulein. Ich habe ein kleines Ballett geschrieben."

„Ein Ballett!" rief die Kleine

„Oh, das müssen Sie mir einmal vorspielen. Das freut mich wirklich sehr."

„Mich gewiß unendlich mehr, mein Fräulein; ich meine das Interesse, das Sie daran nehmen."

„Das Interesse", lachte jetzt Mama Stubel, „das Interesse? Aber die Milly ist ja eine Tän-

zerin. Die sollen Sie einmal tanzen sehen."

„Ach so! Nun dann müssen Sie freilich in meine Arbeit Einsicht nehmen. Sicherlich können Sie mir da wichtige Winke geben."

„Haben Sie Ihre Arbeit irgendwo eingereicht?" fragte jetzt Lori Stubel.

„Gewiß! Bei der Wiener Hofoper."

„Sapperlot!" sagte der alte Herr, „Sie gehen gleich zum Schmied und nicht zum Schmiedel, junger Mann. Bei der Hofoper kommt man schwer an; Sie haben Ehrgeiz."

„Nun, ich will schon abwarten, was daraus wird. Aber wenn Sie erlauben, so mache ich mir das Vergnügen, Sie zu besuchen, um Sie mit meiner Komposition bekannt zu machen."

„Soll uns sehr freuen, Herr Orth. Künstler und Dichter sollen miteinander gehen, so wollen wir es halten. Sagen wir gleich: morgen."

„Gut, sagen wir morgen!" sagte der Jäger, sichtlich angenehm berührt.

Während der junge Jägersmann nun dem Braten wacker zusprach, stockte das Gespräch für einige Momente. Lotti stieß ihre Schwester leicht mit dem Ellenbogen an. Diese aber verwies ihr das mit einem Blick und schaute, als Lori spöttisch zu lächeln begann, verlegen zu Boden.

Dann nahm der junge Mann das Gespräch wieder auf: „Ich verbinde das Angenehme mit dem Nützlichen. Ich warte hier auch auf meinen Förster, der eigentlich schon hier sein könnte. Die Sonne duckt sich bereits hinter den Bäumen. Es wäre Zeit, aufzubrechen. Aber da ist er ja schon", fügte er hinzu, als ein Jäger eben aus dem Schatten des Hochwaldes, trat, und eilte, rasch aufspringend, dem sich Nähernden entgegen.

„Toni, ich bin hier inkognito", raunte er ihm leise zu, ohne daß die übrigen davon etwas bemerkten. „Reinen Mund halten und nichts verraten!"

„Wie Sie befehlen, Hoheit!" antwortete der Förster.

Dann fuhr Johann Orth lauter fort: „Ich denke, die Herrschaften werden nichts dagegen haben, wenn ich Ihnen diesen Bock, den mir mein Jagdglück beschert hat, anbiete."

„Aber, mein Herr..." wollte Papa Stubel einwenden.

„Bitte, bitte, wir sind hier im Walde, wie Sie früher bemerkten: keine Umstände! Da, Toni, mach' Dich daran und bring' ihn nach Hause. Ihre Wohnung, Herr Stubel?"

Der alte Herr nannte Straße und Nummer.

„So, das wäre in Ordnung. Ich besuche Sie morgen abend und, nachdem wir uns den saftigen Rehbraten haben schmecken lassen, spiele ich Ihnen meine Komposition vor. Auf gute Freundschaft, Herr Stubel!"

Und sie stießen an mit ihren Waidmannsflaschen...

Allmählich hatten sich abendliche Schatten über den Wald gesenkt. Die Gesellschaft machte sich auf den Heimweg. Toni hatte den Bock kunstgerecht aufgebrochen

und folgte, mit dem Wilde auf der Schulter, in gemessener Entfernung. Sie hatten den Weg zur Station Semmering eingeschlagen.

Voran gingen die Alten mit Lori, die vom Rande des Weges Blumen pflückte. Hinter ihnen Milly, der Johann Orth galant den Arm gereicht hatte.

Ein eigentümliches Gefühl durchströmte ihn. Der runde, weiche Mädchenarm, der in dem seinigen ruhte, der warme, duftige Atem ihres Mundes, der leicht sein Antlitz streifte, der seelenvolle Blick ihrer Veilchenaugen, der mit dem Ausdrucke eines viel tieferen, als gewöhnlichen Interesses seinen Blicken begegnete — all dies berührte ihn mit seltsamen Empfindungen.

Die Abendschatten umschlossen immer inniger Wald und Flur; die Kräuter strömten ihren wohlriechenden Duft aus, die Grillen zirpten im Grase und hie und da erklang, wie in weiter Ferne, das Klopfen des Spechtes ...

Wen möchte wohl in jungen Jahren die Poesie des abendlichen Waldes nicht ergreifen? Milly war wie betäubt von den ungewohnten Gefühlen und Eindrükken, die auf sie einstürmten. Sie horchte den Worten ihres Begleiters und wußte dennoch nicht recht, was er zu ihr sprach. Sie folgte dem rhythmischen Falle seiner schönen männlich tiefen Stimme und erwiderte schier unbewußt den Druck seiner Hand, mit der er die ihrige festhielt. War das der Mann ihrer Träume, der plötzlich ihren Lebensweg gekreuzt? Oder träumte sie auch jetzt noch? ...

Ihr war, als würde sie Johann Orth schon lange, jahrelang gekannt haben, als wäre der Mann an ihrer Seite ihr Freund, ihr Bruder, mehr, viel mehr als das ....

So hält die junge Liebe ihren Einzug ... Die lustige Stimme Loris unterbrach die Träumereien des Paares.

„Pietro Giovanni! Wie kommen denn Sie daher?"

Johann Orth fühlte, wie Milly bei Nennung dieses Namens heftig zusammenzuckte. Er schaute sie befremdet an und bemerkte in ihrem lieblichen Antlitze Zeichen des Schreckens; oder täuschte ihn nur das Dunkel der Bäume?

„Ich gehe nach Schottwien, Fräulein Lori", erwiderte der Angesprochene. „Tante Therese ist auf den Tod erkrankt und hat mich zu ihrem Sterbebette beschieden."

Waren es diese traurigen Worte, die Milly leise erzittern ließen? ...

Da die Eltern und Lori mit dem neuen Ankömmling stehen geblieben waren, so war Orth mit dem jungen Mädchen am Arm bereits ganz nahe herangekommen und konnte. wenn auch nicht deutlich, die Züge des Hinzugekommenen — dies verhinderte das Blätterdach, das die Strahlen des Mondes nur spärlich durchließ — so doch die Umrisse seiner Gestalt wahrnehmen. Der Unbekannte war von kleiner, untersetzter Figur und mit einem Samtrocke bekleidet; auf dem Kopf hatte er einen Kalabreser. Aus seinem Antlitze, das die breite Hutkrämpe beschattete, blitzten mit un-

heimlichem Glanze tief schwarze, unstet wandernde Augen hervor.

Er musterte gleichfalls den Begleiter Millys und fast schien es, als ob diese Musterung ihn an die Beantwortung des an ihn gerichteten Grußes vergessen gemacht hätte.

Aber die Stimme des alten Stubel erinnerte ihn daran: „Herr Johann Orth, ein Bekannter von uns — Herr Pietro Giovanni, Wachsfiguren-Kabinetts-Inhaber, und in seinen freien Stunden Maler, Bildhauer — mit einem Worte Künstler", fügte er lächelnd hinzu, „ein Freund unseres Hauses."

Die Herren verneigten sich und Pietro Giovanni, der Milly starr ins Gesicht sah, meinte mit einer Aussprache, die leicht den Italiener erkennen ließ: „Ein Bekannter? Mich wundert, daß ich Herrn Orth noch nie in Ihrem Hause antraf."

„Ja", lachte Frau Stubel, „das wäre auch schwer gewesen; wir haben uns heute erst kennen gelernt. Uebrigens werden Sie das bald nachholen können, denn Herr Orth besucht uns morgen, und wird dies hoffentlich von jetzt ab recht häufig tun."

„Ach so!" erwiderte Giovanni mit einer Betonung, die hier durchaus nicht am Platze schien, und schaute noch immer auf Milly, die kein Wort gesprochen hatte.

Johann Orth, den das Gespräch nicht sonderlich amüsierte, holte inzwischen eine Zigarre hervor und suchte nach einem Reibholz.

Giovanni beeilte sich, ihm Feuer anzubieten. Beim hellen Scheine des brennenden Streichholzes sahen die Männer einander ins Antlitz. Giovannis Gesicht zeigte derbknochige Züge mit einem pechschwarzen Knebelbarte und schmalen an der Nasenwurzel ineinanderfließenden Brauen. Einen Moment schien es Orth, als hätte er diese Physiognomie bereits irgendwo gesehen. Der Italiener zuckte zusammen, als er in das Antlitz Orths schaute; seinen Augen entfuhr ein haßerfüllter Blick .... Dann verlosch das Streichholz...

„Wir müssen scheiden", nahm Papa Stubel wieder das Wort, „sonst fährt uns in Semmering der Zug vor der Nase weg und auch Sie kommen vielleicht — was Gott verhüten möge! — zu spät nach Schottwien."

„Jawohl, wir müssen uns trennen!" versetzte Pietro, „mein Weg liegt dort, tiefer unten. Der Ihrige führt in die Höhe hinauf. Aber ich hoffe doch ein baldiges Wiedersehen."

Dann reichte er der Familie Stubel und Johann Orth die Hand zum Abschiede; die Hand war merkwürdig heiß, als ob Giovanni eine große Aufregung überstanden hätte. Wie denn auch nicht: Begab er sich doch zu einer Sterbenden.

So schieden sie. Pietro Giovanni schritt bergab die Straße nach Schottwien zu.

Er ging mit eigentümlich raschen Schritten, wie um je schneller aus dem Augenbereich der Familie zu kommen. Dann, bei einer Wendung des Weges, blieb er plötzlich stehen und schaute zurück.

Hier hatte sich der Wald gelich-

tet; die weißen Strahlen des Mondes fielen voll in sein bleiches Gesicht, das einen haßverzerrten Ausdruck zeigte.

„Maledetto!“ rief er, indem er die Faust drohend nach den Entschwundenen ballte. „Johann Orth!“ und zischend fügte er hinzu: „Hüte Dich vor mir! Einschleicher Du!...“

2. Kapitel

Die Erzählung der Sterbenden

Es war neun Uhr geworden, als Pietro vor dem kleinen Häuschen in Schottwien anlangte, das seine Tante bewohnte. Der schöne Somerabend begann sich allmählich in eine gewitterschwüle Nacht umzuwandeln. Schwere Tropfen fielen; am dunklen Himmel zeigten sich in weiter Ferne die ersten schwefelgelben Feuergarben: Anzeichen des nahenden Gewitters.

Mit düsterem Gesichtsausdrucke betrat der Italiener die Stube, in der seine sterbende Tante Theresa Giovanni auf ihrem Sterbebette lag. Ein etwa sechzehnjähriges Mädchen, ihre Nichte Anina, die Schwester Pietros, eine echt südliche Schönheit mit dem dunkeln, matten Teint der Italienerinnen, wachte an ihrem Krankenlager.

„Gottlob, daß Du da bist, Pietro“, sagte sie mit wohllautender Stimme, indem sie dem Eintretenden den vom Regen durchnäßten Mantel abnahm und sich liebevoll an seine Brust schmiegte. „Tante Theresa ist schon sehr schwach“, fuhr sie im Flüstertone fort, damit die Kranke es nicht höre, „der Doktor sagte, daß sie die Nacht schwerlich überleben würde, und sie hat schon so oft nach Dir verlangt.“

Pietro drückte zärtlich die Schwester an sich und strich ihr schweigend die Tränen von den langen, seidenweichen Wimpern. Seine stechenden Augen hatten einen seltsamen Ausdruck angenommen...

Dann trat er zu dem Bette; die alte Frau, die mit ihrem röchelnden Atem und dem wachsgelben Antlitze den hinfälligsten Eindruck machte, hob mit plötzlicher Energie den Kopf aus den Kissen, als sie Pietro sich über das Bett beugen sah.

Die alte Frau hob mit plötzlicher Energie den Kopf aus den Kissen.

„Ich habe Dich so schwer erwartet.“ sagte die Kranke in italienischer Sprache, „so schwer, Pietro, mein teurer Sohn. Hab nicht viel Zeit mehr, muß mich sputen. wenn ich Dir erzählen soll, was Du doch wissen mußt.“

Die alte Frau sprach nur mit großer Anstrengung; oft versagte

ihr die Stimme, und der um das Haus pfeifende Wind, der die Fenster erklirren ließ, und das nahende Donnergerölle, machten eine unheimliche Musik zu ihren Worten.

Anina gab ihr auf ihren Wink einen Löffel von der Medizin, die der Doktor verschrieben hatte.

Die Kranke atmete erleichtert auf und sagte mit schwacher Stimme, aber ohne Unterbrechung: „Geh', Anina, geh', mein Kind, in die Nebenkammer und bete für deine arme Tante ein Vaterunser. Ich habe mit Deinem Bruder zu reden."

Das Mädchen gehorchte und die alte Frau faßte die Hand Pietros und begann: „Du weißt, Pietro, daß sich vor sechzehn Jahren im Hause Deiner Eltern etwas Schreckliches ereignete, von dem Du bisher keine nähere Kunde erhalten. Ich habe gelobt, es Dir auf meinem Totenbette mitzuteilen... Die Stunde ist gekommen..."

Pietro horchte hoch auf, er preßte die Lippen fest aufeinander und folgte mit bebender Aufmerksamkeit den Worten seiner Tante.

„Du warst damals zwölf Jahre alt und mit Carlo Ricci, Deinem Schullehrer, nach Rom gegangen, um dort bei einem Steinmetz in die Lehre zu treten, da Du für die Bildnerei immer so viel Talent verrietest. Deine Eltern waren mit mir allein in Capri zurückgeblieben. Deine Mutter war damals — sie hatte sehr jung geheiratet — siebenundzwanzig Jahre alt und besaß noch eine Schönheit, um die sie ganz Capri beneidete. Ich versah, als ältere, unverheiratete Schwester, die Hausarbeiten, und Deine Mutter, die von ihrem Manne auf den Händen getragen wurde, hatte den ganzen Tag nichts anderes zu tun, als ihre Schönheit zu pflegen. Wir liebten und hätschelten sie alle und Dein Vater nannte sie nie anders als seine kleine Madonna, so sehr sich auch der Pfarrer darob ärgern mochte und so oft er ihm dies auch als Frevel gegen die heilige Jungfrau verwies.

Doch das weißt Du ja noch so gut, wie ich selber, und Du weißt auch, daß wir auf unserem Landhäuschen vom Ertrage unseres Feldes und des Weingartens glücklich und zufrieden lebten. Dein Vater Nani trieb die Fischerei mehr aus Liebhaberei, als aus Erwerb, und wenn er am Abend vom Strande nach Hause kam, glänzte sein Gesicht förmlich vor Freude und Glück, und er schloß Deine Mutter jubelnd in die Arme, als wäre sie noch seine Braut, und hieß sie sein Alles, sein Leben, seine Madonna."

Pietro hatte den Kopf gesenkt, wie traumverloren saß er da und dachte voll Wehmut zurück an jene längst entschwundene Zeit .... Nach einer kleinen Pause setzte die alte Frau fort:

„Jawohl, wir waren alle sehr glücklich, Deine Mutter — Gott hab' sie selig — war eine kindliche, frohe Natur, die den Kopf stets auf allerlei Lustbarkeiten hatte und den Schmerz nur dem Namen nach kannte. Den ganzen Tag trällerte sie im Hause herum, wie ein Singvogel, ein jeder mußte sie lieb haben..."

„Nach Deinem Fortgehen traf bald darauf ein junger österreichischer Prinz auf Capri ein, ein Knabe noch, nicht viel älter als Du, in dessen Gefolge sich viele vornehme Männer befanden. Da gabs Lustbarkeiten und Feste auf der Insel in Hülle und Fülle, und Deine Mutter war immer dabei und jauchzte auf vor Lust und Freude über die Herrlichkeiten, welche die Anwesenheit des Prinzen in unseren stillen Ort gebracht. Nani lachte dazu und sagte zu ihr, sie solle sich nur unterhalten, die Madonna; ihm für seinen Teil sei eine Fischerpartie nach Venuta wohl hundertmal lieber."

Der klatschende Regen und das immer näher herantobende Unwetter erstickte mit seinem Lärm die Worte der Erzählenden.

Pietro gab ihr noch einen Löffel von der krampfstillenden Medizin und nach einem Momente der Ruhe konnte sie leise, aber doch deutlich vernehmbar, wieder fortfahren:

„Das dauerte wohl drei Wochen lang so. Ein vornehmer Mann aus der Umgebung des Prinzen, Graf oder Baron glaube ich, hatte Deine Mutter auf der Insel bemerkt und ihr bei dem Feuerwerke zu einem Sitzplatze verholfen. Ab und zu, wenn ich im Garten zu tun hatte, kam er auch ins Haus und Deine Mutter konnte nicht oft genug erzählen, was das für ein feiner Herr sei. Nur bat sie mich, von seinen Besuchen ihrem Manne nichts zu erwähnen, und ich war dumm genug, ihr Geheiß zu befolgen. Eines Abends aber erweckte mich ein lautes Getöse, ein Schuß, ein Schrei, ein wilder Lärm aus dem Schlafe...

Pietro lauschte mit angehaltenem Atem, seine Hand zitterte und mit ängstlichem Bangen, daß das Leben der Alten verlöschen möchte, hing er an dem Munde der Sterbenden.

Mit keuchender Brust und unsäglicher Anstrengung sprach die alte Frau weiter:

„Dein Vater war spät nachts von Venuta heimgekehrt, obwohl Deine Mutter ihn erst am anderen Tage erwartete. Santa madre! Er fand sein Weib in den Armen eines Fremden, des höflichen Barons... Mit dem Bootshaken, den er in Händen hatte, fuhr er ihm an den Hals und riß ihm eine tiefe Wunde. Aber im nächsten Momente hatte der Nobile seine Pistole ergriffen, ein Knall und... Dein Vater sank mit einem jähen Aufschrei tot zu Boden..."

Erschöpft hielt die alte Frau inne, aber schon im nächsten Augenblicke setzte sie fort, hastig, abgebrochen, wie jemand, der keine Sekunde zu verlieren hat:

„Das andere, weißt Du..... Als Du zwei Tage später anlangtest, kamst Du eben recht.... zum Begräbnis Deines Vaters."

„Und die Mutter lag krank im Bette und war blaß wie der Tod", sagte Pietro mit heiserer Stimme, die seine Aufregung deutlich verriet, „und keiner wollte mir etwas sagen davon, wie das gekommen. Du erwidertest mir, Tante, als ich Dich darum befragte, ich sei ein trotziger Bub', man dürfe mir nicht mehr sagen,

als ich wußte, sonst könnte das Unglück noch größer werden. Und dann, nach einigen Monaten, gab die Mutter Anina das Leben und starb kurz nach ihrer Geburt. Anina, ich und Du, Tante, waren wir in dem gottverlassenen Hause allein geblieben. Anina... ha, gerechter Gott, Anina, meine Schwester..."

„Ist nicht die Tochter Deines Vaters, Pietro... Das ist es, was ich Dir sagen mußte..."

Die Lampe flackerte hell auf bei diesen Worten, ein Windstoß hatte den Weg durch die Fensterlücken gefunden. Ein Donnerschlag machte die Läden erbeben, aber Pietro merkte nichts von dem Aufruhr der Natur, mit einem wilden Schrei warf er sich der Sterbenden zu Füßen und rief:

„Bei allen Heiligen des Himmels, Tante... Wie hieß der Elende?...

„Ich weiß es nicht! Die Gerichte mengten sich nicht viel in die Sache ein. Es war ein vornehmer Mann und seinem Herrn, dem Prinzen zuliebe, sah man dazu, jedes Aufsehen zu vermeiden. War ohnedies nur Notwehr, hieß es, Nani Giovanni hätte ihn sonst sicherlich ums Leben gebracht mit dem Bootshaken. Dann fuhren sie ab die Herrschaften alle... nach Oesterreich...

„Weiter, weiter, Tante!"

„Wir verkauften all' unser Hab' und Gut. Unseres Bleibens war nicht mehr in Capri, so zogen wir fort. Ich... ich Unglückselige, ich wußte mich mitschuldig am Unglück Deiner Eltern....., hatte ich doch ein goldenes Armband von dem Kavalier angenommen und geschwiegen zu Deinem Vater... So viel wußte ich, daß er ein österreichischer Nobile war ... Deine Mutter hatte auch einen... Brief von ihm, dort in der Truhe liegt er... Er ist mit Carlo unterzeichnet..."

„Ich zog mit Dir und Anina nach Rom... Aber bald erhielt ich Geld und ein Schreiben ohne Namensfertigung mit der Verständigung, daß in Schottwien —

Ich hatte doch ein goldenes Armband von dem Kavalier angenommen.

in der Nähe Wiens — für mich und die Kinder ein kleines Haus bereit sei... Ich wußte wohl, von wem es kam und hoffte ... wenn ich mit Euch hiehergekommen sein würde... mehr zu erfahren. Aber seither blieb alles still... Das Geld verrann... kein Zeichen mehr von ihm... und... Ein schweres Röcheln entwand sich ih-

rer Brust; ihre Augen drehten sich in den Höhlen, sie rang sichtlich nach Worten, aber vergeblich...

„Um Gottes willen, Thereja, was wißt Ihr noch... Wie hieß der Prinz, mit dem der Verführer gekommen?...

Gurgelnde Töne drangen aus dem Munde der Sterbenden.... Dann richtete sie sich hoch auf, unverständliche Laute entrangen sich ihr...

Dann fiel ihr Haut schwer zurück, ihre Lippen bewegten sich tonlos — ein Zucken noch... und sie war tot.

3. Kapitel

Im Kabinett des Erzherzogs

Erzherzog Johann saß in Generalsuniform in seinem eleganten Arbeitszimmer vor einem riesigen dunkelbraunen Eichenschreibtisch. Von einem Regale hatte er mehrere Bücher herabgelangt, von denen eines aufgeschlagen vor ihm lag. Auf einen langen Streifen Papier hatte er einige flüchtige Notizen hingeworfen.

Aber es schien ihm heute schwer von der Hand zu gehen mit der Arbeit. Bald machte er auch eine Pause, ließ die Feder sinken und überließ sich, den Kopf in die Hand gestützt, seinen Träumereien.

Er war so eigen bewegt seit dem gestrigen Tage, so ganz anders, als sonst nach einem gewöhnlichen Jagdausfluge.

Und schließlich — es war doch nichts Besonderes vorgefallen! Er hatte eine Wiener Familie im Walde angetroffen und sich leutselig dazu herabgelassen, mit ihr Bekanntschaft anzuknüpfen, natürlich nur unter einem bürgerlich einfachen Namen, der ja sein Inkognito ziemlich gut wahrte, als Johann Orth.

Was war da schließlich Seltsames dabei? Ja, und das eine Mädchen, Milly hieß es, das seinen Gefallen im höchsten Grade gefunden hatte, war hübsch, sehr hübsch sogar. Ja, Milly war schön wie ein Maientag, schön und lieblich, wie er sich ein Weib nur in seinen Träumen gedacht, aber schließlich — sie war eine schöne Tänzerin vom Theater... Und gibt es nicht noch viele, sehr viele schöne Tänzerinnen?.. Und dann — genügte es nicht, ein Prinz zu sein, um dieser Schönen Herz im Sturmestempo zu erobern?...

Eine heiße Blutwelle färbte dasAntlitz des Erzherzogs plötzlich hochrot. Mit einem Rucke war er vom Sessel aufgesprungen und, wie jemand, der sich bei einem häßlichen Gedanken ertappt, rief er aus: „Pfui! Schäme Dich, Johann!“...

In der Tat, das war nicht der gewohnte Gedankengang dieses Prinzen, dessen Herz für alles Große und Edle schlug; das waren nicht die Ideen dieses edlen Sprossen der Habsburger, der, was immer es zu betätigen galt, stets nur das Gewicht seines persönlichen Wertes und nie das seiner Geburt oder seiner hohen Machtstellung in die Wagschale geworfen.

Wie oft schon hatte der erlauchte Prinz die Folgen seiner von der Straße der Gewöhnlichkeit so ganz abweichenden Denkungsart-

se bitter empfinden müssen, wie oft schon war er deshalb mit seiner eigenen Umgebung in scharfen Widerspruch geraten!...

Es hatte Stunden gegeben, in denen er die hohe Würde seines militärischen Berufes, die Machtstellung seiner Abstammung als schwere Fesseln empfunden hatte.

Er hatte gesucht und geforscht nach einer treuen Freundesseele, und sich dem edeldenkenden Kronprinzn mit inniger Hingebung angeschlossen. Aber diese echte Freundschaft war eine Kette mehr, die seinen hochfliegenden Geist an die Verhältnisse seiner Geburt, seines Ranges anschmiedete. Rücksichten, nichts als Rücksichten umgaben ihn von allen Seiten und hemmten in ihm die Entwicklung eines jeden selbständigen Gedankens, jeder, auch der geringsten Handlung, die vom Pfade der Alltäglichkeit abseits führte.

Ach, wie er sich manchmal sehnte, die fesselnden Bande von sich reißen zu können, hinauszutreten in das wogende, frische Leben und, wie von einem Alpdrucke befreit, zu rufen: „Da bin ich, Menschen! Ein Mensch, wie Ihr! Kein Erzherzog! Kein geborener Schlachtenlenker! Nein, nein, ein einfacher Arbeitsmann, der Euch seine besten Kräfte bringen will, sein ganzes Ich, ein einfacher Bürger: Johann Orth!..."

Lächerliche Träume! Wo könnte er je Kräfte borgen zu solch kühnem Unterfangen! Wer sollte ihn schützen, wenn er strauchelte auf der ihm unbekannten Bahn, wenn die Wellen des Unwillens, die er selbst erregt, über sein Haupt zusammenschlügen!... Ach, ein Weib, ein gutes, edles, schönes Weib rein und keusch, wie er es sich geträumt, ein Weib voll Liebe für ihn, nicht den Prinzen, nein, für Johann Orth, den schlichten Bürgersmann — wenn er dies Weib auf seinem Lebenswege finden könnte!...

Und wieder stieg die reizumflossene Gestalt des Blondkopfes im Walde vor ihm auf mit den kindlichen, süßen Mädchenaugen: Milly Stubel...

Da öffenete sich die Türe seines Arbeitszimmers und die schlanke Figur des Kronprinzen erschien auf der Schwelle.

„Ah, da treff' ich Dich ja, Du Träumer! In Deinem Vorzimmer ists so dunkel, daß Dein Leibzerberus, der treue Anton, mich zuerst gar nicht erkannte und mich mit aller Gewalt anmelden wollte, denn: Seine kaiserliche und königliche Hoheit Erzherzog Johann wollen nicht gestört sein, hahaha!"

Der Erzherzog reichte dem Eingetretenen freundschaftlich die Hand.

„Der Toni ist ein wahrer Goldmensch", erwiderte er lächelnd, „ich wollte in der Tat heute niemanden empfangen — Dich natürlich ausgenommen, lieber Rudolf."

„Ja, freilich, mich ausgenommen! Und mich läßt Du heute früh eine ganze Stunde vergeblich warten, trotzdem wir doch vorgestern beredeten, heute zusammen nach Mayerling zu fahren."

„Richtig! Schau, schau, daran habe ich in der Tat völlig vergessn. Uebrigens gehts auch heute absolut nicht, nein, es geht durch-

aus nicht — ich habe... heute eine Abhaltung."

„So, so! Und darf man wissen, worin dieselbe eigentlich besteht? Dienstlich ist sie nicht, so viel ich weiß."

„Nein, dienstlich nicht, — obzwar ich nachmittag Sr. Majestät eine Meldung machen möchte; das dürfte nicht lange dauern, aber ich habe jemandem für heute einen Besuch zugesagt und möchte gerne mein Wort halten."

„Ach, das ist in der Tat sehr nett von Dir, lieber Johann. Mir sagst Du zu, mit von der Partie zu sein, und läßt mich ganz ungeniert aufsitzen. Einem „Jemand" versprichst Du einen Besuch und natürlich, da mußt Du Wort halten. Du weißt, daß es nicht schlechtweg eine Sommerpartie ist, die ich in Mayerling vorhabe; Du weißt", fügte er, plötzlich ernst werdend hinzu, „daß ich nicht gerne allein bin in dem düsteren Schlosse, allein mit meinen Gedanken und ..."

„Ich weiß es, Rudolf, und gewiß, ich hätte Dich gerne begleitet. Aber gehe morgen. Die Baronesse will, wie ich hörte, einige Tage auf dem Lande zubringen. Ich komme Euch schon nach. Heute geht's nicht. Der „Jemand", den ich zu besuchen versprochen, ist eine Dame."

„Eine Dame? Ah, Potz Tausend! Das ist ja etwas ganz Neues bei Dir! Ist es vielleicht die schöne Gräfin Fjordenson, die seit ihrer Ankunft so viel Furore gemacht, welche Gnade gefunden vor Deinen Augen?"

„Lieber Freund, Du könntest hundert Jahre raten und würdest es doch nie herausfinden. Es ist also besser, ich sage Dirs gleich selbst, zumal ich ja vor Dir kein Geheimnis habe. Es ist ein junges, unschuldiges Mädchen, ein Geschöpf von feenhafter Schönheit, mit dem mich der Zufall zusammengeführt, ein einfaches Wiener Bürgerkind."

„Ah, und wer ist dies einfache Wiener Bürgerkind, von dem Du mit so lebhaftem Schwunge sprichst?"

„Sie heißt Milly Stubel und ist die Schwester ...."

„Lori Stubels, der bekannten Sängerin, die durch ihre Toiletten nicht weniger Sensation machte, als durch ihre vive Gesangskunst. Ei, da wirst Du ja sozusagen in die Fußstapfen des Fürsten Egon treten?"

„Nein, das werde ich nicht!" rief der Erzherzog fast heftig. Fürst Egon hat in seinem ganzen Leben nichts anderes gekannt — als Maitressen."

Der Kronprinz erwiderte nichts auf diese Worte; er pfiff leise vor sich hin, nahm eine Zigarette aus einem Silberetui; entzündete sie und sagte dann, den Rauchwölkchen mit den Augen folgend:

„Ich glaube, Johann, Du bist auf dem besten Wege, eine kolossale Dummheit zu begehen."

„Wieso denn?"

„Du bist nämlich im Begriffe, Dich bis über die Ohren zu verlieben ..."

„Und das sagst Du mir, Rudolf?"

Der Kronprinz errötete leicht und versetzte hastig: „Meine Ver-

hältnisse sind ganz anders als die Deinigen. Finstere Wolken schweben über meinem äußeren Glücke. Mein Hauswesen — Dir ist es nicht unbekannt, Johann. Und dann, auch die Baroneſſe kennst Du, Freund. Du kennst dies so-

ist denn diese Milly Stubel? Auch eine Sängerin?"

„Nein, eine Tänzerin."

„Eine Tänzerin? Sapperlott, das schlägt ja beinahe ins Fach unseres Maitre de plaisir des Barons Karl Dunkelstein. Ich muß

„. . . Eine Tänzerin? Saperlott, das schlägt ja beinahe ins Fach unseres Maitre de plaisir des Barons Karl Dunkelstein! . . ."

genannte Verhältnis sehr gut... Du weißt, wie sehr, wie unendlich ich geliebt werde, Du weißt... Doch wozu die alte Leier beginnen?" Er griff trübe nach der Stirne, als wollte er dort finstere Gedanken fortwischen und fuhr dann wieder heiter fort: „Was

einmal wieder mit ihm darüber sprechen."

Erzherzog Johann sah, sichtlich unangenehm berührt, in die Höhe. „Du verletzest mich mit solchen Reden", sagte er. „Wenn Du Milly gesehen hättest, käme Dir auch solches nie in den Sinn."

„Na, nichts für ungut", lächelte der Kronprinz, „ich weiß, mit Verliebten ist nicht gut Kirschen essen. Uebrigens gestehe ich hinwieder gerne zu, daß Deine Gründe mich überzeugt haben. So will ich also allein fahren und Dich sogar davon dispensiren, daß Du uns nachfolgst. Du wirst jetzt Deine Zeit für Dich brauchen. Mußt Du ja doch nächste Woche nach Linz zurück, da ist jede Minute teuer."

Die prinzlichen Freunde drückten sich warm die Hände und Kronprinz Rudolf verließ das Zimmer.

4. Kapitel

Ein Späher

Erzherzog Johann drückte auf auf eine elektrische Klingel. Sein Leibjäger Toni trat mit strammem Schritt ein und fragte nach dem Begehren seines Herrn.

„Du mußt mir für heute den Fiaker Weber verschaffen. Der Bratfisch ist heute nicht frei; er führt den Kronprinzen. Zwar könnte ich auch zu Fuß den Weg zu Stubels machen, aber ich bin nachmittag dienstlich beschäftigt, muß mich dann noch umkleiden und der Weg bis in die Pramerstraße ist weit. Ja, lieber Toni, ich gehe heute abend meinen Rehbock verzehren."

Toni, der von seinem fürstlichen Herrn fast wie ein alter Freund behandelt wurde und der eine mit Verehrung vermischte Liebe für den Erzherzog hegte, dem er bereits seit seiner Kindheit diente, erlaubte sich manchmal eine vertrauliche Bemerkung.

„In Gesellschaft des schönen blonden Fräuleins, Hoheit?"

„Ah, Du alter Schlingel, hat die Dame Dir also auch gefallen?"

„Wie sollte mir nicht gefallen, was Ew. kais. und kön. Hoheit gefällt?"

„Schau' einer den Erzschelm an! Na, und wie denkst Du denn sonst über die Geschichte; frei heraus mit der Farbe."

Der Graukopf rieb sich verlegen die Hände.

„Halten zu Gnaden, Hoheit, aber es täte mir leid um das Mädchen, wenn ich den Erzherzog Johann nicht so gut kennen würde..."

Der Erzherzog schaute den Diener einen Moment verdutzt an, dann aber klopfte er ihm auf die Schulter und sagte in warmem Tone: „Du hast recht, Toni, Du bist ein braver Kerl und sollst Dich in Deinem Herrn nicht getäuscht haben."

Nach dem Diner begab sich der Prinz hinüber in die Hofburg, wo er vom Monarchen in Audienz empfangen wurde. Der gütige Monarch ließ sich durch die Bitte Erzherzog Johanns, dem er im Grunde seines Herzens sehr gut geneigt war, bewegen, in die Verlängerung seines Wiener Aufenthaltes zu willigen.

Freudestrahlend verließ der Erzherzog das Kabinett des Kaiser-Königs. Im Vorzimmer traf er den Baron Dunkelstein an, einen Herrn im Alter von etwa fünfzig Jahren mit dem Aussehen eines Mannes, der stark über Gebühr gelebt hatte. Baron Dunkelstein, ein sehr witziger Gesellschafter und ein weitgereister

Mann mit einem sehr großen Gesichtskreise, erfreute sich bei den Großen des Hofes besonderer Beliebtheit. Zwar munkelte man allerlei von gewissen Dienstleistungen, die er besonders vergnügungssüchtigen Mitgliedern der allerhöchsten Kreise zu leisten pflegte, aber das hatte ihm bei Hofe wenig Abbruch getan, ja im Gegenteil, da man voraussetzte, daß er das erhöhte Vertrauen dieser Persönlichkeiten genoß, sein Ansehen noch verstärkt. Erzherzog Johann allein hatte, seit er von diesen „Gefälligkeitsdiensten" Baron Dunkelsteins gehört, eine gewisse Zurückhaltung ihm gegenüber beobachtet, trotzdem Dunkelstein, den er als einen Mann von Geist und Manieren schätze, ihm in früheren Jahren viel zur Seite gewesen und ihn auch auf seinen einstigen Reisen begleitet hatte. Ganz zu brechen mit ihm, was er vielleicht am meisten gewünscht hätte, — denn er fühlte gegen diesen maitre de plaisir, wie ihn auch der Kronprinz genannt hatte, einen lebhaften Widerwillen — hatte er dennoch nicht vermocht. Der Erzherzog kannte sehr wohl seinen Einfluß beim Hofe und seine Intrigenkunst und mochte die Zahl seiner Feinde, die ihm ob seines Freimuts und seiner liberalen Denkungsweise, ohnehin in großer Anzahl erwachsen waren, nicht unnötig vermehren.

Als der Erzherzog in das Vorzimmer trat, schien der Baron, der ihn sofort erblickt hatte, während der Adjutant, mit dem er sprach, dem Eintretenden den Rücken kehrte und ihn somit nicht wahrnehmen konnte, einen plötzlichen Hustenanfall zu haben. Er hustete so laut und anhaltend, daß es dem Erzherzog unmöglich war, das, was der Adjutant sagte, zu verstehen. Nur zwei Worte waren ihm dennoch aufgefallen: „Fiaker Weber ..."

Der Adjutant wechselte sichtlich die Farbe, als der Erzherzog jetzt hinzutrat und salutierte militärisch. Baron Dunkelstein begrüßte ihn gleichfalls in ehrfurchtsvoller und doch vertraulicher Weise, wie jemand, der seinen Wert kennt.

Der Erzherzog blieb einen Moment stehen.

„Sie sind erkältet, Baron Dunkelstein", sagte der Prinz mit eigentümlicher Betonung, „mit Bedauern hörte ich Sie so heftig husten."

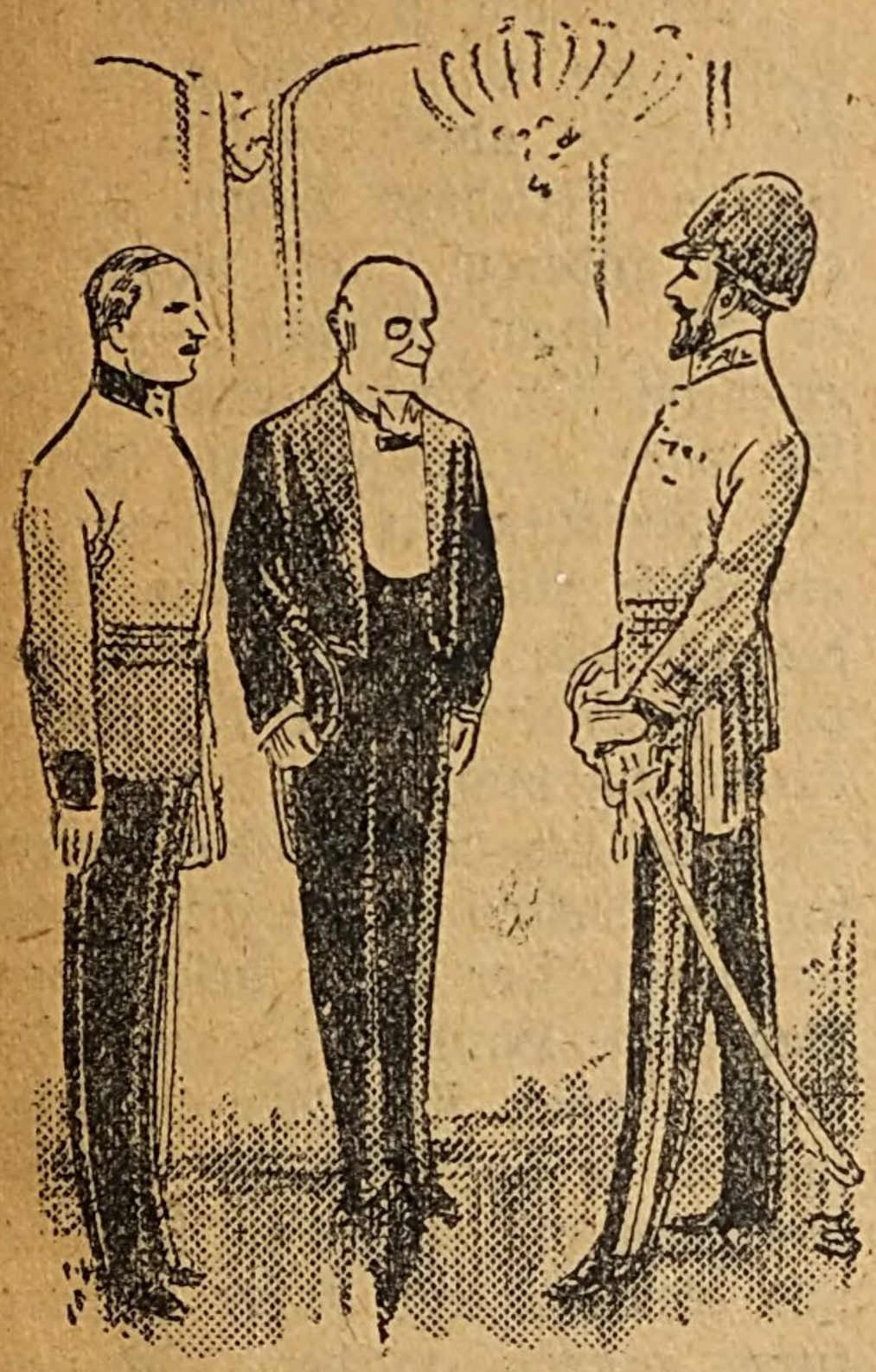
„Herr Erzherzog sind zu gütig", entgegnete der Baron ohne das geringste Zeichen von Verlegenheit, indem er sich dankend verneigte, „immer so aufmerksam, auch auf derlei Kleinigkeiten, wie mein Husten ist."

„Ich würde Ihnen raten, nicht alles so von der leichten Seite zu nehmen und besser acht zu haben auf sich", versetzte der Erzherzog noch immer mit seiner scharfen Betonung, zugleich einen ernsten Blick auf das in ironischer Unterwürfigkeit lächelnde Antlitz des Barons werfend.

„Die Aufmerksamkeit Ew. Hoheit entzückt mich. Schon dachte ich, daß Herr Erzherzog sich meiner nicht mehr erinnern wollten, wenigstens neulich bei der Rezeption beim deutschen Botschafter ..

Und ich hätte damals Ew. Hoheit so gerne etwas mitteilen wollen."

Der Adjutant, der sich überflüssig fühlte und der — er hatte mit dem Baron augenscheinlich über den Erzherzog gesprochen — sich nicht so leicht in die Situation fand, wie Dunkelstein, hatte sich zurückgezogen.



„Ich würde Ihnen raten, nicht alles so von der leichten Seite zu nehmen"

„Sie können mich ein wenig begleiten", sagte der Erzherzog, indem er sich zum Gehen anschickte, „ich bin im Begriffe, nach Hause zu gehen. Das heißt natürlich, wenn ich Sie nicht aufhalte und Sie noch immer wünschen, mir eine Mitteilung zu machen."

„Mit tausend Freuden!"

So schritten denn beide aus der Hofburg hinaus und gingen langsamen Schrittes der zeitweiligen Wiener Wohnung des Erzherzogs zu.

„Es ist eine delikate Angelegenheit", begann der Baron, auf der Gasse angelangt. „Ich teile Ew. Hoheit die Sache nur mit, weil ich keinen anderen kenne, dessen Scharfsinn der Angelegenheit auf den Grund kommen könnte, und weil es mir besonders darum zu tun ist, Sie, Herr Erzherzog, davon zu überzeugen, daß mir nichts so sehr am Herzen gelegen ist, als das Wohl des allerhöchsten Herrscherhauses im allgemeinen und das Ew. Hoheit im speziellen."

„Bitte, lassen wir die Einleitungen", sagte der Prinz etwas ungeduldig.

Baron Dunkelstein preßte die Lippen zusammen und setzte dann gelassen fort:

„Ew. Hoheit haben sicherlich die schöne Gräfin Fjordenson bemerkt, die üppige Norwegerin, die seit nicht langer Zeit in Wien weilt und auch neulich bei der Réunion auf der deutschen Botschaft durch ihre Schönheit auffiel."

„In der Tat, die Gräfin ist auch mir aufgefallen", warf der Erzherzog zerstreut ein.

„Die verwitwete Gräfin Fjordenson ist seit wenigen Wochen in Wien angelangt; sie hat eine elegante Wohnung auf dem Kärnthnerring gemietet und tut so, als ob sie ewig in Wien zu bleiben gedächte. Ich war vor etwa fünf Jahren in Norwegen; ich weiß auch, daß es dort einen Grafen Fjordenson gegeben hat,

der inzwischen gestorben ist. Aber ebensogut ist mir bekannt, daß Fjordenson ein Kavalier ohne einen Heller Vermögen war und daß daher dessen Witwe ganz unmöglich einen solchen Aufwand treiben könnte, wie die Gräfin Fjordenson, wenn ihr nicht besondere Geldquellen zur Verfügung stünden."

„Das ist mir sehr gleichgültig, lieber Baron und geht auch, denke ich, eigentlich mehr den Polizeichef als mich an, wenn schon etwas Besonderes dabei sein sollte."

„Ew. Hoheit werden sich sofort überzeugen, daß diese Sache auch einen Erzherzog zu interessieren vermag. Gräfin Fjordenson ist keine gewöhnliche Abenteurerin, sie ist, ich bin dessen ganz sicher, eine Agentin Rußlands, die auch mit Bulgarien lebhafte Fühlung unterhält."

Der Prinz begann plötzlich sehr aufmerksam zu werden. Er warf einen forschenden Blick auf das Antlitz des Sprechenden, aber Baron Dunkelstein verriet mit keiner Miene seine Gedanken. Er sprach im Gegenteile mit der größten Unbefangenheit weiter:

„Was ich behaupte, bin ich, wie Ew. Hoheit wissen, stets imstande zu beweisen. Ich beobachtete bei der Rezeption die Personen, mit denen sie sprach und diese Beobachtungen bestätigen meine Behauptungen. Herr Erzherzog, man hat vielleicht zu Ihnen gesagt, daß Baron Dunkelstein nur für Liebesaffären Sinn und Auge hätte; das gilt nur für jene, die mich nicht näher kennen. Ich habe auch lebhaften Sinn für ernste Dinge, und ich denke, daß meine Andeutungen Ihnen dies beweisen. Gräfin Fjordenson ist ein Werkzeug Rußlands zur Ausforschung des Wiener Hofes, ein Werkzeug gegen den Battenberger."

„Ah! . . ."

„Sie empfängt oft Briefe aus Sofia, die wohl nicht direkt an die Gräfin adressiert sind, sondern an Friedrich Wessel, der in einem anderen Hause wohnt — er ist mein Nachbar — aber eigentlich ihr Geheimsekretär ist. Es wäre gut, wenn eine mächtigere Persönlichkeit als ich es bin, auf diese Ränke ein Auge hätte. deshalb habe ich mich an Ew. Hoheit gewendet", fügte der Baron ehrerbietig hinzu.

Inzwischen waren die Herren bei der Wohnung des Erzherzogs angelangt. Der Prinz drückte dem Baron die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen, sie sind fürwahr sehr bemerkenswert. Vielleicht kann ich mir dieselben mit Ihrer Mitwirkung zunutzen machen. Ich nehme großes Interesse an Battenberg. Auf Wiedersehen, Baron."

Baron Dunkelstein spazierte mit sehr zufriedenem Gesichtsausdruck die Straße zurück, die er gekommen war. Seine grauen Augen hatten etwas ungemein Listiges an sich. Er rieb sich die Hände und murmelte: „Als ob es mir unbekannt wäre — dies Interesse an dem Battenberger."

An der Ecke bemerkte er einen Fiaker, der auf einen Fahrgast zu warten schien. Der Baron streifte den Kutscher mit einem raschen Blick: „Aha, da ist ja der

Weber, den ich heute vom Leibjäger hierher bestellen hörte". rief der Baron leise.

Dann mit einem plötzlichen Entschlusse winkte er einem zweiten Wagen, den er vor einem im nächsten Hause befindlichen Kaffeehause, in das er eintrat, warten ließ. Er nahm an einem der Spiegelfenster des Cafés Platz, verbarg sich hinter einem großen Zeitungsblatt und beobachtete von dort den Fiaker Weber.

Nach einer halben Stunde etwa sah er einen Herrn im eleganten Straßenanzuge in den Wagen steigen; es war Erzherzog Johann.

Rasch hatte er den Betrag für seine Zeche hingeworfen, das Café verlassen und seinen Fiaker bestiegen.

„Folgen Sie unauffällig dem Wagen dort!" war seine Weisung an den Kutscher.

5. Kapitel

Bei der Familie Stubel

In der Pramergasse stieg der Erzherzog vor dem bezeichneten Hause aus und begab sich elastischen Schrittes in den zweiten Stock, wo Stubels wohnten.

Milly Stubel war den ganzen Tag in merkwürdiger Erregung gewesen. Sie fürchtete, daß der junge Mann vielleicht an die Einladung vergessen, oder daß wichtigere Geschäfte ihn vom Kommen abhalten könnten. Sie wußte selbst nicht, warum sie das so sehr bewegte. Hatte sie doch Johann Orth erst ein einziges Mal im Leben gesehen und es war sehr leicht möglich, daß seine Erscheinung, die so plötzlich vor ihr aufgetaucht, ebenso rasch wieder aus ihrem Gesichtskreise entschwinden würde. Und wenn auch nicht, was war ihr der junge Mann, was sie ihm? Diese Fragen und Befürchtungen, die in ihr aufstiegen, vermochten jedoch nicht, ihre Ruhe wieder herzustellen. Im Gegenteile, sie mußte sich sagen, daß sie mit diesen Klügeleien nur sich selbst zu täuschen versuchte, und daß sie im Grunde ihres Herzens nichts sehnlicher wünschte, als Johann Orth recht bald näher zu treten. Ja, sie mußte auch, wenn sie aufrichtig gegen sich selbst sein wollte, zugeben, daß der Eindruck, den sie auf Orth gemacht hatte, kein so flüchtiger war, wie dies bei neuen Bekanntschaften der Fall zu sein pflegt, daß es vielmehr den Anschein gehabt habe, als wäre der junge Mann von ähnlichen Gefühlen durchdrungen, als sie. Sie mußte immer wieder an den innigen Blick seiner Augen, an den warmen Ton seiner schönen, männlichen Stimme denken, an einzelne bedeutungsvolle Worte, die er hatte fallen lassen, und das Ergebnis all' dieser Gedanken war, daß sie mit größerer Ungeduld und Aufregung denn je dem Abende entgegensah.

Endlich um halb 8 Uhr abends ertönte die Klingel. Milly eilte selbst zu öffnen und begrüßte den Gast mit einem freudigen Ausrufe. Johann Orth — nennen wir den Erzherzog hier auch bei seinem selbstgewählten Pseudonym — küßte ihr galant die Hand, die er etwas länger festhielt, als un-

bedingt nötig war und sagte freudig: „Ah, mein Fräulein, Sie haben mich erwartet?“

„Wie sollte ich nicht, Herr Orth. Glauben Sie etwa, daß wir mit so ernsten Dingen, wie Einladungen sind, Spaß treiben?“ entgegnete sie neckisch.

Inzwischen waren auch schon die übrigen Mitglieder der Familie herbeigekommen und hatten den Ankömmling in das Gastzimmer geleitet, wo eben Anstalten zum Decken der Tafel getroffen wurden.

„Ei, ei, welch' vielverheißende Vorbereitung“, meinte Orth lächelnd, das nette Arrangement des Tisches betrachtend. „Das wird ja eine herrschaftliche Tafel.“

Frau Stubel wurde rot vor Freude über dies Kompliment. Die gute Dame hatte stundenlang geschafft, um den neuen Bekannten, von dem sie gesagt hatte, er sei gewiß etwas recht Gutes, etwas „Studiertes“, würdig zu empfangen.

„Ja, ja“, erwiderte sie, „die Stubels lassen sich nicht spotten. Der Rehbock wird mir und Ihnen Ehre machen, Herr Orth. Der wird so saftig und zart, wie Sie gewiß noch keinen gekostet haben.“

„Die Mutter ist sehr stolz auf ihre Kochkunst“, bemerkte Lori, „aber mit Recht. Sie ist, um mich in der Theatersprache, die uns so geläufig ist, auszudrücken, sozusagen ein „Star“ auf diesem Gebiete.“

„Und wir werden mit unserem Applaus nicht kargen“, versetzte Orth lachend.

Herr Stubel kramte indessen ein Album hervor und meinte, indem er es vor Orth ausbreitete:

„Da muß ich Ihnen, bis wir zu Tisch gehen, auch noch meine dritte Tochter wenigstens im Bilde vorstellen, damit Sie doch meine ganze Familie kennen lernen.“

„Das hier“, sagte er, auf eine Photographie zeigend, „ist meine Tochter Jenny, die aber gegenwärtig in Prag in Engagement ist.“

„Die Schönheit ist also ein obligates Attribut der Familie Stubel“.

„Die dritte der Grazien“, ergänzte Orth, indem er einen bewundernden Blick auf die Photographie der schönen Schauspielerin und dann auf Milly warf, die ihm über die Schulter guckte. „Die Schönheit ist also ein obligates Attribut der Familie Stubel.“

„Oh, Sie sind zu freundlich“, sagte die aus der Küche erhitzt eintretende Mama, indem sie un-

ter allgemeiner Heiterkeit rasch ihre Haube zurückschob, „aber schließlich mögen Sie nicht ganz Unrecht haben, wie ja auch das Publikum meint. Meine Töchter dürfen sich schon sehen lassen, und das kann ich auch ohne jede Ueberhebung sagen: sie haben viel Bewunderung gefunden."

Milly schien sich bei diesen etwas selbstbewußten Worten ihrer Mutter nicht sonderlich behaglich zu fühlen. Sie senkte verwirrt die Augen und meinte halblaut:

„Mama ist ein wenig eingebildet, Herr Orth; Sie müssen ihr das nicht übel nehmen. Schließlich sind wir ja beim Theater, und somit, wenn sich das auch mehr auf meine Schwestern bezieht, die als Solosängerinnen die Aufmerksamkeit mehr auf sich zogen als eine Tänzerin wie ich, mit meinem kleinen Talent, immerhin alle der öffentlichen Kritik ausgesetzt. Da tut zu Hause manchmal ein bißchen mütterliches Lob wohl, wenn es auch nicht immer begründet ist."

„Ah paperlapp!" machte die Alte, „ich weiß, was ich weiß Daß Ihr schön seid, Mädels, das hat schon mehr als ein feiner Herr gesagt."

Diese Bemerkung machte Milly, die fühlen mochte, daß derlei Anpreisungen Orth gegenüber nicht mehr am Platze waren, vollends furchtbar verlegen. Wenn es auch der Wahrheit entsprach, daß es den jungen Damen beim Theater an Bewunderern nie gemangelt hatte, so war es nicht minder wahr, daß Milly von diesen Herren nie auch nur die geringste Notiz genommen. Sie hatte ein von dem ihrer Schwestern sehr verschiedenes Naturell, das im Bereiche der Bühnenwelt allerdings zu den Seltenheiten gehörte. Nie hatten dem jungen Mädchen, so wie ihren älteren Schwestern, Brillanten, Schmuck oder sonstiger Luxus imponieren können. Mehr als einmal hatte sich Mama Stubel bitter geärgert, wenn Milly wieder einmal, wie die Mutter es meinte, eine kolossale Dummheit begangen und das Präsent irgend eines bekannten oder unbekannten Spenders, selbst einfache Blumensträuße, geschweige also Juwelen oder andere Wertgegenstände, samt den duftigen Briefchen, die sie zu lesen nicht der Mühe wert fand, sehr dezidiert zurücksandte. Hundertmal wohl hatte die Mutter gepredigt:

„Du bist beim Theater, Milly! Du darfst diese Aufmerksamkeiten nicht zurückweisen, ohne Deine Zukunft aufs Spiel zu setzen. Schau Deine Schwestern an; sind die etwa schlecht gefahren dabei? Die Lori hat eine Schmuckkollektion wie eine Fürstin und die Jenny hat in Prag eine glänzende Equipage zur Verfügung. Nur Du allein wirst es mit Deinem Starrsinn nie zu etwas bringen. Eine Tänzerin, die nichts annimmt, — das ist einfach lächerlich."

Aber Milly blieb auf ihrem Köpfchen bestehen und sagte:

„Und wenn ich zugrunde gehen müßte, ich könnte von diesen Herren nichts annehmen. Das ist ja nur der Anfang vom Lied, das Ende davon ist ein ganz anderes, ein recht trauriges. Oh, ich kenne

das, Mutter, ich bin nicht umsonst beim Theater. Ich habe offene Augen und kann schließlich nichts gegen meine Natur. Mein Glück ist meine Selbstachtung, und die müßte ich verlieren, wenn ich noch so hoch steigen würde, um den Preis, den man dafür zu zahlen pflegt."

Die Mutter schüttelte ärgerlich den Kopf und erwiderte: „Als ob Du gar kein Theaterblut in Dir hättest, Milly. Du sprichst grad so wie das erste beste Nähermädel, das nie etwas anderes vor sich gesehen hat, als ihre ärmliche Dachstube; 's wär schier gescheiter gewesen, wenn aus Dir so eine Nähermamsell geworden wäre, eine Theaterprinzessin wirst Du so niemals."

Papa Stubel aber drückte bei solchen Gelegenheiten seinem Lieblingskinde heimlich die Hand, und küßte sie herzlich auf die rosigen Wangen — natürlich nur, wenn seine Frau aus dem Zimmer verschwunden war, denn der würdige Mann, der ein seelengutes Herz, aber einen recht schwachen Willen besaß, stand stark unter dem Pantoffel seiner resoluten Gemahlin. „Hast recht, mein Kind", sagte er bei solchen Anlässen ganz gerührt. „Bleib immer so brav, mein schönes Augapferl Du — wirst doch noch einmal was Rechtes werden."

Die in Gesellschaft Johann Orths gesprochenen Worte der Mutter hatten deshalb Milly arg verstimmt und sie war herzlich froh, als nun das Kommando „zu Tische" ertönte, da sie während des Essens ihre Verlegenheit besser verbergen konnte.

Die Gesellschaft tat der Kochkunst Frau Stubels alle Ehre an und brachte diese in so gute Laune, daß sie sowohl wie ihre Familie von der Verstimmung Millys wenig merkte, nur Johann Orth nahm wahr, daß sie während der Tafel sehr einsilbig blieb und ihre gewohnte Munterheit eingebüßt zu haben schien.

Desto munterer war jedoch Herr Stubel, der heute dem Gaste zu Ehren zwei Flaschen echten Johannisberger, die er aus Prag von seiner Tochter Jenny erhalten hatte, entkorkte und Orth fleißig zutrank.

„Wir wollen hoffen, Herr Orth", nahm er einmal das Wort, „daß derlei fröhliche Stunden, wie wir sie jetzt miteinander erleben, sich recht oft wiederholen werden. Das heutige Mahl entspricht eigentlich nicht recht einer Einladung, da Sie selbst ja mit Ihrem prächtigen Rehbock den Löwenanteil davontragen. Aber warten Sie, das nächste Mal ..."

„Aber, Papa, Du weißt ja gar nicht, ob Herr Orth uns mit einer öfteren Anwesenheit, die uns allen so wünschenswert erscheint, nicht vielleicht ein Opfer bringt", warf Lori nicht ohne Absicht ein. „Wir wissen nicht, ob der Beruf Herrn Orths viele Störungen erleiden kann ..."

Der Angesprochene merkte wohl, wo die Sache hinaus wollte, und begriff, daß man neugierig war, endlich etwas von seiner Beschäftigung zu hören, deren er bisher mit keinem Worte Erwähnung getan. Da er fühlte, daß auch die Augen Millys mit die-

lem Interesse auf ihm ruhten, sprach er möglichst unbefangen:

„Mein Beruf wird keinen Moment durch einen so angenehmen Aufenthalt, wie ihn ein Besuch im Kreise Ihrer Familie gewährt. behindert. Ich bin Ingenieur, mein Fräulein, doch gegenwärtig aus dem Staatsdienste, dem ich angehöre, für kurze Zeit beurlaubt, kann also über meine Zeit momentan frei verfügen."

Es war ihm nicht ganz leicht gegangen mit dieser Erklärung, zu der er sich gezwungen gefühlt hatte und die ja, in ihrem Wesen wenigstens, der Wahrheit nicht entsprach. Aber was blieb ihm übrig, wenn er einen weiteren Umgang mit der Familie, insbesondere mit Milly pflegen wollte, ohne durch die Nennung seines Ranges das Aufkommen eines jeden wahren Gefühles in der Brust des jungen Mädchens auf immer zu ersticken? Und machte ihn doch dieses Gefühl, dessen Vorhandensein er wahrzunehmen glaubte, so unsäglich glücklich und froh... Endlich das Wesen zu finden, rein, unschuldig und hingebungsvoll, wie er es geträumt, war dies Glück nicht einer Verstellung wert, mit der er — er sah auf den Grund seines Herzens — keine unredliche Täuschung, nur eine Prüfung und die Erleichterung der Beziehungen, die sonst der kalte Atem des Hofes imNu fortgeweht hätte. bezwecken wollte!...

Der alte Stubel war sehr befriedigt von dem, was er gehört hatte und auch die Mutter triumphierte, daß sie mit ihrer Menschenkenntnis recht behalten und daß Orth richtig etwas „Studirtes" war.

„Sie sind vielleicht wegen Ihres Balletts auf Urlaub, dessen Aufführung in der Oper Sie erwarten?" fragte Lori.

„Zum Teile, mein Fräulein. Aber Sie erinnern mich an mein Versprechen: ich habe einen Teil der Partiturabschrift mitgebracht und wenn Sie erlauben, will ich Ihnen denselben, da unser Mahl ohnehin beendet ist, vorspielen."

Unter allgemeiner Zustimmung setzte sich Johann Orth ans Klavier und begann aus seiner Komposition „Die Assassinen" zu spielen.

Ein träumerischer Zug glitt über sein edles Antlitz. Mit vornehmer Empfindung ließ er die Saiten zu dem rauschenden, von Wohllaut durchsättigten Vorspiel erklingen. Die Pracht des Orients mit seinem glühenden Farbenzauber schimmerte durch das Tongewebe seiner Dichtung. Dazwischen klingt das kirchlich düstere Element der Kreuzfahrer, das Schwertgeklirre der Kämpfenden, das wieder mit zarten Tanzbildern wechselt...

Wie weltverloren vertiefte sich Orth in seine Dichtung, erst der laute Beifall der Zuhörenden weckte ihn. Die schönen Augen Millys glänzten entzückt zu ihm hinüber, wie ein wolkenblauer See, in den ein Cherub seine Schwingen getaucht...

Lori klatschte laut in die Hände.

„Aber das ist ja wunderschön, Herr Orth! Jammerschade, daß ich dazu nicht singen kann. Aber zu spielen will ichs sofort versu-

chen, wenn Sie gestatten. Ich bin nämlich, im Vertrauen gesagt, eine ferme Klavierspielerin und spiele so ziemlich vom Blatte, besonders wenn mir etwas so außerordentlich gefällt, wie Ihr Ballett."

Damit nahm sie, nachdem Orth aufgestanden, an dem Instrumente Platz und begann zum Ergötzen Frau Stubels und ihres Mannes zu präludieren, während Orth sich Milly näherte.

„Sie sind ja außerordentlich schweigsam geworden", sagte er mit gedämpfter Stimme, um die Musik nicht zu stören, zu Milly. „Was hat denn so Ihr Mißfallen erregt, mein Fräulein?"

„Ich glaube, daß Sie den Grund erraten haben dürften, Herr Orth", erwiderte sie mit lebhaftem Erröten, das dies reizende Geschöpf noch begehrenswerter erscheinen ließ. „Was werden Sie von mir denken, nach dem, was Mama vorhin gesagt, die etwas — frei mit den Worten ist?.... Und es täte mir wirklich in die Seele wehe", setzte sie hinzu, „wenn Sie mich nach dem Scheine dieser Worte beurteilten."

Johann Orth ergriff die Hand, die er in der seinigen behielt und entgegnete:

„Oh, glauben Sie nicht, Fräulein Milly, daß ich mich durch solche Aeußerlichkeiten so leicht verstimmen lasse. Viel deutlicher als die Worte Ihrer Frau Mama, die die Theaterluft an eine freiere Ausdrucksweise gewöhnt haben mag, erkenne ich Ihren Charakter aus Ihren süßen Augen, die gewiß nicht zu lügen vermögen. Und diese Augen sagen mir, daß Sie gut und brav sind, teuere Milly."

„Ich danke Ihnen, Herr Orth, oh ich danke Ihnen unendlich für Ihre lieben, lieben Worte. Sie wissen gar nicht, was Sie mir für eine große Freude gemacht haben."

„Habe ich das?" flüsterte Orth mit zärtlichem Tonfalle. „Oh, ich wünschte nichts anderes, als Ihnen immer, immer Freude machen zu können."

„Es ist mir so wenig, so sehr selten im Leben gelungen, jemandem eine Freude zu machen, — selbst mir kaum..."

„Ach, du lieber Gott, Sie wollen doch damit nicht sagen, daß Sie unglücklich sind?..."

Milly wandte ihm schweigend das tiefer berühren?..."

„Und wenn auch, könnte Sie ihren innigen, kindlich-süßen Blick zu.

„Oh, entschuldigen Sie, teures Fräulein, daß ich Sie auch nur einen Moment lang nicht für fähig hielt, an fremdem Schmerz teilnehmen zu können. Gewiß, Sie sind ein liebes, herzliebes Mädchen. Und dann... nein, ich bin ja gar nicht unglücklich, was rede ich denn? Seit ich Sie gesehen, Milly, fühle ich mich wie umgewandelt und sehe die Welt nicht mehr so liebeleer wie einst."

Millys Hand zitterte leise in der seinigen, sie senkte ihre Seidenwimpern und erwiderte nur: „Da werden Sie wenigstens recht bald und recht oft wiederkommen."

„Vielleicht zu oft für Sie..."

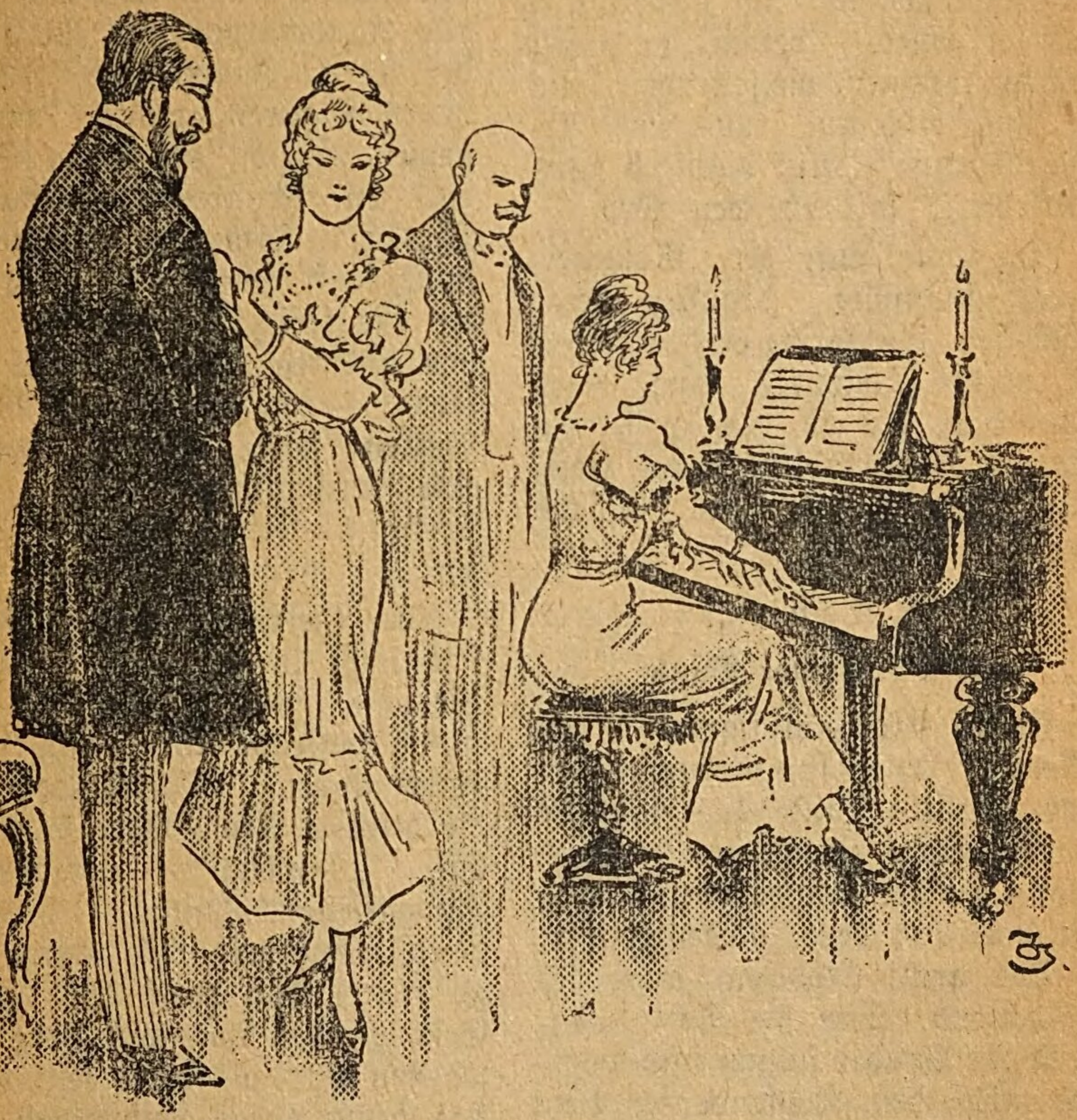
„Oh nein, für mich..." dann stockte Sie plötzlich verwirrt, aber

Orth drückte rasch ihre Hand an seine Lippen.

„Oh, lassen Sie dies Wort nicht ungesprochen sein, teure, süße Milly. Wärs möglich, daß mir ein solches Glück beschieden wäre, daß Sie mich gerne sehen,

dern, denn Lori schloß mit einem harmonischen Akkorde ihr Spiel und erhob sich vom Klavier.

Sie warf einen lächelnd-forschenden Blick auf das Paar, das sich ganz in den Schatten eines großen Armschrankes zurückgezo-



„— Oh, ich wünschte nichts anderes, als Ihnen immer Freude machen zu können“ . . .

daß Sie meine Liebe nicht von sich weisen, denn ich liebe Sie, Milly, ich liebe Sie, das müssen Sie schon erkannt haben. Vom ersten Augenblick an, da ich Sie ersah, ist die Liebe in mein Herz gezogen.“

Milly hatte keine Zeit zu erwi-

gen hatte und fragte schelmisch: „Nun, habe ich Sie befriedigt, Herr Orth?“

Dieser, der den Doppelsinn ihrer Worte begriff und mit Freude in Lori eine Förderin seiner Liebe zu entdecken vermeinte, antwortete: „Oh, und wie sehr! Sie

sind eine vollendete Meisterin, mein Fräulein."

Lori lachte und Mama Stubel dachte still, Johann Orth sei der artigste Mann weit und breit.

Infolge dieses guten Eindrucks ging eine ganze Flut von Einladungen auf ihn nieder, und als er schied, bekam er außer einem warmen, vielsagenden Blick Millys, auch den traulichen Abschiedsgruß: „Auf baldiges Wiedersehen!" mit auf den Weg.

Die laue Luft der Sommernacht umspülte draußen seine Schläfen. Gierig sog er den linden Atem des Sommers ein; wars ihm doch, als ob auch in seinem Herzen Sommerblumen der Hoffnung, der Liebe, des Glückes sprießen würden...

6. Kapitel

Ein seltsamer Bund

Pietro Giovanni starrte einen Moment wie sinnverwirrt auf das Antlitz Tante Theresas, die tot im Bette zurückgesunken war. Dann rief er Anina mit leiser Stimme aus dem Nebenzimmer.

Das arme Mädchen warf sich schluchzend über die Tote, während ihr Bruder stumm und wortlos neben dem Kopfende des Bettes stand.

Dieser Todesfall, an den er eigentlich schon früher hätte denken können, mußte eine Aenderung in seinen Lebensverhältnissen hervorrufen. Das Einfachste wäre gewesen, die Schwester mit zu sich nach Wien zu nehmen. Er hatte auf der Hernalser Straße eine kleine Wachsfigurenbude: das „Kabinett Pietros" hieß es und erfreute sich unter den Bewohnern dieses Vorortes eines sehr guten Rufes, denn dort konnte man die berühmten Männer des Jahrhunderts stets in größter künstlerischer Vollkommenheit, von der Hand Pietro's gefertigt, bewundern, und natürlich auch alle Raubmörder und Verbrecher der letzten Jahre, die stets mit neuen Figuren ergänzt wurden, sowie irgend ein Hugo Schenk oder ein Francesconi auftauchte. Dies war sogar die Hauptanziehungskraft seines Kabinetts und die Meisterschaft Pietro's — seinen anderen Namen kannte man kaum — im Formen der Wachsfiguren hatte ihm in Hernals eine Berühmtheit verschafft, wie sie kaum Michel Angelo besessen...

Aber Pietro mochte seine Schwester nicht in die nicht besonders für eine junge, frische Mädchennatur passende Umgebung seiner unheimlichen Wachsbilder und die desolate Atmosphäre seiner an das „Museum" anstoßenden Junggesellenwohnung bringen. Nein, dazu war ihm Anina viel zu teuer. Und dann das junge Geschöpf, das ihm ans Herz gewachsen war, als wärs sein Kind, das kaum etwas wußte von dem Getriebe dieser Welt, sollte, und durfte nichts von verschiedenen Geschäften ihres Bruders erfahren... Denn Pietro war nicht allein Wachsfigurenanfertiger... Er empfing manchmal Herren in seinem Zimmer, die allerlei wichtige, geheime Unterredungen mit ihm pflogen, von denen nicht einmal die Nachbarn etwas wußten und die Anina nie und nimmer

beunruhigen dürften... Friedrich Wessel, der Geschäftsträger der Gräfin Fjordenson, ja auch die Gräfin selbst war bereits oft in seinem Atelier erschienen...

Dies alles überlegte Pietro, während Anina still vor sich hinweinte.

Was also sollte er mit Anina beginnen? In dem verlassenen Häuschen in Schottwien konnte er sie doch auch nicht allein lassen, zumal er dieses Haus jetzt für seine Projekte sehr gut verwenden konnte.

Da kam ihm ein guter Gedanke; er würde sie zu den Stubels geben. Die Familie, die er kennen gelernt, als er für sein Kabinett die fesche Saubrette Lori Stubel modellierte, war ihm sozusagen verpflichtet für diese geschickte Reklame und Milly war das einzige Wesen, das sich dem verschlossenen Italiener, der, bis er sie gesehen, kein anderes Weib, als seine Schwester mit tieferem Interesse betrachtet, mit ihrer natürlichen Lieblichkeit ins Herz gestohlen hatte. Und sie nistete sogar sehr tief in diesem Herzen; Pietro hatte eine glühende Liebe zu dem süßen Blondkopfe gefaßt, und die Mutter, die es früher bemerkt hatte, als ihre Tochter, sagte einmal zu ihm: „Die Milly kriegt sowieso keinen Grafen, wenn sie auch hundert Jahr beim Theater wär'; die wird schon mit einem schlichten Bürgersmann, wie Sie sind, Vorlieb nehmen müssen." Da hatte er so froh aufgeatmet, wie seit langem nicht und blitzenden Auges auf Milly geschaut, die jedoch seinem Blicke scheu auswich. Seit jener Zeit hatte er sich offen um Milly bemüht und, wenn ihm auch das Widerstreben, welches das Mädchen seinen Werbungen entgegensetzte, nicht unbekannt war, so hoffe er doch, daß es seiner beharrlichen Liebe gelingen werde, den Sieg davonzutragen. Milly jedoch fühlte eine ihr selbst nicht erklärliche Abneigung gegen den wenig redseligen Italiener, der seine dunkeln Augen so tief in sie einbohrte und dessen rauhes Organ manchmal eine tiefere Leidenschaftlichkeit verriet, als er selbst merken lassen wollte. Deshalb war sie auch bei dem Zusammentreffen im Walde so erbebt, als sie den Klang seiner Stimme vernahm und den haßerfüllten Blick bemerkte, den er Orth zuwarf.

Aber auch Pietro hatte dies Erbeben bemerkt und erinnerte sich jetzt, als seine Gedanken bei den Stubels weilten, mit großem Unbehagen an die Begegnung im Walde.

Doch was immer der Erzherzog, den der Italiener beim Aufleuchten des Streichholzes sofort erkannt hatte, damit bezweckte, sich unter einem falschen Namen den Stubels vorzustellen, die Anwesenheit Aninas im Hause konnte nur dazu führen, ihn mit den Plänen des hohen Herrn je rascher bekannt zu machen.

Er beschloß daher, der Familie Stubel den Antrag zu stellen, Anina gegen Bezahlung der hiedurch verursachten Auslagen, ins Haus zu nehmen.

Diesen Entschluß teilte er dem jungen Mädchen mit und sagte.

daß sie dort die beste Stätte finden könnte. Morgen nachmittag wolle er mit ihr, nachdem er im Orte die Vorbereitungen zum Leichenbegängnis der Tante getroffen, nach Wien gehen. Dort sollte Anina eine Nacht bei ihm bleiben, bis am nächsten Tage das Begräbnis vorbei sei. Er aber wolle gleich morgen am Abende zu den Stubels gehen, um die Verabredung zu treffen. Er hoffe, ein günstiges Ergebnis zu erreichen.

Und wie er es beschlossen, so tat er auch.

Am Abende des nächsten Tages verfügte er sich, seine Schwester bei sich zurücklassend, zur Wohnung der Familie Stubel. Als er vor dem Hause ankam, hörte er aus dem geöffneten Fenster des ersten Stockes, der Wohnung Stubels, die rauschenden Töne der Ouverture zu den „Assassinen", die Orth soeben spielte. Das erinnerte ihn im Momente an den Besuch Orths, der, wie er damals gehört, für heute zugesagt war, und zögernd blieb er bei dem Torwege stehen. Gewiß, es hatte jetzt keinen Zweck, wenn er zu Stubels ging, denn er hätte vor dem Fremden seinen Antrag schwerlich vorbringen können. Und dann, es wäre ihm durchaus nicht erwünscht gewesen, dem Erzherzog jetzt gegenüberzutreten. Er war dessen beinahe sicher, daß der Prinz mit seinem Inkognito, mit seinem baldigen Besuche eine Absicht verfolge, die er — das Blut schoß ihm dabei heiß ins Gesicht — mit Milly in Verbindung brachte, und zwar in keine sehr ehrenhafte Verbindung...

Oh, diese großen Herren! Was kümmerten sich die um die Unschuld, die Ehre eines jungen Mädchens aus einfachem Bürgerstande! Was waren ihnen die Leiden, der verzweifelnde Schmerz eines Kindes aus dem Volke! Hatte nicht seine Mutter durch einen vornehmen Müßiggeher ihren Untergang, sein Vater seinen Tod gefunden! Düster blickte er zum Fenster auf, wieder ballte sich drohend seine Faust, als er plötzlich fühlte, wie ihm jemand auf die Schulter klopfe:

„He, hollah, guter Freund! Was schmachtet Ihr da zu dem Fenster hinauf?" sagte Baron Dunkelstein, der sich im Umkreise des Hauses aufgehalten hatte. „Wer ist denn der Künstler, der da droben die Tasten in Bewegung setzt? Kennt Ihr ihn?"

Pietro Giovanni schaute den Unbekannten mit Befremden an. Dann erwiderte er: „Was kümmert Sie, mein Herr, der Spieler droben?"

„Hm, hm, mein Bester, das ist keine Antwort auf eine höfliche Frage. Ich habe gesehen, wie Sie ins Haus treten wollten", meinte Dunkelstein, seinen hohen Ton etwas herabstimmend, „und da habe ich geglaubt, daß Sie auch die Inwohner kennen. Und da ich selbst ein passionierter Klavierspieler ihn, so habe ich diese Frage an Sie gerichtet."

Pietro schaute ziemlich ungläubig drein, versetzte jedoch: „Da oben wohnt die Familie Stubel, ich kenne die Inwohner in der Tat. Am Klavier aber

scheint ein Fremder zu sitzen, denn ich wüßte nicht, wer von den Stubels einen solchen Anschlag besitzt."

„Ei, ei," lächelte Dunkelstein, „Sie haben ja eine sehr feine Beobachtungsgabe, mein Herr. Das liebe ich, wahrhaftig ich schätze diese Eigenschaft sehr."

Dann, als er sah, daß Pietro keine Anstalten machte, ins Haus zu treten, setzte er hinzu: „Bitte, ich will Sie nicht länger aufhalten, mein Herr."

„Sie halten mich nicht auf, ich gehe nicht in dies Haus; ich habe mirs überlegt; es ist zu spät dazu."

„Dann gestatten Sie wohl, daß ich an Ihrer Seite schlendere; es ist ein so schöner Abend heute. Mein Name ist Baron Dunkelstein."

„Ich heiße Pietro", sagte der Italiener, den eleganten Herrn neugierig musternd. „Und bin Inhaber eines Wachsfigurenkabinetts."

„So, so", machte der Baron, mit einem eigentümlich überraschten Blick, „habe schon gehört von Ihrer interessanten Kollektion. Werde Sie mal aufsuchen."

Dann, als der andere schwieg, fuhr er mit gleichgültiger Miene fort:

„Friedrich Wessel hat mir davon erzählt."

Pietro veränderte nicht eine Miene; er wendete sein Antlitz nur etwas mehr dem des Barons zu und sagte gelassen:

„Friedrich Wessel? Jawohl, dieser Herr hat mein Kabinett hie und da mit seinem Besuche beehrt."

Der Baron fuhr ruhig fort:

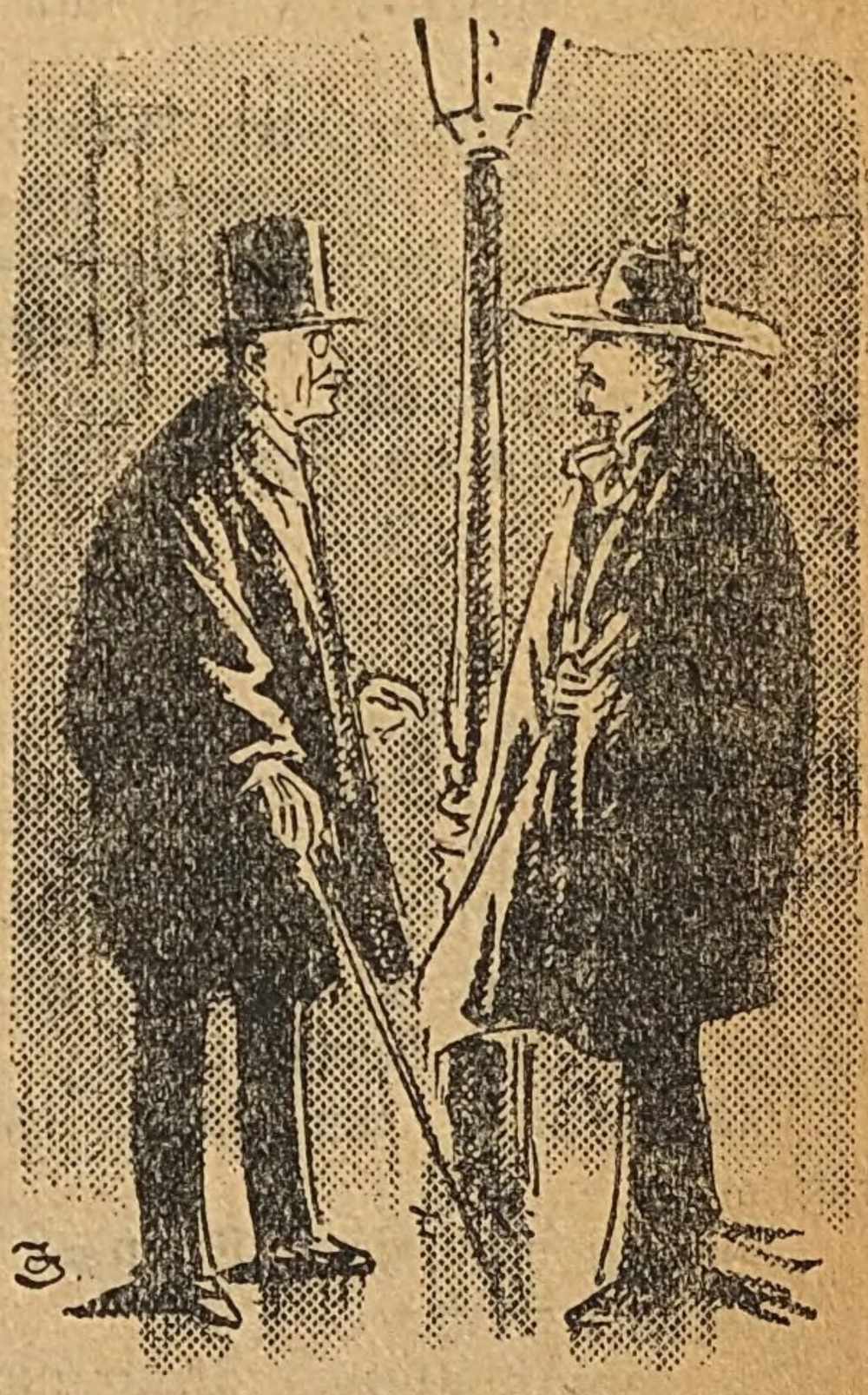
„Auch die Gräfin Fjordenson hat dann und wann Ihr Kabinett aufgesucht."

Pietro zuckte ein wenig, seine Stirne runzelte sich und etwas unsicher erwiderte er:

„Ich glaube ja, wenn ich auch nicht die Namen all' der Herrschaften kenne, die mein bescheidenes Museum einer Besichtigung würdigen."

Der Baron lächelte.

„Sie sind sehr reserviert, Herr Pietro, aber das gefällt mir von Ihnen. Sie sind ein verwendbarer Mann, um aufrichtig zu reden. Sehr verwendbar; das hat



„Nun, nun", machte der Baron. „Sie brauchen nichts Schlimmes zu befürchten" . . .

ja wohl auch die Gräfin anerkannt."

Pietro blieb bestürzt an der Straßenecke stehen; er hatte sich hiezu gerade nicht den günstigsten Platz gewählt. Ein Gaskandelaber warf ihm voll sein Licht ins Gesicht, das den Ausdruck mühsam verborgener Besorgnis verriet.

„Nun, nun", machte der Baron. „Sie brauchen nichts Schlimmes zu befürchten. Friedrich Wesel und die Gräfin sind meine Freunde. Sie haben von mir nichts Arges zu erwarten. Indem Sie wissen, daß ich ein Freund der Gräfin bin, glaube ich, Ihnen genug gesagt zu haben. Ich denke, wir kennen uns jetzt alle beide..."

„Ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß Sie mir trauen können, indem ich einen Antrag stelle, der mich Ihnen gewiß rasch näher bringen wird."

„Sie kennen die Familie Stubel genau?"

„Jawohl."

„Sie besteht?"

„Aus Vater, Mutter und drei Töchtern, von denen die eine gegenwärtig jedoch nicht hier weilt."

„Sehr gut. Und Sie sind überzeugt, daß das Klavierspiel von einem Fremden herrührt?"

„Ich glaube ihn sogar zu kennen."

„Wer ist also dieser Fremde?"

„Johann Orth."

Die eigentümliche Betonung dieses Namens verriet dem ungemein scharf beobachtenden Baron, daß Pietro das Inkognito des Prinzen durchschaut hatte.

„Ich will Ihnen einen Beweis meines Vertrauens geben", sagte er deshalb, „dieser Fremde ist niemand Geringerer als Erzherzog Johann."

„Auch das habe ich gewußt."

„Umso besser! Und nun der Antrag; es ist mir sehr darum zu tun, zu wissen, was der Erzherzog bei der Familie Stubel sucht. Ja noch mehr, ich möchte gerne über jeden seiner Schritte bei den Stubels und im allgemeinen über sein ganzes Tun unterrichtet sein. Sie sind bei der Familie Stubel bekannt. Es dürfte einem Manne, wie Sie sind, nicht schwer sein, alles Wissenswerte zu erfahren. Wir schließen sozusagen einen Bund; ich halte gewiß reinen Mund über alle Ihre Verbindungen, die mir bekannt sind, aber Sie werden mir natürlich für ein gehöriges Entgelt Ihrer Mühe, über den Erzherzog, wenn möglich, allwöchentlich Bericht erstatten."

„Hier ist meine Karte", schloß der Baron, „auf der Sie meine Wohnung bezeichnet finden, und hier ist ein kleines Angeld auf unseren Bund."

Damit entnahm er seiner Börse einen Hunderter, den er Pietro zuschob, dessen Mißtrauen ziemlich rasch geschwunden schien.

„Ich will Ihnen gerne dienlich sein, Herr Baron", sagte er, „und glaube auch, daß Sie sich an den rechten Mann gewendet haben."

Dabei zupfte er an seinem Ohrläppchen und machte mit seiner Hand ein eigentümliches Zeichen, das der Baron sehr rasch erwiederte.

Pietro verbeugte sich tief.

„In einigen Tagen erwarte ich

Sie", sprach der Baron sich verabschiedend.

„Ich werde kommen", versetzte Pietro, der plötzlich ganz unterwürfig geworden war.

Dann trennten sie sich.

7. Kapitel

Gräfin Fjordenson

Zwei Tage nach diesem Ereignisse treten wir am Vormittage eines regnerischen Tages in die Appartements der vielerwähnten Gräfin Christine Fjordenson, die sie im ersten Stocke eines Hauses a Kolowratring bewohnte. Wir finden die Gräfin in ihrem eleganter Boudoir, das, mit modernem Komfort ausgestattet, einen ebensogut gewählten Geschmack, wie freigebigen Reichtum verriet. Das Boudoir war ganz in blaßblauer Grundfarbe gehalten. Die Wände waren mit blauem Seidendamast ausgeschlagen, auf dem goldene Sternchen flimmerten. Eine Garnitur aus lachsfarbigem Seidenrips stand in der einen Ecke, während die andere Ecke des Zimmers ganz von einem riesigen venezianischen Spiegel eingenommen war. Ein zierliches Tischchen mit reizenden Nippessachen, ein figuralischer offener Kamin, verschiedene Schaukelstühle und Tabourets, sowie ein schwellender Divan ergänzten das Ameublement des nicht allzu großen Gemachs.

Die Gräfin lag bequem in einem der Schaukelstühle, mit der Lektüre eines modernen französischen Romans beschäftigt.

Sie mochte etwa dreißig Jahre zählen, vielleicht auch etwas weniger und war von einer echt sinnlichen, berückenden Schönheit. Ihr rotes, welliges Haar hatte einen seidenen weichen Schimmer. Ihre Formen waren voll und üppig; ihre zarte Hand zeigte neckische Grübchen und ihr ebenmäßiges Antlitz mit den etwas fleischigen Lippen und den gewölbten Brauen über den geistblitzenden Augen, besonders aber der alabasterweiße, samtglatte Teint mit dem wollüstigen Inkarnat erinnerte an jene schwedische Königin, die ihren schönen Leib, wie die Geschichte berichtet, unverhüllt von den Großen ihres Hofes bewundern ließ...

Gräfin Fjordenson wurde bald in ihrer Lektüre unterbrochen.

Ein Diener trat ein und meldete den Baron Dunkelstein.

Die schöne Frau empfing den Baron mit einer Vertraulichkeit, die auf einen intimen Umgang hinzuweisen schien.

Baron Dunkelstein küßte ihr galant die Hand und sich ihr gegenübersetzend, sagte er: „Heute habe ich Ihnen gar viel Interessantes zu erzählen, liebe Christine."

„Ich höre Ihnen gerne zu, Baron", erwiderte die Gräfin, indem sie ihren Schaukelstuhl in Bewegung setzte und ihre schönen, großen Augen aufmerksam dem Sprecher zuwandte.

„Gerne? Das wird darauf ankommen, beste Freundin. Also, vor allem, Gräfin, Sie sind verraten!..."

„Wie das? Ich verstehe Sie nicht!"

„Ganz einfach so, daß man bei

Hofe bereits weiß, daß Sie mit Rußland Verbindungen haben."

„Ah, Sie Ungetüm, Sie machen wieder schlechte Witze."

„Nein, meine Teure, ich spreche ganz im Ernst. Erzherzog Johann hat von Ihrer russischen Mission gewisse Kenntnis bekommen."

„Ja, aber... das wäre entsetzlich. Wie ist denn das möglich? ..... Wer ist der Verräter gewesen?" fragte die Gräfin mit heftigem Schreck.

„Ich selbst, beste Christine", versetzte der Baron mit großem Gleichmut und mit dem Verständnis und dem wollüstigen Behagen eines feinen Psychologen die grenzenlose Ueberraschung der Gräfin studierend.

„Sie? . . Sie, Baron Dunkelstein?.

„Ja, was soll aber das bedeuten um Gottes willen?"

„Das soll bedeuten, daß Sie ohne diese Enthüllung in acht Tagen hier einfach unmöglich geworden wären, schöne Frau. Oder glauben Sie, daß die Wiener Polizei aus lauter Dummköpfen besteht, die es nicht auffallend finden, wenn bei nachtschlafender Zeit in der Hernalser Straße eine Equipage stehen bleibt und derselben eine junge Dame entsteigt, die dann in eines der Häuser verschwindet, als wenn sie der Erdboden verschlungen hätte. Jawohl, Gräfin, der Polizeipräsident hat gegen Sie bereits Verdacht geschöpft. Zum Glücke habe ich ihm gestern einen kleinen Besuch abgestattet und dort die schöne Geschichte noch beizeiten erfahren. Ich hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als ein Mitglied des Herrscherhauses von Ihrer Mission zu avisieren. Erzherzog Johann wählte ich hiezu aus verschiedenen, jedoch sehr vortrefflichen Gründen, die Ihnen, liebe Freundin, vielleicht erst später ganz klar werden sollen.

Für jetzt nur so viel, daß es mir darum zu tun ist, dem Prinzen Vertrauen einzuflößen. Er hat mich in letzter Zeit mit seinem allerhöchsten Mißtrauen beehrt, mich sogar in der Reunion der deutschen Botschaft öffentlich beschämt, indem er mir ostentativ den Rücken kehrte, als ich mich ihm näherte; — oh, Baron Dunkelstein vergißt so etwas nicht und wenn ich ihn jetzt arglos und vertrauensselig machen will, so tue ich dies nur, um diesen stolzen Prinzen umso tiefer zu demütigen. Man springt mit einem Dunkelstein nicht um, wie mit seinem Lakai ..."

Die grauen Augen des Barons funkelten bei diesen Worten wie die einer Schlange mit grünlichem Schimmer, aber blitzschnell wurde er wieder der ruhige Salonmann und fuhr sogar mit einem heiteren Lächeln fort:

„Natürlich hatte ich dabei auch an Sie nicht vergessen. Erzherzog Johann ist der intimste Freund des Kronprinzen, dem er von den ihm gemachten Mitteilungen gewiß nicht schweigen wird. Da ich ihn auf die Fährte geführt habe, wird es nicht schwer sein, ihn zu veranlassen, mich mit Ihrer weiteren Vigilierung zu betrauen und die Bemühungen der Polizei, angeblich als das Ziel gefährdend. wieder zur Ruhe zu bringen. Daß ich dann nur mitteilen werde von

meinen Beobachtungen, was mir frommt ohne Ihren Projekten sonderlich zu schaden, — das lassen Sie meine Sorge sein."

„Sie sind ein Hexenmeister, lieber Baron, ein wahrer Hexenmeister! Wahrhaftig, ich bewundere Sie!"

„Jawohl, ich bin so etwas wie ein Hexenmeister", lachte der Baron, „und ich hoffe, Ihnen und anderen noch den Beweis davon zu liefern."

„Sie sind ein Hexenmeister, lieber Baron, ein wahrer Hexenmeister!" . . .

Dann sagte er plötzlich in ernstem Tone: „Aber lassen wir diesen Scherz. Haben Sie Nachrichten aus Sofia?"

„Nicht sehr tröstliche", erwiederte die Gräfin verdießlich, „das bulgarische Volk hängt mit schwärmerischer Liebe an diesem Battenberger. Das Geld, das ich seit vier Wochen hinuntersende, hat nicht die geringste Wirkung getan. Ich habe aus Petersburg gestern eine Anweisung auf eine Million Rubel erhalten. Eine Million! Bah, was soll ich mit diesem Bettel anfangen? Aber ich will nicht ruhen und auch dieses Geld nach Bulgarien rollen lassen. Vielleicht vermag die handvoll Gold etwas gegen die Liebe für Alexander ..."

Ihre Stimme vibrierte leicht, als sie den Namen Alexander aussprach und Baron Dunkelstein sagte halb ernst, halb ironisch:

„Hitrovo hatte sehr recht, Sie, Gräfin, zur Erfüllung dieser Mission vorzuschlagen. Ihr Haß gegen Alexander ist, glaube ich, noch viel gewaltiger, als die Liebe, die Sie einst für ihn gehegt."

„Einst? ... Ist mirs doch, als ob es heute wäre. In Berlin wars. Sie wissen es, Baron, wie ich ihn geliebt habe, wie ich bereit war, für ihn alles zu opfern, meine Zukunft, selbst meine Ehre. Sie wissen, wie kalt ich die Werbung Graf Fjordensons aufnahm, so lange ich auch nur einen Funken Hoffnung hatte, von Alexander erhört zu werden. Ich demütigte mich vor diesem stolzen Manne, ich, der die Männer stets zu Füßen gelegen und als ich sah, daß die flüchtige Liebelei, die ich für wahre Liebe gehalten hatte, zu erkalten, daß Alexander mich zu meiden begann, da ging ich so weit in meiner Erniedrigung, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen und ihn um ein Fünkchen Liebe anzubetteln. Und er, der unantastbare Tugendheld, hieß mich die Braut des Grafen Fjordenson und erklärte mir höflich, aber bestimmt, er könne der Braut seines Freundes nur raten, sein Haus rasch und ungesehen zu verlassen. Im übrigen bliebe ihm als

Gentleman nichts anderes übrig, als diese Szene je gründlicher und schneller zu vergessen. Ich ging, Wut und Scham im Herzen und heiratete eine Woche später den Grafen, um am Tage darauf zu hören, das Alexander eine — Schauspielerin mir vorgezogen habe... Oh, Sie wissen nicht, wie der Haß das Herz eines Weibes umzuwandeln vermag!..."

„Oh, teuere Christine, auf Liebe und Haß verstehe ich mich vortrefflich und ich begreife sehr wohl, daß Sie jetzt keinen heißeren Wunsch hegen können, als den stolzen Fürsten zu erniedrigen."

In diesem Momente hörte man das Rollen eines Wagens, der in den Hof des Hauses einfuhr. Einige Sekunden später meldete der Diener:

„Se. kais. und kön. Hoheit Erzherzog Johann."

Baron Dunkelstein sprang blitzschnell von seinem Sitze auf.

„Der Prinz darf mich jetzt nicht hier finden", rief er. „Christine, haben Sie acht! Verraten Sie nicht, daß Sie unterrichtet sind."

Dann schlüpfte er eilig hinter eine Tapetentür des Boudoirs, die sich geräuschlos hinter ihm schloß. Von dort lief ein geheimer Gang, von dem aus man ganz ungesehen das Haus verlassen konnte. Baron Dunkelstein war auch willens, sich auf diesem Wege zu entfernen, als plötzlich durch die Tapetentüre die Stimme des Erzherzogs, der mittlerweile eingetreten war, durchschlug und der Baron sich rasch eines anderen entschloß. Er sah sich in dem engen, dunkeln Gange um, aber die Dunkelheit war zu intensiv, als daß er etwas hätte wahrnehmen können. Er entzündete also ein Streichholz und bei dem Scheine desselben bemerkte er in der Nähe der Türe einen Mauervorsprung, auf welchem er Platz nahm und sichs dort zu seiner Lauscherrolle bequem machte. Nicht als ob er etwa große Geheimnisse zu erhorchen hoffte, oder als ob er hätte fürchten müssen, daß seine Freundin ihm ihr Gespräch mit dem Erzherzog verheimlicht hätte, aber Baron Dunkelstein liebte es, selbst seinen Intimen gegenüber den Allwissenden zu spielen. Durch seine ungemein scharfe Beobachtungsgabe, in Verbindung mit der Ausnützung eines jeden Umstandes und mit Hilfe seiner Werkzeuge, hatte er oft schon tief Verborgenes in Erfahrung gebracht und mit Geschick zur Befestigung seiner Macht und seines Einflusses benützt, ja bei vielen sich durch seine rätselhafte Allwissenheit ein geradezu unheimliches Ansehen erworben.

Die Gräfin war dem Prinzen bis an die Türe ihres Boudoirs entgegengeeilt.

„Kaiserliche Hoheit! Welch' eine Ehre, welch' ein Glück!" rief sie ganz entzückt.

„Für mich, schöne Gräfin, wenn Sie meinem Besuch irgendwelchen Wert beilegen."

„Wenn!... Und Hoheit zweifeln daran? Eine arme schutzlose Witwe wie ich, ist einer Verstellung gar nicht fähig."

„Hm, man muß nicht gleich einen so starken Ausdruck wählen,

wie es „Verstellung“ ist; sagen wir, daß man der schönen Gräfin Fjordenson schon eine ganz hübsche Portion — Diplomatie zutrauen darf.“

Die Gräfin lächelte so unschuldig erfreut über das Kompliment, welches sie ihrem Geiste

kommt, da muß ich schon selber daran zu glauben beginnen.“

„Wenn ich ein Freund des „on dit“ wäre, so könnte ich sogar fortsetzen, daß man der Diplomatie der Gräfin Fjordenson eine wichtige Mission zutraut.“

„Ach ja, die böse Welt! Die

Rasch bückte sich der Prinz darnach, um es aufzuheben.

gutzuschreiben schien, daß auch der mißtrauischeste Sterbliche keinen Hintergedanken hinter dieser schneeweißen Stirne gesucht hätte.

„Das hätte ich kaum gedacht“, sagte sie lächelnd, „aber wenn diese Behauptung aus einem so wahrheitsliebenden Munde

Mission, Männerherzen zu brechen, nicht wahr, mein Prinz?“

„Das ist gar nicht zu bezweifeln, schöne Gräfin. Aber die Mission, die man Ihnen zuschreibt...“ Der Erzherzog der der Gräfin scharf ins Antlitz sah, ging sehr entschieden auf sein Ziel los.

„Diese Mission bringt man mit den Geschicken ganzer Länder in Verbindung. Mit einem Worte, man sagt, daß Sie konspirieren."

Die Gräfin brach in ein herzliches Lachen aus. Ihre blendend weißen Zähne blitzten aus ihrem kleinen Munde hervor.

„Hahaha, das ist köstlich, wirklich köstlich!" lachte sie, indem sie ein kleines Spitzentüchlein in den Fingern zerknüllte; „ich konspiriere also? Hat man Ihnen vielleicht auch gesagt, daß ich selbst nach einer Krone strebe?"

Erzherzog Johann konnte auf diesem lächelnden Frauenantlitz trotz der so gefährlichen Wendung, die er plötzlich dem Gespräch gegeben hatte, nichts von Schrecken oder Ueberraschung wahrnehmen. In der Tat, wenn die Worte Baron Dunkelsteins auf Wahrheit beruhten — und er konnte nicht annehmen, daß dieser ihn leichtfertig belogen hätte — so hatte man es hier mit einer sehr gefährlichen Feindin zu tun, die dem wackeren Polizeipräsidenten, den er vor einer Stunde gesprochen, oder seinen Organen, die für derlei Dienste nicht am besten geschult waren, schwerlich den Gefallen tun würde, sich so ohne weiteres entlarven zu lassen.

„Nach einer Krone brauchen Sie nicht zu streben, Gräfin", sagte er verbindlich, „in aller Augen sind Sie ja die Königin der Schönheit."

„Oh, Hoheit, mir wieder hat man gesagt, daß Erzherzog Johann sich nicht auf das Schöntun versteht..."

In diesem Momente entglitt der Spazierstock den Händen des hinter der Tapetentür versteckten Barons und verursachte im Fallen ein, wenn auch nicht lautes, so doch deutlich vernehmbares Geräusch.

Die Gräfin, die den Baron bereits längst fern wähnte, fuhr zusammen; sie dachte, daß einer ihrer Agenten sie zu dieser ungewohnten Stunde durch den geheimen Gang aufsuchte und fürchtete in jedem Augenblicke, daß sich das Pochen erneuern könnte.

Der Erzherzog hatte das Geräusch kaum vernommen, er sah nur, wie die Gräfin sich halb umwendete und ihren Blick auf den großen Wandspiegel richtete. Er schrieb diese Bewegung den Worten ihres Gesprächs zu und schaute lächelnd auf die Gräfin, die in diesem Momente das Spitzentuch nervös zu Boden fallen ließ.

Rasch bückte sich der Prinz darnach, um es aufzuheben. Er bekam, wie er deutlich fühlte, zwei Gegenstände in die Hand: Das Tuch und ein kleines Endchen Papier, das er unwillkürlich zurückbehielt, als er der Gräfin das Tüchelchen wieder einhändigte.

Es war ein Restchen abgerissenen Papiers, das vielleicht auch schon früher auf der Erde gelegen war, und dem er auch keinen Wert beimaß. Er behielt es nur in der Hand, um es später wieder von sich zu werfen.

Die Gräfin hatte sich, um ihre Aufregung zu bemänteln, erhoben und war zum Spiegel geschritten.

Da sich das Geräusch nicht wiederholte, beruhigte sie sich zwar bald, war aber dennoch nicht un-

gehalten darüber, als sie den Erzherzog Anstalten zum Gehen machen sah.

„Mit dem Nachplappern von dem, was die Leute sagen," sagte er, sich gleichfalls erhebend, „hätte ich beinahe den eigentlichen Zweck meines Besuches versäumt, der Ihnen, schöne Frau, den Beweis liefern wird, wie gut ich Ihre Worte im Gedächtnis behalten. Sie haben neulich den Wunsch geäußert, die Prinzessin Alice kennen zu lernen. Auf meine Bitte hat sie Sie für ihr Sommerfest, das demnächst stattfindet, auf die Liste der Eingeladenen gesetzt und ich selbst habe mich erbötig gemacht, Ihnen die Einladung zu überbringen."

„Mein Prinz, Sie machen mich doppelt glücklich mit Ihrem Besuche. O, wie ich mich freue, mit der geistvollen Prinzessin endlich zusammenzutreffen. Wie soll ich Ihnen danken, Hoheit?"

„Indem Sie meine früheren Plauschereien vergessen. Auf Wiedersehen, Gräfin."

Im Treppenhause angelangt, wollte der Erzherzog das Papierchen von sich werfen; zufällig fiel sein Blick darauf. Es war der letzte Teil eines Briefes, die Unterschrift. Und diese Unterschrift lautete: Hitrovo." ...

„Ah," murmelte der Prinz überrascht, „der Ränkeschmied von Bukarest... Baron Dunkelstein hat also doch die Wahrheit gesprochen!..."

8. Kapitel.

Im Groschen-Palais.

Pietro Giovanni hatte sein Schwesterchen glücklich bei Stubels untergebracht. Das liebenswürdige Geschöpf war sehr freundlich aufgenommen worden und hatte sich alsbald an Milly, die sie schon von früher kannte, mit südlicher Lebendigkeit innig angeschlossen.

Anina war ein einfaches, heiteres Gemüt und die herzliche Art, mit der ihr Milly entgegenkam, hatte sie sofort gefangen genommen.

Die beiden Mädchen steckten den ganzen Tag beisammen und Anina wußte bald um das süße Herzensgeheimnis, das Milly vor jedermann verborgen hielt.

Als Orth zwei Tage später wieder einen Besuch im Hause der Stubels machte, lernte auch er Anina kennen und das fröhliche, herzige Kind, das mit feiner Empfindung und natürlichem Takte es so einzurichten wußte, daß die Aufmerksamkeit der Eltern und Loris von dem Paar abgelenkt wurde und er Gelegenheit hatte, mit Milly süße Liebesworte zu tauschen und sich ganz ihrer Gegenliebe zu versichern, wurde auch ihm bald lieb und teuer.

Lori aber hatte scharfe, im Verkehr mit den Theaterleuten und der eleganten Welt geübte Augen. Wenn sie auch tat, als ob sie die Neigung Orths zu Milly nicht bemerkt hätte, und das Aufkeimen derselben nicht störte, so konnte sie sich dennoch nicht enthalten, wenn Orth nicht da war, lächelnden Antlitzes Milly mit ihrer jungen Liebe zu necken.

„Ei, ei, die spröde, zurückgezogene Milly ist also auch ins Netz Amors gegangen," sagte sie, „wer

weiß, was da noch werden mag..."

Die Mutter hatte wohl hie und da auch eine dieser Andeutungen aufgefangen, aber als kluge Frau, die vorläufig noch keine Meinung über das sich entwickelnde Verhältnis hatte, drückte sie ein Auge zu und nahm sich vor, so lange die Sache nicht ernst zu nehmen sei, — und vorläufig sei's ja noch eine unschuldige Spielerei, meinte sie — absolut nichts zu sehen und zu hören.

Nur Papa Stubel sah wirklich nichts von dem, was um ihn her vorging und zerbrach sich über die Besuche Orths, den er im übrigen für einen sehr lieben Mann erklärte, auch nicht einen Augenblick den Kopf.

Pietro kam zumeist in einer Zeit, wo er nicht ausgesetzt war, mit Orth zusammenzutreffen, aber eingedenk seines Auftrages, den er vom Baron Dunkelstein erhalten hatte, und Argwohn und Eifersucht im Herzen, da er den Grund der Besuche Orths in seiner Weise ja so ziemlich richtig herausgefunden hatte, beschloß er, seine Schwester über diese Angelegenheit auszuforschen.

Anina natürlich teilte ihrem Bruder, an dem sie mit abgöttischer Liebe hing, wenn auch zögernd, weil sie an ihrer neuen Freundin einen Verrat zu begehen befürchtete, auf seine geschickten Fragen doch alles mit, was ihm zu wissen not tat.

Er erfuhr, daß Orth Milly seine Liebe gestanden habe und daß Milly ihn wieder liebe, daß er fast ein täglicher Gast im Hause geworden und von jedermann gesehen sei und daß er Milly natürlich ... seiner Frau machen werde.

Pietro lachte bitter auf, als Anina ihm diese Eröffnung machte und sein Antlitz verzerrte sich hiebei in so höhnisch drohender

... das arme Mädchen schaute ganz erschreckt auf ihren Bruder ...

Weise, daß das arme Mädchen ganz erschreckt auf ihren Bruder schaute, von dessen Liebe zu Milly sie keine Ahnung hatte.

Pietro sah seine Ahnungen bestätigt: der große Herr hatte sich also in das Haus der Stubels eingeschlichen; er hatte einen falschen Namen angenommen, sich einen Beruf zugelegt, der nicht der seine war, das Herz des jungen, ahnungslosen Mädchens betört, was konnte da noch für Zweifel obwalten, was das Ende davon sein würde... Verführung und Schmach und, wenns gut ging,

eine großmütige Entlohnung für das kleine Opfer, das man einem so vornehmen Herrn gebracht... Oh, über diese Reichen und Vornehmen, über diese lasterhaften Wohlleber, denen das Lebensglück des Volkes kaum ein bedauerndes Achselzucken wert ist...

In ohnmächtiger Wut knirschte er bei diesem Gedanken mit den Zähnen. Was sollte er tun? Die Mutter benachrichtigen?... Da wäre er schön angekommen, er kannte die Denkungsweise der Frau Stubel: die hätte wohl keine geringe Freude gehabt über die glänzenden Aussichten ihrer Tochter!... Der Vater — Du lieber Gott, der hatte ja doch nie Stimme gehabt im Familienrate. Vielleicht — vielleicht ließe sich noch mit Milly sprechen?... Aber Milly wußte, daß Pietro selbst in ihrem Herzen wohnen wollte, sie wußte, daß Pietro sie liebe — mußte sie nicht seine Eröffnungen für lächerliche, boshafte Erfindungen halten, darauf berechnet, sich einen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen?... Und dann, Milly war ihm, Pietro, stets mit einer Unlust begegnet, — mit einer offenen Abneigung sogar, mußte er sich eingestehen, so weh ihm dies auch tat. Würde sie ihm jetzt, wo sie den Honigworten des Verführers, wie er ihn mit stillem Ingrimm nannte, nur zu gern zu lauschen schien, würde sie ihm jetzt überhaupt nur Gehör schenken wollen? Gewiß nicht, sie wird Orth im Gegenteile vor ihm zu warnen suchen. Die Macht eines so großen Herrn aber ist gewaltig...

Nein und tausendmal nein! Der glückliche Nebenbuhler sollte nicht über den törichten Pietro triumphieren, er sollte nicht lachen über den ohnmächtigen Wurm, der seinen Weg zu kreuzen gedroht... Nein, er wird schweigen und handeln! Oh, Pietro Giovanni ist kein so schwacher Feind, wie es den Anschein hatte. Nun, man wird ja sehen, wer der Stärkere ist?

Anina hatte sich, als Pietro in sein finsteres Brüten versank, ganz verschüchtert in eine stille Ecke des Zimmers zurückgezogen. Ihr Bruder ermunterte sich jedoch alsbald wieder, verscheuchte die finsteren Falten auf der Stirne, die Anina erschreckt hatten, und sie zärtlich auf beide Wangen küssend, ging er anscheinend ruhig aus dem Hause.

Auf der Straße angelangt, zögerte er einen Moment, dann aber, als hätte er sich plötzlich zu etwas entschlossen, beschleunigte er seine Schritte. Nach etwa einer halben Stunde blieb er vor einem großen Hause in einer der Nebengassen der Landstraße stehen. Es war dies ein seltsames altes Haus mit zwei riesigen Höfen. Nur einen Stock hoch, stand es doch auf einem sehr weitläufigen Komplex und machte mit seinen Schnörkellinien und seine steilen spitzen Giebeln einen eigentümlichen altväterischen Eindruck. Es war ein seltsames Haus das. Der vordere Trakt war lange unbewohnt gestanden, bis ihn der Baron Dunkelstein gemietet und für seine Wohnzwecke elegant und behaglich hatte einrichten lassen. Unten im Parterre befand sich eine Fechtschule, die jedoch von

nicht allzuvielen Leuten frequentiert zu werden schien; im ersten Stocke wohnte der Baron. Einmal soll eine Weinwirtschaft im Hause gewesen sein, dort, wo jetzt sich die Fechtschule befand; die Weinwirtschaft hatte im Schilde einen Groschen geführt, und von diesem hieß das Haus noch heute, nachdem der Baron dort Wohnung genommen hatte, das „Groschen-Palais".

Der zweite Hof schien vom ersten ganz hermetisch abgeschlossen zu sein. Diese Abteilung des Doppelhauses ging auch auf eine andere, schmutzige, enge Gasse hinaus, und hatte im ganzen durchaus nichts Palaisartiges an sich. Der gleichfalls einstöckige Bau beherbergte eine Reihe kleiner Wohnungen, die jedoch durchwegs von armen Leuten bewohnt wurden. Ebener Erde befand sich ein kleiner Kaffeeschank und eine Drechslerwerkstätte, in der es den ganzen Tag von fleißigem Schaffen surrte und nur in einem Winkel des ersten Stockes wohnte ein besser situierter Mieter der sich den Luxus dreier Zimmer gönnte: der Sekretär der Gräfin Fjordenson, Friedrich Wessel.

Zu diesem lenkte Pietro seine Schritte. Er umkreiste zu diesem Behufe das Gebäude, da der eine Hof von dem anderen durch eine Mauer getrennt wurde, deren Verbindungstüre jahraus-jahrein geschlossen war, und trat von der engen — nennen wir sie Amselgasse aus in den rückwärtigen Hof. Am ersten Stock läutete er bei der Türe dreimal hintereinander an, worauf dieselbe rasch geöffnet und, als er eingetreten, ebenso rasch geschlossen wurde.

Wessel bewohnte die Wohnung mit einer steinalten hageren Frau, seiner Mutter, die im ganzen Hintertrakte des Hauses, besonders von den Kindern wegen ihres unheimlichen Aussehens nicht wenig gefürchtet wurde. Trotzdem die alte Wessel bereits einige achtzig Jahre zählen mochte, war sie noch rüstig, wie eine junge Person und humpelte mit ihrem Stocke, dessen sie nur der Kinder, nicht jedoch ihrer Beine wegen bedurfte, hurtig im Hause herum. Friedrich Wessel, ihr Sohn, war gleichfalls von langer, hagerer Gestalt und mochte damals etwa 45 Jahre alt sein. Sein mageres Gesicht zeigte nichts Besonderes außer einer langen knochigen, raubvogelartigen Nase. Seine Augen, die von unbestimmter Farbe waren, verschwanden ganz in den Höhlen. Mit Vorliebe schloß er die Lider halb, so daß man manchmal zu glauben versucht war, Wessel könne so wie die Eule das Tageslicht nicht vertragen.

Merkwürdigerweise trug er sich mit einer gewissen Eleganz, d. h. er stak zumeist in Salontoilette, was er seiner Stellung als Sekretär der Gräfin Fjordenson schuldig zu sein schien. Auch seine spärlichen Haare waren mit großer Sorgfalt über seinem schmalen Scheitel gekämmt.

Pietro wurde von der alten Wessel empfangen, die sich mit Vorliebe in dem kleinen, dunkeln Vorzimmer aufhielt. Dort horchte sie auf die Tritte der auf dem Korridor Gehenden und ihr Ohr

war trotz ihres Alters noch so scharf, daß sie in den meisten Fällen auch die Personen, welche dort gingen, vom Klange ihrer Schritte erriet.

„Gehen Sie nur ins Zimmer," sagte die Alte mit einer etwas kreischenden Stimme, „gehen Sie, Pietro, mein Sohn hat Sie bereits erwartet."

Der Angesprochene begab sich der Weisung gemäß in das Zimmer, wo Friedrich Wessel ihm mit einem italienischen Gruße empfing. Wessel hatte lange in Sizilien gelebt und trotz seiner deutschen Abstammung ganz italienische Manieren angenommen. Er verkehrte jetzt auch mit Pietro in seiner Muttersprache.

„Ihr kommt eben recht," sagte er zu ihm, „in einer halben Stunde haben wir unten Versammlung. Was habt Ihr denn getrieben, daß ich Euch in der letzten Zeit so selten gesehen?"

„Ich habe gar wichtige Verrichtungen gehabt, Wessel. Meine Tante hat mir auf ihrem Sterbebette die Ursache eröffnet, die das Unglück meiner Familie, den Tod meines Vaters und meiner Mutter, und ihre Schande obendrein heraufbeschworen hatte. Und ich habe bei der heiligen Jungfrau geschworen, den Elenden, der daran Schuld trägt, zu finden und wenn er am Ende der Welt wäre, und sein Herzblut zu trinken. Mehr kann und will ich Euch hievon nicht sagen, denn das ist meine Sache allein, und kümmert niemanden sonst. Aber ich will nicht eher ruhen, bis ich nicht meine Rache habe... Dann habe ich einen Adler beobachtet, der eine arme unschuldige Taube umkreist, eine Taube, der ich so gern ein Heim bieten möchte in meinem Hause..."

„Hahaha! So schwärmerisch, mein lieber Pietro!" sagte Wessel mit einem Lachen, das eigentlich wie ein böser Husten klang. „Leute wie wir sollten für derlei Dummheiten keinen Sinn haben. Seht mich an! Ich denke an derlei Firlefanz nicht. In Italien habe ich der Mafia gedient; hier diene ich großen Herren, und bekomme Gold, viel Gold, und glaubet mir Pietro: Gold ist das Heilmittel für alle Leiden, für alle Qualen. Gold ist der Talisman des Glücks. Gold ist Gesundheit, Macht, Liebe — alles..." „Und der „Bund" wird uns erhöhen, alle. Das ist nicht die armselige „Mafia", die in Sizilien sich kaum mehr zu mucksen wagt.

Da sind große Herren da bei, mächtige Leute, die Politik treiben und der Monarchie einen Klapps versetzen werden, ehe sie sich dessen versieht. Gräfin Fjordenson arbeitet ja, wie Ihr ganz gut wißt, gar gewaltig in Sofia. Im vorigen Winter habt Ihr erst ungeheures Geld nach Bulgarien geführt, und jetzt ist mehr noch dahin gegangen. Wir müssen triumphieren, und wenn es uns gelingt, schwimmen wir alle im Golde."

Wenn Wessel das Wort „Gold" aussprach, so hatte seine heisere Stimme einen Klang, als liebkoste er den Scheitel eines Kindes.

Dann verließen die beiden Männer das Haus und begaben

sich wieder auf die vordere Seite, in den ersten Hof.

„Ich will Euch heute in die Versammlung mitführen; ich habe den Auftrag dazu", sagte Wessel auf der Straße."

Dann traten sie in die Fechtschule im Parterre des ersten Hofes ein.

9. Kapitel.

Was im Groschen-Palais vorgeht.

In der Fechtschule, deren Wände mit Rapieren, Degen, Faust-handschuhen und Visieren geziert waren, befand sich niemand außer einem Diener, der, als er Wessel mit Pietro eintreten sah, sich mit der Frage nahte, womit er den Herren dienen könne.

„Lasse die Faxen, Josef," sagte Wessel, „dieser da ist ein guter Freund von uns. Sind die Herren schon da?"

„Jawohl," erwiderte Josef, indem er ihnen voranschritt und die Türe des Nebenzimmers öffnete, worauf er den Eingang zum großen Saale absperrte.

Dann schritten die Männer durch ein drittes Zimmer, wo Wessel an einer in der Wand verborgenen Feder drückte; alsbald öffnete sich die Wand und eine kleine Treppe, die nach unten führte, wurde sichtbar.

Sie stiegen die Treppe hinab. worauf sich die Wand von selber zu schließen schien. Im Souterrain angelangt, durchschritten sie einen kurzen Gang, der in einen durch mehrere Kerzen schwach erleuchteten Raum mündete, wo dereinst sich wahrscheinlich der Keller der Weinwirtschaft „zum Groschen" befunden hatte.

Dieser kellerartige Raum war gegenwärtig ziemlich wohnlich eingerichtet. Der Boden war gedielt, die Wände braun getüncht. Ein Fenster sah man nicht in dem Geschosse, von dessen Bestand man in dem Hause kaum mehr eine Ahnung hatte. Um einen runden Tisch herum saßen etwa acht Personen, die verschiedenen Berufsarten anzugehören schienen. Es waren zumeist Männer im Alter von dreißig bis vierzig Jahren. Uns

Wessel und Pietro nahmen gleichfalls an dem Tische Platz.

interessieren von ihnen besonders Biedermannstypus, der bei seinen Nachbarn in höchster Achtung stand und dem gewiß auch die mißtrauischeste Seele keine lichtscheuen Pläne zugemutet hätte, und ein durch seine Magerkeit auffallender Mann mit überaus langen Händen, mit denen er oft

nervös durch die Luft fuhr und mit strohgelbem, ins Rötliche spielendem Haupthaare. Der letztere hieß Bastian und war seiner Abstammung nach ein Engländer.

Wessel und Pietro nahmen gleichfalls an dem Tische Platz und unterhielten sich leise mit den übrigen.

Nach einigen Minuten erschallte plötzlich aus dem Hintergrunde des unterirdischen Geschosses eine männliche Stimme, ohne daß man in dem Halbdunkel des Kellers hätte wahrnehmen können, von wo der Besitzer dieser Stimme eingetreten war.

„Guten Abend, meine Herren," sagte der Eingetretene, in welchem Pietro alsbald seinen geheimnisvollen Auftraggeber, den Baron Dunkelstein erkannte.

Die Anwesenden begrüßten ihn mit großer Ehrerbietung, was Baron Dunkelstein wie etwas ihm Gebührendes hinnahm. Er stützte sich leicht auf die Lehne eines abseits vom Tische stehenden Fauteuils und sagte unter gespannter Aufmerksamkeit der übrigen:

„Meine Herren, ich habe Sie hieher bestellt, da ich Ihnen eine uns alle interessierende Mitteilung zu machen habe. Früher noch einige Kleinigkeiten. Sie haben Pietro mitgebracht, Wessel, wie ich sehe, das ist gut. Herr Pietro wird mir dann über die bewußte Angelegenheit Bericht erstatten. Meister Bastian, auch mit Ihnen möchte ich, bevor Sie wieder nach London reisen, Einiges besprechen. Es wäre gut, wenn Sie mich, da Sie das, was ich hier mitteilen will, nicht unmittelbar berührt, inzwischen in meiner Wohnung erwarten würden."

Bastian erhob sich und verließ den Keller auf dem bekannten Wege, um sich in die Wohnung des Barons zu begeben.

Der Baron fuhr nun, nachdem sich Bastian entfernt hatte, folgendermaßen fort:

„Ich brauche keine lange Einleitung zu machen, meine Herren. Sie wissen alle, daß Sie im Auftrage hochgestellter Personen handeln, die das größte Interesse daran haben, in die Politik Oesterreich-Ungarns einzugreifen. Sie wissen, daß Sie für die Ausführung der Ihnen werdenden Aufträge reichlich, ja fürstlich belohnt werden, aber ebenso bekannt ist es Ihnen, daß unsere Vereinigung sich von Unten bis hoch nach Oben erstreckt und ein Verrat sich in erster Reihe an dem Verräter rächt. Ich möchte Sie nur an die Geschichte Franz Bergers erinnern," sagte der Sprechende mit einem Klange in der Stimme, als ob ein blitzender Stahl durch die Luft sauste.

„Aber es ist nicht meine Absicht, Sie mit hier ganz überflüssig angebrachten Mahnungen zu schrecken. Sie wissen auch, daß uns die Lokalität, in welcher wir uns befinden, einen sicheren Zufluchtsort bietet gegen die Nachforschungen von außen, daß wir hier ungestört und unauffällig unsere Geschäfte besorgen können. Wessel wird Ihnen bestätigen, daß er vor drei Jahren volle vier Monate in diesem Keller zubrachte, bis die Spürhunde, die ihm damals eine Zeitlang auf der Fährte waren, seine Spur gänzlich verloren und

jede Hoffnung aufgegeben hatten. Der Polizeikommissär Rahl, ein sehr findiger Mann, zerbrach sich vergeblich den Kopf, wohin Wessel geraten sein mag und letzterer hat sich seit dieser Zeit in London genügend verändert, um sich hier wieder brauchbar erweisen zu können. Aber Kommissär Rahl ist ein ungemein schlauer Fuchs; ich habe ihn von meinen Fenstern in den letzten Tagen wieder oft in dieser Straße auftauchen und das Haus umschnüffeln gesehen. Ja, ich habe direkte Kenntnis davon, daß er sich in der Fechtschule in einen Abendkurs einschreiben ließ und seither einer der fleißigsten Besucher dieses Kurses ist. Er hat bisher nichts Besonderes wahrgenommen, aber Rahl ist ein Schnüffler ersten Ranges, sonst hätte man ihn nicht trotz seiner Manipulation im Ministerium zur Polizei übernommen. Und dann, er hat eine Scharte auszuwetzen; er denkt noch immer an Wessel, der ihm unter den Händen entwich... Ich sage Ihnen, meine Herren, daß Rahl, wenn er hier bleibt, etwas erfahren wird und daß Rahl unter keinen Umständen etwas erfahren darf... Ich wünsche den Kommissär nicht mehr in meiner Nähe zu wissen... Es handelt sich hiebei in erster Reihe um Ihre Interessen... Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte..."

Der Baron hatte mit großer Klarheit und Schärfe gesprochen und die Anwesenden hatten ihn mit lautloser Aufmerksamkeit angehört.

Auch jetzt, als er seine Worte beendet hatte, herrschte noch einen Moment Stille im Kreise der Männer. Dann sagte Wessel:

„Eigentlich ist das meine Sache und ich will sie gerne in die Hand nehmen, wenn mir Keil dabei zur Seite stehen will..."

„Das wird er sicherlich tun, der Meister," unterbrach ihn der Baron, „will er doch im nächsten Monat seine Tochter an den Mann bringen und es ist nur recht und billig, wenn ich ihm hiezu die zweitausend Gulden für seinen Schwiegersohn gebe. Man kann einen kühnen Mann nicht hoch genug schätzen."

Der Drechsler zuckte mit den Achseln und erwiderte klug: „Ich mag nicht viel Wesens machen. Die Marie, das arme Geschöpf, möchte ich gerne bei einem braven Mann sehen. Wenn der Wirt von drüben die 2000 Gulden kriegt, nimmt er das Mädel gern, trotz ihres etwas schiefen Wuchses."

Wessel lächelte; der etwas schiefe Wuchs Maries bestand in einem vollständigen Höcker. Das arme Mädchen, das sonst ein schönes, liebes Gesichtchen besaß, hieß deshalb im ganzen Hause nur die Bucklige, über deren Liebe zu dem Wirt Juringer von vis-á-vis die armen Leute vom Hinterhause immer etwas zu spötteln hatten.

„Gut, so ist die Sache in Ordnung," sagte der Baron, indem er mit der Hand eine leichte Grußbewegung machte, „ich will die Herren nicht länger zurückhalten."

„Josef," wandte er sich an den Diener, der Wessel und Pietro hiehergeleitet hatte und der augenscheinlich sein Kammerdiener war, „geh' in meine Wohnung und benachrichtige Meister Bastian.

daß ich bald kommen werde. Er möge nur einen Moment noch gedulden."

Die Mäner erhoben sich und verließen das unterirdische Gemach auf demselben Wege, auf dem Wessel gekommen war. Nur Pietro blieb etwas zurück. Der Baron setzte sich mit ihm an den Tisch und sagte:

„Sie sind jetzt bei uns eingeführt und werden, so oft Sie etwas zu besorgen haben oder von einer auch Sie interssierenden Sache benachrichtigt werden sollen, von unseren Versammlungen verständigt werden. Ich denke, man kann Ihnen vertrauen. Gräfin Fjordenssonson hat Sie geschickt und verwendbar gefunden — das wird nicht Ihr Schade sein."

„Bitte, Herr Baron," sagte Pietro, „beurteilen Sie mich nicht bloß aus dem erwähnten Gesichtspunkte. Es ist wahr, mir tut Geld not, denn ich habe verschiedene Ziele zu erreichen, die ich mir gesetzt. Aber das Geld allein ist es nicht, was mich reizt. Ich bin ein Italiener mit Leib und Seele... Oberdank war der Vetter meines Vaters... Die Oesterreicher haben uns viel Leid zugefügt und ich hasse sie aus ganzem Herzen. Ich kenne die Beweggründe nicht. die Sie leiten, aber mir ist es genug zu wissen, daß ich in Ihrem Dienste meinen Feinden zu schaden vermag..."

Der Baron beobachtete den Sprechenden halb von der Seite — dann erwiderte er, indem er nachlässig ein Stäubchen von seinem Taillenrocke klopfte:

„Gut denn — das wird unserer Sache keinen Abbruch tun. Die Hauptsache ist Ihre Verläßlichkeit, Ihr Eifer, der jedenfalls seinen Lohn finden soll. Was haben Sie über Erzherzog Johann erfahren?"

Pietro erzählte ihm seine Wahrnehmungen und der Baron hörte aufmerksam zu.

„Es ist gut," sagte er dann, ‚fahren Sie bis auf weiteres fort. Wenn Sie etwas benötigen sollten, so wenden Sie sich immer nur an mich oder Wessel. Jetzt will ich Sie hinaufgeleiten, da Sie hier noch nicht sehr bekannt sein dürften."

Und die beiden begaben sich nach oben. Im Fechtsaale angelangt, warf der Baron durch eine Ritze der geschlossenen Läden einen Blick auf die Straße. Ein Laut des Staunens entfuhr ihm.

„Ah, da ist er ja, der Hallunke! Verlassen Sie den Saal nicht — Rahl späht auf der Straße herum!"

Damit schlug er rasch mit Pietro den Rückweg zum Erdgeschosse ein und dort in eine Art Nische tretend, öffnete er eine verborgene Türe und führte den Italiener durch einen langen Gang hindurch, der gleichfalls zu einer engen Wendeltreppe mündete. Sie stiegen dieselben hinauf und, ehe sichs Pietro in dem Dunkel, das um ihn herrschte, versah, wurde es plötzlich hell um ihn und er stand in dem Schlafzimmer Wessels.

Dort war niemand als die Alte, die über den Eintritt der Gäste gar nicht erstaunt schien. Sie knixte nur vor dem Baron und hustete einen Gruß.

„So, jetzt können Sie das

Haus ungehindert verlassen," sagte der Baron zu Pietro, der seiner Weisung Folge leistete.

Auch der Baron verließ bald die Wohnung Wessels, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sich niemand im Treppenhause oder auf dem Korridor befand. Auf der Gasse machte er dann eine rasche Wendung und begab sich, leise ein Liedchen pfeifend, um das Groschenpalais herum und an dem Kommissär vorbei mit den lässigen Schritten eines Mannes, der viel Zeit hat, in seine Wohnung.

X. Kapitel.

Ein Gartenfest.

Am Abende des darauffolgenden Tages finden wir in dem prachtvollen Garten des Palais der Prinzessin Alice eine vornehme Gesellschaft beisammen.

Die Prinzessin war eine Dame im Alter von etwa fünfzig Jahren. Sie hatte schneeweiße Haare, aber ihre Züge verrieten die Schönheit ihrer Jugend auch heute noch und ihr Geselligkeitssinn und Geist hatten ihr Haus zum Mittelpunkte der vornehmen Kreise Wiens gemacht. Dahin eingeladen zu werden, galt für eine hohe Auszeichnung und die Gräfin Fjordenson sagte sich freudig, daß die vom Erzherzog Johann überbrachte Einladung für sie, die ihren Verbindungen einen soliden Anstrich zu geben bemüht war, von unschätzbarem Wert sei.

Die Prinzessin hatte die schöne Gräfin sehr freundlich empfangen und ihr Gemahl, Fürst Egon, ein großer Schätzer von Frauenschönheit, sich in Liebenswürdigkeiten ihr gegenüber überboten.

Es war ein prächtiger Sommerabend und der herrschaftliche Garten mit den bunten Lampions, den leuchtenden Fontains und den dichten Bosquets bot einen feenhaften Anblick. Die Gesellschaft befand sich augenscheinlich in bester Laune. Man spazierte in den Laubgängen, oder plauderte an den Gartentischen in heiterer Weise über die Ereignisse des Tages und erwartete die Wunder des angekündigten Feuerwerks.

„Das muß man sagen," nahm Erzherzog Johann, der sich an der Seite des Kronprinzen an einem der Tische niedergelassen hatte, das Wort. „Prinzessin Alice hat dem Paradiese seine Geheimnisse abgelauscht."

„Aber auch Fürst Egon," versetzte der Kronprinz lächelnd. „Schau' nur, mit welch' jugendlicher Glut er dort der Gräfin Fjordenson die Cour schneidet."

„Das stimmt nicht so ganz, mein Lieber, denn Adam hat nur seiner Eva den Hof gemacht, nicht aber der Schlange."

„Was meinst du damit?" fragte Rudolf überrascht.

„Nichts anderes, als ich sage, die Gräfin ist eine sehr gefährliche Zauberin. Ich werde dir das einmal zu Hause erklären. Nimm dich in acht vor ihr. Sie steht in russischem Solde... Ich bitte dich, verrate dich doch nicht. Egon schaut zu uns herüber... Ich habe übrigens Anstalten getroffen, ihr ein Paroli zu bieten, und wenn ich den Mann auch nicht sonderlich mag, gewandt genug ist dazu Baron Dunkelstein..."

„Aber das ist ja eine Konspiration.

„Beherrsche dich, Rudolf... Auch die Gräfin beobachtet uns... Ah, grüß Gott, Herr Abt," wandte sich Johann dann an einen schlanken geistlichen Herrn, den Beichtiger der Prinzessin Alice, aus dessen magerem, pergamentartigem Antlitz ein Paar von innerem Feuer funkelnder Augen blitzte.

Abt Kainzel, eine etwas vorgebeugte Gestalt, verneigte sich tief vor den Erzherzogen.

Der hochwürdige Herr war eine markante Persönlichkeit im öffentlichen Leben Wiens. Er hatte seine Karriere als einfacher Landpfarrer begonnen, war aber bald in den österreichischen Reichsrat gewählt worden, wo er sich keiner der bestehenden Parteien anschloß. Seine eminente Rednergabe verschaffte ihm bald eine große Berühmtheit und seine ergreifenden

Es war ein prächtiger Sommerabend und der herrschaftliche Garten bot einen feenhaften Anblick.

Kanzelreden füllten die Kirche, in der er predigte. Nach kaum fünfjähriger Wirksamkeit in Wien hatte Kainzel, ein Streber vom reinsten Wasser, die Würde eines Abtes erreicht. Da die Prinzessin Alice damals den Verlust ihres Schloßgeistlichen, eines würdigen

alten Herrn, zu beklagen hatte, bat sie, eine der feurigsten Bewunderinnen Kainzels, den Abt, um die Gunst, ihn als ihren Beichtiger verehren zu dürfen. Seit dieser Zeit hatte Kainzel, der die Verbindung mit dem Hause der Prinzessin sehr richtig zu taxieren wußte, sich innig an die Prinzessin angeschlossen und die ganze Welt war der Ansicht, daß die bischöfliche Diözese, die in ihre Besitzungen fiel, in ihm in nicht langer Zeit einen sehr würdigen Oberhirten erhalten werde.

Kainzel nahm auf die Einladung des Kronprinzen an dem Tische Platz.

„Es ist etwas Erschreckliches um den Takt," begann er mit seiner angenehm modulationsfähigen Stimme, indem er mit einer wirklichen oder scheinbaren Verlegenheit seine weißen, schön gepflegten Hände betrachtete, „oder vielmehr um die Taktlosigkeit, hätte ich sagen sollen. Man ist schier versucht, zu glauben, daß manche Menschen nur dazu da sind, um einen Mißgriff um den anderen zu begehen. Graf Dornbirn hat das seltene Talent, immer das aufs Tapet zu bringen, was dem einen oder dem anderen in der Gesellschaft peinlich ist. Gräfin Fjordenson spricht mit dem Fürsten vom Theater, die Prinzessin meint, daß man sich bei uns nur in der Oper und im Burgtheater unterhalten könne. Und womit glauben, Hoheit, platzt der Graf von Dornbrin heraus? ... Er sagte: „Prinzessin, Sie kennen eben die Lori Stubel nicht!..."

Kronprinz Rudolf brach in ein herzliches Lachen aus und warf dem Erzherzog Johann einen schelmischen Blick zu.

„Ah, das ist wirklich köstlich... Der gute Herr von Dornbirn! Wirklich, er hätte der Prinzessin, die ihn ja schon so oft einen sinnlosen Schwätzer genannt hatte, wissentlich gar nichts Maliziöseres sagen können. Hahaha! er ist einfach großartig in seiner Einfalt! Was sagte denn Fürst Egon dazu, als man seine Freundin so plötzlich ins Gespräch gezogen hatte?"

„Er tat, was in einer solchen Situation am klügsten ist: er kaute an seinem Schnurrbart und schwieg, was Herrn von Dornbirn Zeit ließ, alle Reize und Vorzüge Fräulein Lori Stubels ins hellste Licht zu stellen... Ew. Hoheit können sich die Indignation der Prinzessin lebhaft vorstellen, besonders als der Graf sagte: „Unsere Aristokratie schwärmt für die fesche Lori!"

„Wunderbar," lachte der Kronprinz, „na, der Mann hat sich an der Prinzessin für ihre ewige Geringschätzung gründlich gerächt. Oh, du heilige Einfalt! Wer hätte ihm dies zugetraut?"

„Aber Hoheit, er hat ja keine Idee davon, was er angestiftet hat. Der Fürst steht verdrießlich auf und geht zu einer anderen Gruppe, die Gräfin Fjordenson zieht geschickt die Prinzessin in ein Gespräch, aber Graf Dornbirn spricht lustig fort, bis ich ihn unterm Arme nehme und fortführe. „Aber Graf, was ist Ihnen denn eingefallen, derlei Reden zu führen?" frage ich ihn. Und was denken, Hoheit, ist seine Antwort:

„Ach, was verstehen Sie, lieber Abt, von feschen Soubretten!" Nun, ich bitte Sie, Prinz, was ich von feschen Soubretten verstehe?..."

Nun mußte aber auch Erzherzog Johann, der bisher seinen Ernst bewahrte, ins Lachen miteinstimmen.

„In der Tat, das ist stark," rief er, „doppelt stark, erstens durchaus nicht begreifen zu wollen, daß man die Hausfrau von der Freundin ihres Gemahls unterhalten hat und zweitens vorauszusetzen, daß Hochwürden sich nicht auf die weiblichen Reize verstehen!"

„Oh, Hoheit überschätzen meinen Schönheitssinn", entgegnete der Abt, indem er mit den Augen zwinkerte, „gewiß, ich bin kein Kostverächter, d. h. ich liebe die Venus von Milo, weil sie nämlich aus kaltem Steine ist."

„Machen Sie es, Hochwürden, nur nicht, wie der Künstler in der schönen Galathea, sonst bekommt Ihre Statue Leben."

„Keine Sorge, kaiserliche Hoheit, mein Priesterrock ist ein Panzer, an dem die Pfeile Amors nutzlos abprallen. Aber, du lieber Himmel, da naht sich ja der unglückselige Graf wieder der Prinzessin. Ich muß dazwischentreten; er ist imstande, noch einmal von vorne zu beginnen."

Damit schoß der bewegliche Priester rasch zu der Nachbargruppe hinüber.

„Apropos Stubel... Was macht denn Milly?" fragte der Kronprinz lächelnd.

„Oh, das ist ein herziger, süßer Schatz, von dem ich mehr entzückt bin, denn je."

„Gut, gut! So lange das Veilchen tief verborgen blüht, magst du ja den glücklichen Gärtner spielen. Aber Freund, lasse nicht die Blicke Unberufener auf diese Idylle fallen. Die Strömung ist nun wieder einmal gegen dich. Deine freimütigen Ansichten kann nicht jeder vertragen und deine militärische Schrift „Drill oder Erziehung" hat gerade in militärischen Kreisen eine ganze Revolution erregt und oben stark verstimmt. Was du Freimut nennst, nennen deine Gegner Rücksichtslosigkeit und deine Reformen werden einfach Umsturz-Pläne geheißen. Hab' acht, Johann; du weißt, ich bin dein Freund und die Kränkung, die man dir zufügt, geht auch mir zu Herzen. Hab' acht, daß die Stimmung gegen dich nicht noch feindseliger werde."

„Ich tue nichts, was ich zu scheuen brauchte. Ich danke dir, Rudolf, für deine Freundschaft, sie stützt mich und hält mich aufrecht in diesem häßlichen Kampfe. Das Geheimtun ist sonst nicht meine Sache, aber von Millys Existenz oder vielmehr von einer Beziehung zwischen mir und dem lieblichen Mädchen weiß keiner bei Hofe und soll auch jetzt keiner erfahren; man wird unsere Idylle, wie du sie nennst, früh genug zerstören, denke ich. Auch habe ich gegenwärtig im Sinne, die kurze Zeit meines Aufenthaltes in Wien — nächste Woche muß ich nach Linz — je besser zu verwerten. Diese russischen Machinationen sind gefährlicher, als Ihr denkt. Ich möchte, daß Baron Dunkelstein, der mich ja auf die Fährte geführt, die Sache in die Hand

nehme, habe im allgemeinen zwar nicht die größten Sympathien für ihn, aber anerkennen muß ich, daß er von einer seltenen Gewandtheit ist."

„Du könntest bei Gelegenheit dem Polizeipräsidenten einen Wink geben, daß er den Baron unterstützen möge..."

„Das kann ich noch heute tun eventuell, der Polizeipräsident ist unter den Eingeladenen, ich wundere mich, daß er noch nicht hier ist," sagte der Kronprinz mit etwas erhobener Stimme, indem er einen Blick um sich warf.

„Ich kann Ew. kaiserlichen Hoheit den Grund mitteilen," erklang in diesem Momente die Stimme des Barons Dunkelstein, der augenscheinlich etwas erregt in den Garten getreten war und auf den Kronprinzen zueilte. „Ich hörte, daß Ew. Hoheit den Polizeipräsidenten vermissen. Er konnte nicht kommen, da ihn eine wichtige Amtshandlung abhielt. Die ganze Stadt ist in Aufregung. Vor zwei Stunden etwa, also noch bei lichtem Tage, geschah ein entsetzliches Ereignis. Der tüchtigste Geheimdetektiv, Polizeikommissär Rahl, Vater von sechs unmündigen Kindern, ist in der Amselgasse ermordet aufgefunden worden!"

Ein Schrei des mit Schrecken und Bedauern gemischten Erstaunens ging durch die ganze Gesellschaft, die sich um den Baron gruppiert hatte.

„Die arme Familie, die unglücklichen Waisen," sagte bedauernd Prinzessin Alma, ein junges, zartes Mädchen, die Tochter der Prinzessin Alice.

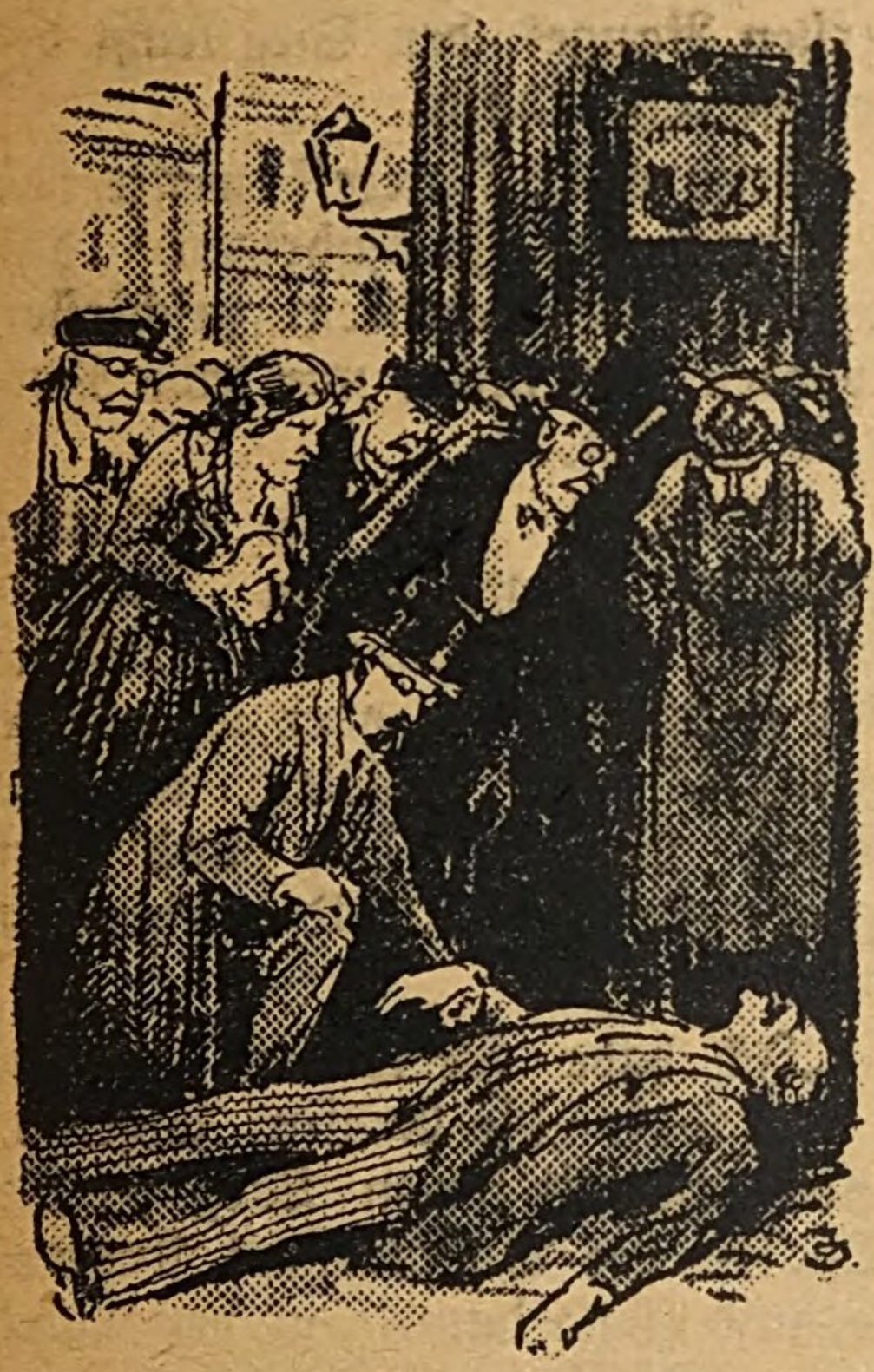
„Wir werden eine Sammlung einleiten," meinte mitleidig ihre Mama.

„Aber wie ist denn das zugegangen, Baron?" rief Graf Dornbirn. „Bei hellichtem Tage? ... Erzählen Sie!..."

„Ich kann nur berichten, was ich durch Zufall erfahren habe," erwiderte der Baron achselzuckend und fuhr dann, während die ersten Garben des Gartenfeuerwerks aufzuzischen begannen, ohne daß die Gesellschaft das leuchtende Schauspiel ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt hätte, ruhig fort: „Ich wohne nicht weit vom Tatorte und der Lärm lockte mich, eben als ich im Begriffe war, mich hieher zu begeben, an. Eine Menge Leute — zumeist Handwerker — standen in der engen Gasse, die mir jedoch, da sie in mir, der ich im Frack aus dem Wagen stieg, vielleicht irgend einen hohen Funktionär vermuteten, bereitwillig Platz machten. Ich fand den armen Teufel auf der Erde in seinem Blute liegen und ein Arzt konstatierte seinen Tod. Der Mörder, der einen Moment abgewartet zu haben schien, wo die Straße ganz menschenleer war, mußte sich dem Kommissär mit großer Kühnheit ganz genähert haben und hatte ihm dann eine Art Dolch von rückwärts ins Genick gestoßen, so daß Rahl sofort tot zusammensank. Darauf deutete wenigstens die Form der Wunde, wie der Doktor sagte. Einige Sekunden später hatte ein Passant den Toten bemerkt und Lärm geschlagen. Ich war sehr ergriffen, als ich von dem hinzugekommenen Polizeibeamten erfuhr, daß Rahl

sechs Kinder zu Hause habe und in ärmlichen Verhältnissen lebte. Es wird mir ein Vergnügen sein, Prinzessin, zu der von Ihnen proponierten Sammlung mein Scherflein beitragen zu können."

Damit entnahm der Baron seinem Portefeuille eine größere Geldnote, die er der Prinzessin übergab, welchem Beispiel alsbald



Ich fand den armen Teufel auf der Erde in seinem Blute liegen.

auch die übrigen folgten, so daß bald ein hübsches Sümmchen beisammen war.

„Hochwürden, das schlägt ja ohnehin in Ihr Fach," sagte die Prinzessin, „Sie werden das Geld den Unglücklichen zukommen lassen. Weiß man denn gar nichts von dem Mörder selbst? ..."

„Leider nein! Mich interessierte die Sache so lebhaft, daß ich den Polizeibeamten in meinen Wagen nahm und ihn so selber zu dem Polizeipräsidenten führte. Der Polizeichef war ganz konsterniert von dieser Nachricht; er hat die Angelegenheit selbst in die Hand genommen und wird die Untersuchung persönlich leiten. Leider jedoch fehlen hiezu alle Anhaltspunkte."

Das Sprühen der feurigen Garben, das Geprassel und Geknatter der Puffer, das Keuchen und Pusten der sich drehenden Sonne unterbrach das Gespräch und lenkte die Augen aller auf das feuerstrahlende Schauspiel.

Es war in der Tat ein herrlicher Anblick. In dem dunklen Laub der Baumgänge glühte es von Hunderten feuriger Rosetten, rote Schlangenlinien stiegen zum blauen Firmamente auf und zerstoben in die Farben des Regenbogens. Taghelle Sonnen warfen ihren weißen Schein weithin auf den grünen Rasenteppich und Graf Dornbirn applaudierte und rief bewundernd:

„Wunderbar! Entzückend! Oh, man muß nicht ins Burgtheater gehen, um sich zu amüsieren, Prinzessin!"

11. Kapitel.

Auf dem Freudenauer Turfe.

Alles, was dem Sommer in Wien noch nicht entflohen, war auf dem Turfe in der Freudenau versammelt. Und da der Hof diesmal länger als sonst in der Residenz verweilte, hatten auch die vornehmen Kreise noch so ziemlich

vollzählig in Wien ausgehalten. Der Wettrennplatz war dicht besät mit einer bunt durcheinander wogenden Menschenmenge. Die Tribüne war von der Aristokratie der Geburt und des Geldes stark okkupiert; sprach man doch davon, daß heute auch der allerhöchste Hof zu den Rennen kommen werde. Wir sehen dort den Prinzen Egon mit seiner Familie, die von einem Schwarm von Bewunderern umgeben ist. Ein junger schmucker Husarenoffizier, Freiherr v. Kögel, weiß die stille Prinzeß Alma in ein Gespräch zu ziehen, das zu stören sich Graf Dornbirn vergebliche Mühe gibt. Der Graf verrät heute schon auf eine Meile Entfernung den Sportsmann. Er trägt einen riesigen Feldstecher an einem auffallend gelben Riemen und steckt im Kostüme der Herrenreiter, obzwar er heute kein Pferd zu besteigen im Sinne hat. Aber Graf Dornbirn hatte es von jeher so gehalten, und hätte den Turf durch eine andere Kleidung zu entweihen geglaubt.

Abseits von ihm stand Abt Kainzel, den Prinzessin Alice, wie sie erzählte, mit Brachialgewalt hatte auf den Turf bringen müssen, was den Grafen Dornbirn zu der verächtlichen Aeußerung bewog:

„Was versteht Hochwürden von Pferden?"

„Die Bibel kennt allerdings nur Bileams Esel, der sprechen gekonnt; mit Pferden hat sie nichts zu tun," versetzte der Abt sarkastisch zum speziellen Ergötzen des Herrn v. Kögel, der Herrn v. Dornbirn nicht sehr gewogen war.

„Sie lassen heute Ihr „Cri-Cri" laufen?" fragte die Prinzessin.

„Und ich wette auf „Espérance," rief Herr v. Kögel, „doppeltes Geld."

„Gut, ich halte es: Tausend Gulden, wenn Sie wünschen."

„Topp!..."

Das Eröffnungsprogramm hatte nicht viel Interesse geboten, da nur zwei Pferde gelaufen waren, von denen das eine, ein Favorit ersten Ranges, den Sieg leicht davongetragen hatte.

Umso mehr Interesse weckte das „Rennen der Zweijährigen," das mit 20 Unterschriften geschlossen worden, von denen nur sechs Reugeld zahlten.

„Cri-Cri" gilt als erklärter Favorit," sagte Baron Dunkelstein zu seiner Freundin, der Gräfin Fjordenson, „aber ich möchte lieber „Diable" wählen, weil er wenig Chancen hat, und mit zwanzigfachem Geld gehandelt wird."

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen," sagte die Gräfin lächelnd, indem sie mit ihrem Lorgnon die Quoten des Buchmachers studierte, und fügte dann, auf der Tafel an „Diable" tippend hinzu: „Hundert Gulden!"

Fürst Egon eilte in diesem Momente mit langen Schritten an ihnen vorüber in den Aktionär-Raum.

Baron Dunkelstein schaute ihm überrascht nach, aber im nächsten Momente sagte er zur Gräfin, mit den Augen nach einer Dame in eleganter Toilette nach neuestem Pariser Muster zeigend: „Ahem! Da ist ja die Lori Stubel,

ein fesches Frauenzimmer in der Tat."

„Ach, die Freundin des Fürsten?... Deshalb also die Eile..."

„Nun, ja, die Prinzessin ist ja doch auch auf dem Turfe."

„Sehen Sie, das ist die Stubel," rief in diesem Augenblick Graf Dornbirn neben ihm. „Sagen Sie, Baron, ob das nicht ein herrliches Geschöpf ist!"

„Gewiß, gewiß, Graf; kennen Sie auch ihre Schwester, die Milly?"

„Jawohl, so flüchtig, vom Theater, glaube ihr Gesichtchen heute auch gesehen zu haben..."

„Warten Sie nur." machte er dann, „will mal mit meinem Perspektiv Umschau halten... Richtig, dort, sehen Sie, ist sie, die kleine mit dem blonden Engelskopfe und der distinguiert einfachen Toilette, dort... vorn an der kleinen Tribüne."

Der Baron sah in die angegebene Richtung und entdeckte dort in der Tat Milly Stubel, die er umso rascher erkannte, als er Pietro an ihrer Seite sah.

„Oh, ich kenne so ziemlich die ganze Familie, vom Theater," sagte der Graf nachlässig, „sehr charmante Leute das. Dort, der kleine Herr ist ihr Vater, die dicke Dame ist ihre Mutter. Die Kleine ist noch stark Gänseblümchen... Hahaha!... Spröde!... Gucken sich umsonst die Augen aus, bester Baron

„Sie belieben sich zu irren. mein Graf. Ich interessiere mich sehr für die schöne Schwarze an ihrer Seite mit dem wunderbaren südlichen Teint und der prachtvollen Gestalt, das ist ja eine göttliche Erscheinung. Kennen Sie sie, Graf?"

„Kann nicht dienen, mein Lieber... Vielleicht eine Freundin, auch eine Ballerine — bah, wird sich bald erfahren lassen..."

Baron Dunkelstein schaute ganz entzückt hinüber; seine grauen Augen hatten ihren schlaffen Ausdruck verloren und blitzten in verräterischer Leidenschaftlichkeit.

„Wer ist das Mädchen an der Seite Pietros?"

Ohne sich weiter um den Grafen zu kümmern, ging er bis an die Schranke vor, die den ersten Platz vom zweiten trennte. Dort stand Friedrich Wessel, und schaute neidisch zur großen Tribüne hinüber. BaronDunkelstein sprach ihn an:

„Wer ist das Mädchen an der Seite Pietros?"

„Seine Schwester Anina, Baron.“ Dunkelstein sah Wessel mit einem sonderbaren Ausdruck ins Gesicht, dieser zuckte die Achseln und sagte: „Vielleicht!...“ dann trennten sie sich.

Wessel schritt auf eine Gruppe zu, die ihm wohlbekannt war, mit der er sich jedoch hütete, vor diesen Hunderten von Menschen ein Wort zu wechseln.

Da stand der Drechslermeister Martin Keil, mit seiner Tochter Marie und seinem neugebackenen Schwiegersohn, dem Wirte Karl Juringer, einem etwa dreißigjährigen Manne mit derben, gewöhnlichen Gesichtszügen.

Die arme Bucklige hatte, als sie den Turf betreten, vor Glück förmlich gestrahlt am Arme ihres Gatten, dem sie, seit er ihr vor zwei Jahren gegen einen Rudel ausgelassener Straßenjungen beigesprungen war, eine schwärmerische Liebe entgegenbrachte. Endlich hatte sie ihr Ziel erreicht: sie war die Gattin ihres Karls geworden... Sie durfte sich mit ihm vor den Leuten zeigen... Wie glücklich, wie zufrieden war sie!...

Nicht so sehr Karl, der im ersten Rennen bereits eine beträchtliche Summe verloren hatte und jetzt das Doppelte auf „Cri-Cri“ riskieren wollte. Das machte Marie ängstlich. Sie zupfte ihren Mann leicht am Arme und wagte eine schüchterne Einwendung, die ihren Mann jedoch ganz außer Rand und Band brachte.

„Was weißt du vom Rennen?“ rief er. „Soll ich wohl auch noch die Kreuzer zählen als Draufgabe zu meiner Heirat?“

„Schau, die arme Frau dort,“ sagte Milly zu ihrer Freundin Anina, „wie sie sich um ihren Mann ängstigt. Es ist doch eine häßliche Sache um das Spiel.“

„Nun ja, das paßt gerade zu deinen Nähmamsell-Ansichten,“ mischte sich Frau Stubel ziemlich mißlaunig ins Gespräch. „Bist sowieso dran schuld, daß wir nicht auf der großen Tribüne sind mit der Lori. Ich weiß wirklich nicht, wo du zu diesen Kloster-Miskulanzen gekommen bist...“

„Aber Frau...“ wollte Herr Stubel einwenden.

„Na, was gibts? Ists vielleicht nicht wahr? Und hätts uns vielleicht etwas geschadet, wenn wir unter den noblen Herren dort gewesen wären?“

„Dann hätt' uns ja Pietro nicht begleiten können,“ sagte begütigend Anina.

„Ah was! So wär halt Herr Orth mitgekommen.“

Pietro biß sich in die Lippen und Milly errötete bis in die Haarwurzeln. „Herr Orth siehts gewiß lieber, wenn wir nicht über unsere Verhältnisse hinaus wollen,“ erwiderte sie.

„Dummes Zeug! Ueber unsere Verhältnisse!... Das ists ja g'rad. Jeder lebt in den Verhältnissen, die er sich macht. Uebrigens will ich mit dir über so etwas nicht streiten.“

In diesem Momente begann der Start der Zweijährigen und aller Augen richteten sich auf den Probe-Galopp der Pferde.

„Cri-Cri“ kourbettierte allen voran und zeigte ein sehr schönes Feuer.

„Nun, Herr v. Kögel, ist mein

„Cri-Cri“ tote Gewißheit?“ näselte Graf Dornbirn. „Sehen Sie, wie „Espérance“ nachhinkt.“

„Ich wette denselben Betrag, daß „Cri-Cri“ nicht einmal placiert wird.“

Der Graf reckte sich in die Höhe, als hätte er eine persönliche Beleidigung empfangen. Dann aber besann er sich und notierte kalt in sein Notizbuch die Wette.

blieb zurück und trat auf die Gräfin zu.

„Noch in Wien, mein Prinz?“ fragte die Gräfin.

„Ist das zu lange für Sie, schöne Gräfin?“ lächelte Johann, „nur für wenige Tage noch. Dann fahre ich nach Linz, um jedoch baldigst wieder zurückzukommen. War es interessant bis jetzt?“

„Nicht daß ich wüßte. Das Interessanteste war für mich Lori

„In der Tat, Ihr „Cri-Cri“ läuft brillant“, sagte der Kronprinz zu dem vor Freude strahlenden Grafen.

Während des Starts langte der Hof an. Der Monarch grüßte mit herzgewinnender Freundlichkeit nach allen Seiten, ihm folgte Kronprinz Rudolf und Erzherzog Johann. Die allerhöchsten Herrschaften nahmen, ehrfurchtsvoll empfangen, in der Hofloge Platz; nur Erzherzog Johann, der die Gräfin Fjordenson erblickt hatte.

Stubel, deren Toilette ich bewunderte.“

Erzherzog Johann fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß. Himmel, wie hatte er daran vergessen können!... Von Herzen froh, daß Abt Kainzel die Gräfin in ein Gespräch zog, sah er sich rasch nach allen Seiten um. Richtig, ganz oben auf der großen

Tribüne entdeckte er Lori Stubel. Ob sie ihn schon erblickt hatte...! Nein, sonst hätte sie gewiß den Start nicht so aufmerksam beobachten können, das heißt, eigentlich: sie schaute scharf nach der Richterloge... Ah. Gott sei Dank, sie bekümmert sich um den Fürsten Egon... Sie hat für andere noch keine Zeit gehabt. Aber in jedem Augenblick konnte sie sich umsehen. Was sollte er tun? Sein Geheimnis preisgeben?... Niemals! Das sollte, das durfte nicht geschehen! Sich rasch wieder entfernen, ohne auch nur ein Rennen mitangesehen zu haben — nein, auch das konnte er nicht tun, ohne unliebsames Aufsehen zu erregen. Es blieb nichts anderes übrig, als wenigstens das nächste Rennen abzuwarten und dann, ein Unwohlsein vorschützend, den Turf zu verlassen.

Bis dahin mußte er seinem Glückssterne vertrauen, daß Lori ihn nicht bemerken werde. Ein wahres Glück, daß Fürst Egon Lori so absorbierte... Ob wohl auch Milly da war?... Milly, hier auf der großen Tribüne, inmitten dieses Schwarmes von Vornehmtuern und Gaffern... Schon der bloße Gedanke tat ihm weh... Er suchte mit seinem Glase seinen Sehkreis ab, aber er konnte Milly nicht entdecken.

Das zweite Rennen begann. Die vierzehn Pferde avancierten in einer gleichen Reihe. Doch schon im ersten Viertel der Bahn brach „Cri-Cri" vor, knapp gefolgt von „Espérance". Prinzessin Alma schlug erregt mit ihrem Fächer auf die Rampe; sie hätte so gerne dem Husarenleutnant den Sieg gewünscht.

Auf der Seite der kleinen Tribüne gab der Wirt Juringer das Zeichen zu den „Cri-Cri"-Rufen. „Cri-Cri!" schrie er aus Leibeskräften, daß die kleine Bucklige neben ihm vor Schreck zusammenfuhr.

„Cri-Cri!" rief ihm Papa Stubel nach, der sich, auch ohne zu wetten, für das aufregende Schauspiel interessierte.

Und „Cri-Cri" triumphierte Graf Dornbirn bei der Gruppe der Prinzessin.

„In der Tat, Ihr „Cri-Cri" läuft brillant," sagte der Kronprinz zu dem vor Freude strahlenden Grafen, „Leutnant v. Kögels „Espérance" beginnt zurückzubleiben. Ach! Was ist denn das für ein Pferd, das jetzt seine Konkurrenten so an die Barriére drängt und vorbricht! Sehen Sie, schon ist es drittes. Dort der Rappe?..."

„Das ist „Diable," lächelte Baron Dunkelstein, „mein Favorit, der der Fräfin Fjordenson ein kleines Vermögen bringen wird."

„Ah, warum nicht gar! Sie glauben doch nicht, daß dieser miserable Halbbluthengst meine Vollblutstute unterkriegt?" warf Graf Dornbirn hin, indem er sein Monocle fester ins Auge klemmte.

„Ich halte jede Wette."

„Lächerlich! Schauen Sie nur, wie mein Jockey arbeitet, ein Teufelskerl das!"

Aber als ob das für den Reiter ein unglückbringendes Stichwort gewesen wäre, bäumte sich in diesem Momente „Cri-Cri" hoch

auf, knickte dann wieder rasch zusammen und der gerühmte Reiter flog blitzschnell aus dem Sattel, indes „Cri-Cri“ wiehernd abseits kourbettierte.

Der Graf stieß eine Verwünschung aus; sein Jockey hatte sich hinkend erhoben und versuchte vergeblich, sein Pferd einzufangen. „Espérance“ stürmte als erstes mit großen Sätzen auf das Ziel zu.

„Espérance!“ jubelte Prinzessin Alma, und Hunderte von Kehlen donnerten es ihr nach, indes der Gatte der Buckligen wild zu fluchen begann.

Aber diese Situation dauerte nur einige Sekunden. Mit langgestrecktem Halse kam bei der Biegung „Diable“ herangesaust.

„Diable!“ „Espérance!“ — „Espérance!“ „Diable!“ lärmte der Chor der Turfbesucher.

„Diable schien mit den Füßen den Boden gar nicht zu berühren, es flog über die Bahn wie der Blitz, und war „Espérance“ bald an der Seite. Gurt an Gurt rasten die edlen Renner, aber kaum vier Meter vor dem Pfosten machte „Diable“ einen riesigen Satz und wurde mit einer halben Pferdelänge erster.

„Bravo! „Diable!“ Bravo!“ schallte es von allen Seiten und die erregte Menge strömte zu den Totalisateuren und Buchmachern.

In diesem Momente trat rasch der Kronprinz zu Erzherzog Johann hin.

„Du, die Stubels sind hier!“ flüsterte er hastig, „ich weiß nicht, was da passiert sein mag, ich glaube gar, in der Luft muß es liegen. Man spricht schon von dir und ihnen. Du hast Lori Stubel früher so lange angestarrt, ein Glück, daß sie dich nicht bemerkte. Jetzt heißts bereits, du steigst einer Stubel nach. Schau, daß du fortkommst.“

‚Das ist ohnehin meine Absicht! Sag’, daß ich mich unwohl gefühlt habe, lieber Freund. Man spricht von Lori?... — Nun, das hat noch nicht viel auf sich... Adieu, ich eile fort, dort kommt der Baron Dunkelstein... Du mußt ihn aufhalten.“

Damit eilte der Erzherzog rasch vom Turfplatze hinweg, indes Baron Dunkelstein ihm ein ironisches Lächeln nachsandte.

Die dem Hofe Nahestehenden aber winkten einander zu und wisperten geheimnisvoll, als ob es wirklich in der Luft gelegen wäre: „Wissen Sie schon, die Stubel hat einen hohen Protektor bekommen.“

12. Kapitel.

Trübe Wolken.

Wer der Verbreiter gewesen — wer mag das sagen? Aber Tatsache war es, daß seit jenem Wettrenntage der Name Stubel mit dem des Erzherzogs Johann in Verbindung gebracht worden. Man begann zuerst leicht zu flüstern, zu raunen, dann wurde das Gemunkel immer lauter und bestimmter, schließlich hatte man bald das Richtige herausgebracht, daß es nicht Lori, sondern Milly Stubel war, der der Erzherzog seine Verehrung darbrachte. Man erzählte sich, daß der Monarch den Erzherzog zu sich beschieden, und ihm seine Unzufriedenheit

mit seinem Verhalten kundgegeben habe.

In der Tat, war der Erzherzog auch zwei Tage später bereits nach Linz abgereist, ohne besondere Aussicht, so bald nach Wien kommen zu können. Seine militärische Schriftstellerei war ihm allerhöchsten Orts untersagt worden und selbst der Einfluß seines Freundes des Kronprinzen Rudolf hatte nicht verhindern können, daß sich die Stimmung gegen den Erzherzog noch verschlechtert hatte.

Es ist unter solchen Umständen begreiflich, daß Erzherzog Johann die Tage und Wochen seines Linzer Aufenthaltes nicht in bester Laune verbrachte.

Die Stubels hatten zwar gottlob nichts erfahren, was ihm hätte hinderlich sein können, für sie war er noch immer einfach Johann Orth, den der Dienst abberufen hatte, aber das Fernweilen von Milly allein war etwas, was er schwer zu ertragen vermochte. Niemals hatte er gedacht, daß die Trennung von einem Mädchen, das er erst so kurze Zeit kannte, ihm so viel Pein und Qual verursachen könnte, ihm, dem ernsten Manne, dem strebenden jungen Gelehrten, der sein höchstes Glück in den Büchern, in seinen weltbeglückenden Idealen gefunden.

Trüb saß er in seinem Linzer Heime und dachte des fernen Liebs, dem bereits so viele Feinde und Neider erstanden sein mochten.

Er dachte an die Schwierigkeiten seiner Stellung, an die vielen, vielen Hindernisse, die sich seiner reinen, innigen Liebe entgegenstellen würden, er erwog die ungeheueren Schranken, die ihn, den Erzherzog, von dem einfachen Bürgerhause trennten, er dachte an den gekränkten Stolz seiner guten Mutter, Margaretha von Toscana, an die Ungnade des gütigen Monarchen, an seine Freundschaft mit dem Kronprinzen, in die er für die Zukunft so hohe, so selige Hoffnungen setzte...

Eine neue Welt tauchte vor seinem Blicke auf, eine Welt voll Erleuchtung, voll Sonnenlicht. Die schwarzen Schatten der Kriegsgefahr, der Volksbedrükkung, der Ungleichheit mit ihrem Gefolge von Jammer und Elend waren dahingeschwunden, und die Menschheit endlich aus dem schläfrigen Dämmerdasein zu einem neuen glücklichen Lebensfrühling erwacht, zu einem jungen Leben, in dem die Arbeit, das Verdienst, der eigene Wert adelte, und in welcher die Geadelten ihre Nebenmenschen, die nicht wie sie die lichten Höhen des Geistes zu erklimmen vermochten, hilfreich. Brüdern gleich, zu sich emporhoben...

Ach! Hinweg mit diesem öden, leeren Traumgespinst... Die Welt ist kalt, grausam und lieblos! Kalt, grausam?... Jawohl! ... Lieblos?... Nein, nein, das war sie nicht!... Nannte er doch Millys Herz sein eigen und niemand auf dieser Erde sollte ihm ihre Liebe entreißen! Niemand! ... Was konnte er auch Wertvolleres eintauschen gegen diese liebeatmende Mädchenblüte? Was konnte es noch Beseligenderes auf dieser armseligen Erde geben.

als das Bewußtsein der ineinander aufgehenden Liebe? Zu fühlen, wie ihr Herz dem seinigen entgegen schlägt, zu sehen, wie ihr holdes Antlitz aufleuchtet, wenn er bei ihr, zu hören, wie das liebliche Kind süße Liebesworte stammelt, zu wissen, daß sie alle beide eins sind, eins für alle Zeit und Ewigkeit!

Und dennoch!... Schmerzhaft krampfte es ihm die Brust zusammen — und dennoch, dennoch nicht eins sein zu können, nie und nimmermehr der mißgünstigen, neidischen Menschen, der hohlen kleinlichen Rücksichten wegen. ... Oh, war es nicht hundertmal, tausendmal besser, nicht im Glanze der Krone das Licht dieser Welt zu erblicken, war es nicht unendlich beglückender, im Hause eines armen Mannes in diese Welt zu treten, und sich sein Los mit eigener, starker Hand zu zimmern, als zwischen den kalten, fühllosen Marmorwänden goldstrotzender Paläste sein Leben zu verdämmern, den Becher der irdischen Freuden immer nur mit zagender Hand ansetzen und nicht einen armseligen Schluck davon zu wagen, aus Furcht, daß das Gefäß kein würdiges sei?...

Mit erhitztem Kopfe sprang der Erzherzog von seinem Sitze auf und begann das Zimmer mit großen Schritten zu durchmessen. Und wer sollte es ihm wehren, sich seinen eigenen Weg zu bahnen? Wer würde es wagen, seinem festen männlichen Willen zu trotzen?... Wenn er jetzt trotz des Verbotes plötzlich in Wien erschiene, was würde man wohl tun gegen ihn?... War er nicht ein Prinz des kaiserlichen Hauses, ein Erzherzog, ein hoher militärischer Würdenträger, — nein, mehr, unendlich mehr als das: ein ganzer Mann, der für sein Tun einzustehen niemals auch nur einen Augenblick gezaudert hatte? Der Zorn des Hofes?... Bah, wie leicht fiel das in die Wagschale! Mögen die Hofschranzen unternehmen, was sie nur selber wollen, möge Verleumdung, Bosheit und Scheel-

„Hoheit! Eine Depesche aus der Kabinettskanzlei!..."

sucht sich an ihn kühn heranzunahen, er fürchtete sie nicht... Der Schmerz seiner greisen Mutter — das traf ihn tief. Erzherzog Johann war ein guter Sohn, er liebte seine Mutter zärtlich, und gewiß schon der Gedanke daran, ihr Gram zu verursachen, ließ ihn wieder schwanken...

In diesem Momente trat sein Sekretär, Major Laaba ins Zimmer.

„Hoheit! Eine Depesche aus der Kabinetskanzlei Sr. kais. und kön. Hoheit des Kronprinzen."

„Geben Sie her, lieber Laaba," sagte überrascht der Erzherzog.

Die Depesche erbrechend, las er:

„Lieber Johann! Du hast entschieden Pech. Deine Gegner haben frische Nahrung bekommen, Leutnant von Kögel, ein Heißsporn sondergleichen, aber ein prächtiger Kerl, gerät vor zwei Tagen mit seinem Vorgesetzten. dem Obersten Stein im Kasino wegen deiner Schrift „Drill oder Erziehung" in hitzigen Streit, wobei von Kögel in heftiger Weise sich natürlich auf deine Seite stellt. Graf Dornbirn, dieser lächerliche Zieraffe, der auf Kögel wegen der Prinzessin Alma eifersüchtig ist, schürt das Feuer und das Fazit ist eine Forderung auf Pistolen. Gestern nun hat das Duell stattgefunden. Kögel schoß dem Obersten eine Kugel in den rechten Arm, der wahrscheinlich, nach Aussage der Aerzte steif bleiben dürfte. Das Duell hat kolossale Sensation gemacht. Man ist schrecklich aufgebracht gegen dich und „man" — du weißt, wen ich meine — äußerte sich gestern: Diesen Geist der Insubordination hat niemand anderer, als Erzherzog Johann in die Armee gebracht. Vergeblich versuchte ich, die Erbitterung zu beschwichtigen. Du hast eben Pech, mein Lieber, und so gern ich dich jetzt hier wünschte, rate ich dir, diesmal keine Geschichten zu machen und nicht früher Linz zu verlassen, bis ich dir nicht „Windstille" avisiere. Der arme Kögel hat bis auf weiteres Zimmerarrest. Wenn möglich, schanz' ich dir ihn nach Linz. Gruß von deinem Freunde Rudolf."

Erzherzog Johann hatte das ausführliche Telegramm mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen; seine Züge verdüsterten sich und ohne ein Wort zu sprechen, reichte er es mit bitterem Lächeln Major Laaba hin.

„Ew. Hoheit, nehmen die Sache zu tragisch", sagte der Sekretär, als er mit dem Lesen der Depesche fertig war, „das wird nicht ewig so währen. Wer einen Freund hat, wie es der Kronprinz ist, so treu, so zuverläßlich, der darf nicht verzagen. Es werden gewiß bessere Zeiten kommen."

„Jawohl, lieber Laaba, sie werden kommen. Aber wir, wir werden gehen!.... Oh, wie ich dieser ewigen Nörgeleien, dieser grundlosen Beschuldigungen müde bin. Der Geist der Insubordination!... Ich habe ihn also in die Armee verpflanzt!.... Und das wagt man dem Kaiser-König, meinem allerhöchsten Herrn zu sagen, und ich kann, ich darf mich nicht einmal verteidigen gegen derlei Anklagen. Wo ist dieser Geist der Insubordination? Wo? Bei Herrn v. Kögel, der einen Erzherzog, einen selbständigen Kommandanten gegen die Schmähungen eines Obersten in Schutz nimmt, oder beiStein, der in seiner Beschränktheit den Höherstehenden, der es gewagt, an den altehrwürdigen Zopf zu rühren, angeifert?... Oh, du mein schönes Vaterland, du mächtiges Oesterreich-Ungarn,

du großes, weites Reich — wie arm, wie schwach bist du, wenn solche Denkungsart dein Mark vergiftet! War anders denn mein Streben bisher, als die Armee stark und begeistert zu sehen? Jawohl, begeistert! Gebt mir eine Handvoll Männer, die ihres Werts bewußt sind, und ich will die Myriaden gedrillter Hampelmänner zerstreuen wie Spreu im Winde!... Oh, du mein großer Ahn, dessen Namen ich trage, ob sie dich nicht auch geknebelt hätten, wie mich? Mir ist bang, lieber Laaba, so bang um mein Vaterland..."

„Hoheit, mir nie, so lange Oesterreich-Ungarn solche Männer hat, wie Sie und den Kronprinzen Rudolf, so lange ein so gütiger, wahrhaft wohlwollender Monarch auf dem Throne sitzt, wie Se. Majestät Franz Josef. Wohl können eine Zeitlang trübe Wolken den Horizont verdunkeln, aber die Sonne wird hervorkommen am Himmel Oesterreich-Ungarns, sie muß hervorkommen, und dann wird wieder blendender Tag werden."

„Gebe Gott, daß Sie recht haben, lieber Laaba. Ich bin heute wahrhaftig in einer verzweifelten Stimmung. Mir ist, als ob es an dieser einen Unheilsbotschaft nicht genug wäre. Haben Sie keinen Brief von den Stubels für mich?"

„Jetzt, glaube ich, muß der Zug von Wels ungefähr angelangt sein. Toni ist heute morgens nach Wels abgefahren und ich habe ihn beauftragt, etwaige Briefe, die dort für Ingenieur Orth poste restante anlangen, abzuholen."

„Ganz recht, bester Major. Vielleicht, schauen Sie einmal, ob Toni schon da ist. Und dann", fügte er mit einer resignierten Miene hinzu, „schicken Sie auch in meinem Namen an den Obersten Stein ein Beileidstelegramm, das kann dem armen Kögel nur nützen."

Toni hatte richtig einen Brief mitgebracht, einen Brief von Milly.

Klopfenden Herzens öffnete der Erzherzog das Schreiben und liebkoste mit den Augen die zierlichen Schriftzüge.

Milly schrieb:

„Mein teurer Johann! Nun weilst du schon mehr als sechs Wochen fern von mir, und um mich her ist es Nacht geworden, eine Nacht ohne Stern. Denn meine Hoffnung, mein Glück, meine Seligkeit, mein Stern bist — du, du allein, ohne den es für mich keine Freude mehr gibt. Ich bin nicht exaltiert, mein einziger Freund, du weißt es, daß ich dir nur sage, was ich wirklich fühle. Und wie sollte es eine Freude für mich geben, wenn du weit von mir bist, auf, wer weiß, wie lange Zeit, wenn ich nicht einmal wissen darf, wie und wo du wohnst, und die Vorwürfe über Geheimtuerei und Falschheit zu Hause täglich, ja stündlich anhören muß. Du ahnst nicht, lieber guter Johann, wie mir das das Herz zerreißt. Lori ist gewiß gut gegen mich, aber sie lacht mich aus, wenn ich dich gegen die Vorwürfe verteidige und sagt, daß es mit deiner

Treue nicht weit her sein muß. Die Mutter ist besonders böse auf dich, seit Pietro wieder öfter ins Haus kommt. Ich weiß nicht, warum ich das in Verbindung bringe, aber es ist, als ob ihr jemand mit bösen Einflüsterungen in den Ohren läge. Sie sagt, daß die Jenny, meine Schwester, die vor 14 Tagen von Gmunden nach Wels einen Ausflug machte, sich dort nach dir erkundigt hätte, und daß in der ganzen Stadt keine Seele von einem Ingenieur Orth etwas wisse. Damals, als Jenny das schrieb, war die Mutter auch bitterböse und mittags, als wir allein waren, sagte sie zu mir: „Hörst du, Milly, mit dem Orth das — du verstehst, was ich meine - muß ein Ende nehmen“ ... Ich erwiderte kein Wort, — was sollte ich auch sagen? — und versuchte sie durch Sanftmut umzustimmen. Aber am Abend wieder sprach sie: „Ich hab' lang genug stillgeschwiegen, aber jetzt muß ich schon den Mund öffnen: Mit solchen Staatsbeamten, die man im eigenen Ort nicht kennt, ists nichts.“ Der gute Vater allein hält bei dir und Anina, das liebe Mädchen, das mich tröstet, wenn ich — weinen muß. Ja, lieber, teurer Johann, sei mir nicht böse, daß ich so einfältig bin, aber ich weiß nicht, was ich von Jennys Brief denken soll ... Und dann, der arme Papa ist seit einigen Tagen so kränklich. Er sagt zwar, daß ihm nichts fehle, und daß er ganz wohlauf sei, aber ich sehe, wie er manchmal ganz müde im Hause umherschleicht, und in der Nacht höre ich ihn husten ... Ein böser, trockener Husten, der mir so große Angst macht ... Und dann, gestern, denke dir meinen Schrekken, kommt die Lori am Abend nach Hause und erzählt, daß sie einen Engagementsantrag nach Berlin ans Kroll-Theater bekommen hat, einen sehr vorteilhaften Antrag, den sie wahrscheinlich akzeptieren wird. Die Mutter lächelte freudig und antwortete: Nun, natürlich wirst du annehmen. Wir gehen alle mit. Berlin hätte ich schon lange gern gesehen. Das soll ja eine wunderschöne Stadt sein. Milly wird in Berlin vielleicht auch ein anständiges Engagement bekommen.“ Du kannst dir mein Entsetzen ausmalen. So sollte ich denn wieder zur Bühne zurück, die nie mehr zu betreten, ich dir, mein süßer Johann, mit freudiger Heiligkeit versprochen habe, wieder zurück in die Welt des Flitters und der Falschheit ... Und fort aus Oesterreich, wo dich dein Beruf festhält, weit weg von dir, meiner Sonne, meinem Glücke, in eine fremde kalte Stadt, fort — vielleicht für immerdar ... Ich sollte wieder diese gleißnerische Bühnenluft atmen, wieder die Augen von Hunderten auf mich gerichtet sehen, deren Blicke für mich, seit ich dich kennen gelernt, ebensoviele Dolchstiche wären! Man will mich fortreißen von dir, ohne den ich nicht mehr zu leben vermag! Oh, seit dieser Stunde ist mein Auge, wenn ich mich allein weiß, nicht mehr trocken geblieben. Johann, teurer, einziger Geliebter, komm', rette deine Milly vor den häßlichen Versuchungen der Bühne ... Komm' und lasse deine Milly nicht in eine ferne Stadt entführen, wo sie verdorren

wird wie eine Pflanze, der man das Licht entzogen ... Oh, komme Johann, komme und schütze mich mit deinen starken Armen, auf daß ich mich nicht so schutzlos und verlassen fühle ... Nicht wahr, du kommst, du Lieber, du Guter, du Einziger zu deiner dich in liebender Sehnsucht erwartenden

Milly."

Erzherzog Johann klingelte in heftiger Erregung.

„Toni, rufe sofort den Major Laaba."

„Zu Befehl, Hoheit."

„Herr Major", sagte der Erzherzog hastig zu dem Eintretenden, „wann fährt der nächste Zug nach Wien?"

„In einer Stunde, Hoheit."

„Gut, in einer Stunde fahren wir nach Wien."

„Hoheit ..."

„Wir fahren!"

„Gestatten mir, Hoheit, die Bemerkung, daß die ... Depesche des Kronprinzen ... die Ordre, die Hoheit empfingen, die ..."

„Kein Wort mehr, Major; wir fahren!"

Dann fügte er wie begütigend hinzu: „Pardon, lieber Laaba, ich bin sehr erregt. Die dunkeln Wolken haben sich am Horizonte zusammengeballt und drohen mit Gewitter. Fahren wir dem Sturm entgegen also, da wir ihm nicht aus dem Wege gehen können."

13. Kapitel

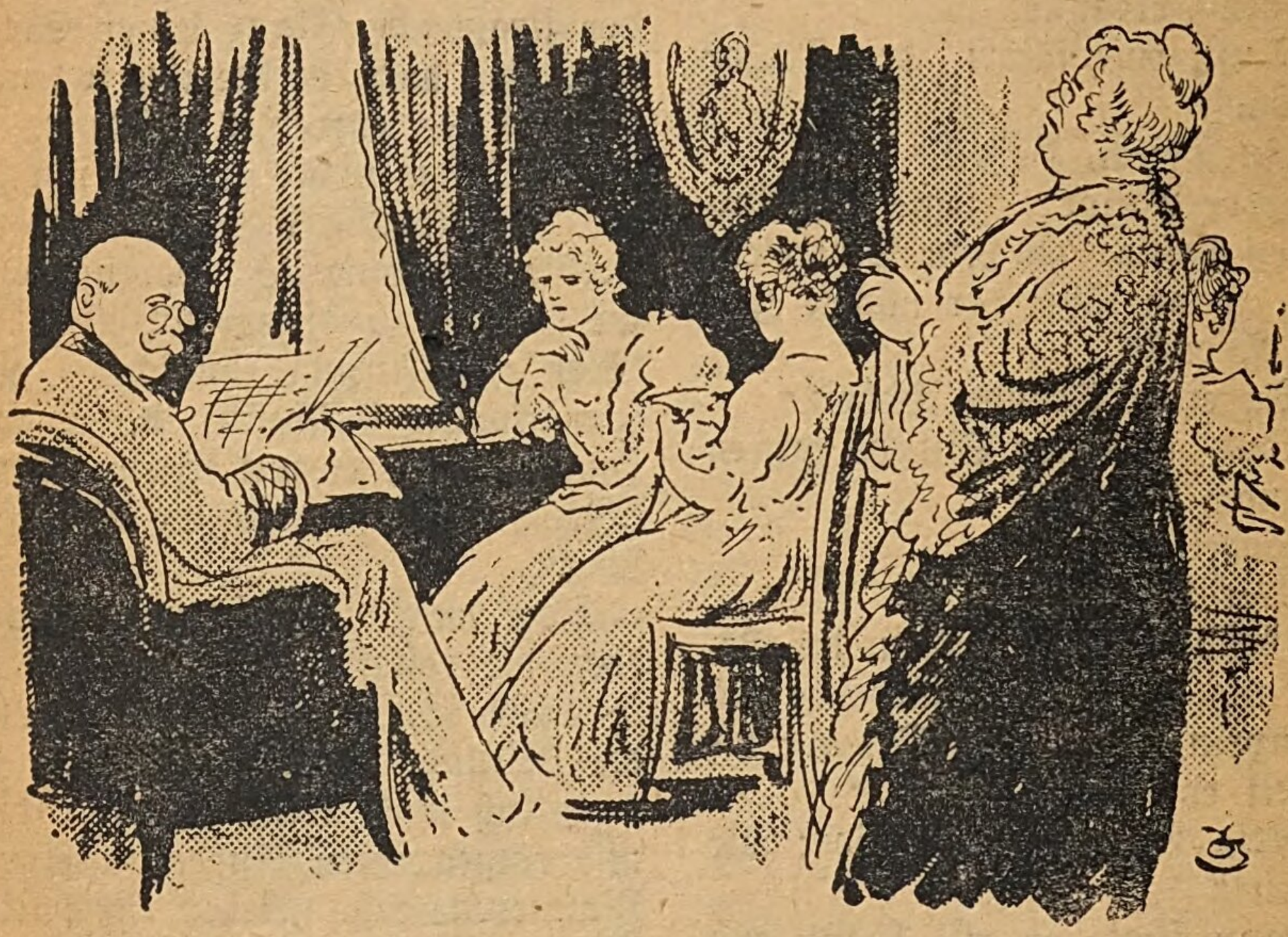
Allerlei — ohne Zusammenhang

In Wien eingetroffen, hatte Erzherzog Johann bereits seinen Schlachtplan fertig. Zu den Stubels gehen und einfach sagen: „Ihr werdet nicht reisen oder: Milly bleibt da, Milly darf nicht fort!" wäre einfach lächerlich und unausführbar gewesen. Mit welchem Rechte sollte er die Familie oder auch nur Milly zurückhalten? Hatte er um Millys Hand angehalten? Hatte er sich den Eltern erklärt? ... Nein, das durfte er ebensowenig tun, wie er sein Inkognito lüften konnte. Zitterte er doch schon bei dem Gedanken, daß der strahlende Glanz seiner Stellung ihm die Liebe des ihm so teueren Kindes entreißen könnte ... Es blieb ihm nichts anderes übrig, als, so sehr ihm dies auch widerstrebte, diplomatisch vorzugehen. Er kaufte zu diesem Behufe in Wien eine Anzahl hübscher, geschmackvoller Geschenke bei einem Juwelier, die er mit seiner Karte „Johann Orth" an die Stubels schickte.

Dort war die Stimmung nicht eben die rosigste. Der Vater saß in einem Lehnstuhle und studierte die Zeitung, über die hinweg er eigentlich nach Milly schielte, die mit rotgeweinten Augen in einer Zimmerecke saß. Neben ihr hatte Anina, mit einer Handarbeit beschäftigt, Platz genommen und schaute mit stummem Bedauern auf ihre Freundin. Lori saß verdrossen am Klavier und schlug hie und da einen Akkord an, aber merkwürdigerweise immer in Moll. Alle schwiegen, nur Mama Stubel war sehr gesprächig.

Die würdige Dame war ganz rot im Gesichte vor Erregung und die Näharbeit wollte ihr bei weitem nicht so gut von der Hand gehen, als das Große-Wort-Führen.

„Ich möchte nur gerne wissen", sprach sie eben, „was die große Trotzerei bedeuten soll? Als ob man in eine Wildnis gehen wollte. Berlin ist ja eine großartige Stadt und das Bier wird dir", — dies galt ihrem Gatten — „dort g'wiß auch so gut schmecken als hier. Ich kann nur nicht begreifen, warum die Lori noch nicht eingepackt hat? Zögerst du gei, das wundert mich nicht, ganz g'wiß nicht. Wer nur einen Tropfen Theaterblut in seinen Adern hat, der muß aufjauchzen bei der Idee, daß er in eine neue große Stadt kommt, an ein Theater ersten Ranges, besonders, wenn man sich nicht zu verstecken braucht, wie sie... Aber nein, Gott behüte, daß sie sich freuen tut. Na ja, warum denn auch,



„Ich möchte nur gerne wissen, was die große Trotzerei bedeuten soll?"

auch noch so herum. Du, mein Gott, in Berlin wachsen die Egons nur so wild auf den Bäumen. Ich weiß ja, da haperts noch bei dir — sonst wären wir ja eh' schon über alle Berge bei einem so vorteilhaften Engagemang. (Frau Stubel tat sich auf die korrekte Aussprache dieses Wortes stets besonders viel zugute.) Daß die Milly den Kopf hängen läßt, wie ein kranker Vo- solche Nähmamsellnaturen weinen sich die Augen rot, und die Wangen blaß um so einen Orth, um so einen Ingenieur, den zu Hause keine menschliche Seele kennt!...

„Mutter!" bat Milly mit flehendem Ausdruck den Kopf erhebend.

„Na ja, weils wahr ist", fuhr Frau Stubel mit ihrer Lieblingsphrase ärgerlich fort. „Oder

willst du mir vielleicht weismachen, daß es einen anderen Grund hat?... Anina kann ja mit uns kommen, es wehrt ihrs ja niemand. Das heißt", sagte sie sich selber begütigend, „das heißt, eigentlich, mir ists nur lieb, wenn Anina bei uns bleiben will und Pietro möchte schon einwilligen, das nehme ich auf mich. Anina ist ein braves Mädel, vielleicht machts uns unsere Nonne, die Milly am Ende auch noch munter... Hm, und dann dauerts ja nicht ewig. Es ist ja vorläufig nur ein Engaschemangantrag auf eine Saison. Vielleicht kommen wir auch zurück nach Wien. Aber um zurückzukommen, muß man ja erst hingehen. Deshalb Punktum, wir gehen nach Berlin", schloß sie mit großartiger Logik ihren Sermon.

„Das wird sich alles schon ergeben", wagte es endlich Papa Stubel schüchtern einzuwenden, „man muß nichts überstürzen."

„Natürlich, du hast mir g'rad noch g'fehlt mit deiner Weisheit. Wenn ich ruhig, mit den Händen im Schoß darauf gewartet hätte, bis du dich erklärt hättest, wäre ich noch heute ein lediges Mädel. Ueberstürzen!... So etwas!... Ueberstürzen!... Wie man mir so was sagen kann!..."

In diesem verhängnisvollen Augenblicke klopfte es und ein Dienstmann überbrachte die Schachtel mit den Geschenken, die Orth geschickt hat.

Frau Stubel machte sehr verwunderte Augen, da sie sich aber rasch zu entsinnen glaubte, daß sie letzthin im Theater einen Bewunderer Loris erblickt hätte. reichte sie ihrer Tochter die Schachtel mit den Worten:

„Wird wohl für dich sein, Lori."

Diese öffnete das Paket und — da erst kam die eigentliche Ueberraschung.

Ganz oben lag ein breites Handbracelet mit einer Karte, welche die Aufschrift trug, „für Mama Stubel!..." Dann kam eine russische, emaillierte Dose, „für Papa Stubel", ein prächtiger Brillantring, „für Lori", eine venezianische Broche „für Anina" und ganz am Grunde ein winziges Medaillon von außerordentlich zierlicher Arbeit, in mattem Gold und Herzform mit eingelegten Veilchenblättern und zwei blitzenden Taukörnchen — „für Milly"...

Und als man unter großer Spannung das Medaillon öffnete, fand man das wohlgetroffene Porträt Orths darinnen.... Da erst kam Leben in Milly, die bisher all' die Schätze sehr teilnahmslos betrachtet hatte.

Mit einem Jubelrufe sprang sie empor und nahm mit zitternden Fingern das Medaillon aus der Hand Loris....

„Ach, das ist wirklich schön", nahm endlich Frau Stubel das Wort, als sie sich von ihrer, diesmal wirklichen Ueberraschung erholt hatte, „das ist charmant, von Herrn Orth. Na, schließlich — ich habs ja immer g'sagt, daß das ein feiner Herr ist. Etwas Studiertes", sagte sie, ihren prächtigen Handreif wohlgefällig hin- und herdrehend.

„Aber Frau, du hast ja grad

...." wollte Herr Stubel bemerken.

„Was gibts? Willst du mir vielleicht wieder widersprechen?" schnitt Frau Stubel resolut jede Einrede ab. „Du wirst imstande sein, zu behaupten, daß Herr Orth nicht was recht Feines ist? ... So eine undankbare Seele!"

Herrn Stubel blieb vor Verwunderung die Antwort in der Kehle stecken, nur Lori lachte und meinte:

„Nun ja, wir sind ja alle einig, daß Orth ein prächtiger Mensch ist, — was — Milly?"

Diese aber hatte in freudiger Erregung eine Karte aus der Schachtel gezogen, die sie mit stummem Entzücken las. Auf dieser Karte standen nur die Worte: „Ich komme bald! — Orth."

Die ganze Familie erwartete nun mit großem Interesse die angekündigte Ankunft, die, von dem Geschenkregen zu schließen, ihnen gewiß auch neue Nachrichten bringen sollte...

— — — — — —

Erzherzog Johann schritt in nachdenkliches Sinnen versunken, der Wohnung der Stubels zu. Er war so vertieft in seine Betrachtungen, daß er, als ein Gruß an sein Ohr schlug, ganz verwirrt in die Höhe schaute.

„Ah, Herr Abt... Guten Tag, Hochwürden... Pardon, daß ich Sie nicht gleich bemerkte, aber ich dachte an verschiedene Dinge, die mich eben beschäftigen."

„Oh, bitte Hoheit, an mir ist es, um Entschuldigung zu bitten, wenn ich Sie gestört habe", sagte Abt Kainzel, der das Sinnen Johanns unterbrochen hatte. „Kein Wunder übrigens, wenn kaiserliche Hoheit meine Wenigkeit übersehen bei so verdießlichen Dingen. Was sagen Hoheit, was dieser Graf Dornbirn wieder angestiftet hat?"

„Graf Dornbirn?... Ah ja, Sie meinen das Duell Kögel—Stein... Aber da ist ja schließlich Dornbirn nicht schuld daran?..."

„Nicht?... Nun, ich kenne ihn besser, Hoheit. Er ist nicht nur ein hohler Schwätzer, er ist auch ein abscheulich schadenfroher Mensch. Die arme Prinzessin Alma, — Sie wissen, Hoheit, wir sehen tief — das liebe Kind ist seit dem Tage des Duells bleich wie eine Lilie."

„Graf Dornbirn natürlich hat nichts Besseres zu tun gehabt, als zu uns zu laufen und das Duell detailliert zu erzählen, besonders breit jedoch die schrecklichen Folgen für Leutnant v. Kögel auszumalen. Die arme Alma ist schier krank davon."

„Sagen Sie dem lieben Mädchen, daß kein Grund zur Sorge vorhanden ist. Ich will die Sache in die Hand nehmen."

„Oh, Hoheit, sind immer die Güte selbst!... Welche Freude wird Alma haben! Wie soll sie Ihnen danken, Hoheit?"

„Lassen wir das, Hochwürden .... Es ist in diesem Falle quasi eine Ehrenpflicht für mich... Wohin übrigens spazieren Sie denn da, wenn man fragen darf?"

„In die Wohnung der Hinterbliebenen des ermordeten Kommissärs Rahl. Hoheit wissen, daß eine Kollekte für die Waisen zusammengekommen ist, ein nicht unbeträchtliches Sümmchen. Es sind sehr gute, brave Kinder, drei Mädchen und drei Buben. Der älteste ist jetzt 21 Jahre alt, ein aufgeweckter Bursche, der recht nett malt. Hans Rahl heißt er und stolz ist er, wie ein König. Ich mußte ihn förmlich mit Hilfe der Bibel zwingen, das Geld anzunehmen. Davon hat er sich ein kleines Atelier eingerichtet, merkwürdigerweise in dem Hause in der Amselgasse, vor welchem sein armer Vater ermordet worden ist. Er hat sich nämlich fest vorgenommen, den Mörder ausfindig zu machen. Die Familie gefällt mir sehr, besonders Hans, eine kreuzbrave Natur. Aus Dankbarkeit arbeitet er jetzt an meinem Porträt und so besuche ich die Leutchen."

„Wissen Sie was", meinte der Erzherzog, „ich gehe mit Ihnen zu Rahl. Ich möchte den jungen Mann kennen lernen. Vielleicht kann ich einmal etwas für ihn tun."

„Oh, Hoheit! Welch' ein Herz schlägt in Ihrer Brust. Gleich dem seligen Kaiser Josef suchen Sie die Armut in ihren Hütten auf."

„Ist das etwas so Erstaunliches für einen Priester der Liebe? Lehrt das Evangelium uns, etwas anderes als die Liebe?..."

„Oh würde doch jeder Fürst so edel denken, Hoheit! Jeder, dem Macht und Ansehen gegeben! Wie wenig bliebe uns Priestern da zu tun übrig!"

Vor dem Hinterhause des „Groschen-Palais" angelangt, traten sie in den Hof, wo einige Stufen zur Wohnung des Malers führten; auf der Türe klebte eine selbstgefertigte Visitkarte:

Hans Rahl

Maler

In den kleinen zwei Zimmerchen der Wohnung Rahls herrschte eine peinliche Sauberkeit. Kein Stäubchen, kein Fleck war in den Stuben zu sehen; das hatte Sabine, welche, seitdem vor drei Jahren die Mutter gestorben, als älteste Tochter, die Hauswirtschat übernommen, zustande gebracht. Sie war ein nettes, wohlerzogenes Mädchen im Alter von 17 Jahren. Mit höflichem Gruße empfing sie die Gäste, küßte dem Abte die Hand und führte sie in das größere Zimmer, welches mit seinen Staffeleien und Bildern das „Atelier" darstellte. Dort saß Hans Rahl, ein junger Mann mit sympathischen Gesichtszügen, hochgewachsen, breitschultrig und offenen blauen Kinderaugen, eben an der Arbeit, mit dem Porträt des Abtes beschäftigt.

Die übrigen Kinder, alle noch klein, befanden sich, mit Ausnahme des dreijährigen Gusti, des Jüngsten, in der Schule.

Hans Rahl, dem der Abt den Erzherzog vorstellte, verbeugte sich tief, jedoch ohne besondere Befangenheit vor dem Prinzen, der sich mit ihm in ein freundliches Gespräch einließ, das ihn alsbald erkennen ließ, daß er hier mit einem jungen Manne von Bildung zu tun hatte, während die

Skizzen ringsum ein ungewöhnliches Talent verrieten.

Abt Kainzel war ganz entzückt von seinem Bilde, welches in der Tat sprechend ähnlich war und Erzherzog Johann sagte, das Porträt nach Gebühr lobend:

„Ich werde Ihnen dieser Tage einen Auftrag zukommen lassen. Ich benötige gleichfalls ein Porträt."

Der junge Mann errötete sichtlich vor Freude über diese Auszeichnung und Sabinchen, die in

„Ich werde Ihnen dieser Tage einen Auftrag zukommen lassen."

ihrem einfachen schwarzen Trauerkleide in der Türe stand, schossen schier Tränen in die Augen der freudiger Bewegung.

Abt Kainzel war desgleichen sehr zufrieden, den Erzherzog hierher gebracht zu haben. Der junge Künstler hatte in der Tat Glück, und er verdiente es auch.

Nicht so zufrieden hatte vor wenigen Minuten Pietro dreingeschaut, der eben im Begriff war, Wessel aufzusuchen, als er den Erzherzog ins Haus treten sah.

Sofort machte er kehrt und begab sich ins Vorderhaus, wo er den Baron Dunkelstein von dem Gesehenen durch Josef unterrichten ließ.

Der Baron biß sich in die Lippen, sagte aber nur: „'s ist gut."

Wessel, der sich bei ihm befand, zuckte zusammen und schaute erschrocken auf den Baron.

Endlich sagte Dunkelstein: „Nun, Wessel, wie gefällt Ihnen das? Sollte das vielleicht einen Zusammenhang haben, wie?"

Wessel wechselte etwas die Farbe, erwiderte jedoch dann giftig: „Wir werden also die Brut der Rahls nie losbekommen!..."

Der Baron maß mit langen Schritten sein Gemach. Dann nahm er seinen Paletot und begab sich, von Wessel sich verabschiedend, auf die Straße.

„Der Erzherzog soll da jetzt in Linz sein", murmelte er, den Weg zur Amselgasse einschlagend, „jetzt eher, denn je. Was sucht er in Wien? Und noch dazu hier, in meinem Fuchsbau?... Ich wette, es wird ihm nicht angenehm sein, mir hier zu begegnen..."

In diesem Momente verließ der Erzherzog in Begleitung des Abtes das Groschen-Palais.

Baron Dunkelstein zog tief den Hut.

Erzherzog Johann schien einen Augenblick nicht sonderlich er-

freut über dies Zusammentreffen, dann erwiderte er freundlich den Gruß des Barons. Eine Idee war in ihm aufgetaucht, die das Erscheinen Dunkelsteins hervorgerufen.

Jetzt hatte er endlich etwas gefunden, was auch Sr. Majestät seine Abreise nach Wien erklären sollte: Die Machinationen der Gräfin Fjordenson... Er wollte gleich nachmittags den Kronprinzen unterrichten und den Baron aufsuchen.

Erleichterten Gemüts warf er sich, von dem Abte Abschied nehmend, in einen Wagen und fuhr zu Stubels

14. Kapitel

„Millys wegen...!"

Als Johann bei den Stubels eintrat, merkte er sofort, daß seine Kriegslist beste Wirkung getan habe. Mama Stubel empfing ihn mit ihrem freundlichsten Lächeln.

„Wahrhaftig, Herr Orth", rief sie, „das war eine prächtige Ueberraschung, der Sie mit Ihrer ganz unerwarteten Ankunft die Krone aufsetzen."

„In der Tat", erwiderte der also Angesprochene, „auch mir kam meine Hieherreise sehr unerwartet. Es ist ein dringendes Ereignis, das meine Anwesenheit für kurze Zeit hier notwendig gemacht. Ich habe eine mir zugefallene kleine Erbschaftsangelegenheit zu ordnen."

Die Worte entsprachen vollkommen der Wahrheit, da ihm eine toskanische Herzogin vor kurzem einen Teil ihres Vermögens hinterlassen hatte.

„Eine Erbschaft!" sagte mit großer Freundschaft Frau Stubel, „eine Erbschaft! Na, das laß' ich mir schon gefallen. Hoffentlich ists was Anständigeres als das Erbe Pietros, das kleine verfallene Haus in Schottwien, wo der Wind durchpfeift... Na, na," fügte sie, die Wangen Aninas streichelnd hinzu, „brauchst dich deshalb nicht zu beleidigen, es war nicht so böse gemeint. Haus bleibt doch immer Haus."

Johann Orth hatte inzwischen die übrigen freundlich begrüßt und von der vor Glück strahlenden Milly einen Blick empfangen, so dankbar, so innig und liebevoll, daß sein Herz mit tiefer Wonne erfüllt wurde.

Einen warmen Händedruck wechselte er mit dem Alten, dessen Aussehen er infolge des Briefes von Milly forschend musterte. Er fand dasselbe zum Glücke nicht allzu besorgniserregend. Stubel war zwar etwas bläßer als sonst, aber im übrigen nicht viel verändert. Milly mochte wohl in kindlicher Besorgnis zu schwarz gesehen haben.

Auch der alte Herr selbst schien seine Vermutung zu bestätigen. Auf die Frage nach seinem Wohlbefinden, erwiderte er: „Danke, lieber Herr Orth, jetzt gehts mir schon wieder passabel. Vor wenigen Tagen, da lags mir schwer auf der Brust, aber Ihre Ankunft hat die Wangen meiner Milly wieder rot und mich wieder gesund gemacht. Wirklich ich fühle mich recht wohl... Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie uns gleich aufgesucht haben."

„Wie sollte ich nicht... Ich

habe beim Theater so etwas, wie von einer Abreise Fräulein Loris von Wien reden gehört, an die ich allerdings nicht glauben wollte. Um mich nun zu überzeugen, war mein erster Weg hierher."

„Das heißt eigentlich, nicht von meiner, sondern unserer Abreise konnten Sie gehört haben". sagte Lori schnippisch, die den Zusammenhang zu begreifen begann. Dann aber warf sie einen Blick auf den neuen funkelnden Ring an ihrem Finger und fuhr freundlicher fort: „Nun, da Sies doch gewiß interessiert, lieber Herr Orth, sag' ich es Ihnen gleich frei heraus, ich habe mich für die Abreise nicht recht begeistern können. Ich liebe meine Wiener, und bin an das liebe hiesige Publikum so gewöhnt, daß ich mich nur schweren Herzens einer fremden Bühne zuwende. Wenn ich mit einem fröhlichen, feschen Liede, oder einem Walzer von Strauß die Szene betrete, und ich sehe überall, im Parket, in den Logen meine guten alten Bekannten, überall die lieben Wiener Gesichter, da kommt eine eigene Lust über mich und ich trällere meine Noten mit wahrer Herzensfreudigkeit ins Haus. ... Oh mein liebes, liebes Wiener Publikum! Sehen Sie, — das ist ein ganz eigenes Volk das — und ich möchte es nicht gerne verlassen. Der Direktor ist auch nicht sehr zufrieden damit, daß ich ihm untreu werden soll. Ich bin nur so böse gewesen, weil er mir bei Ablauf des Kontraktes immer und immer wieder von der Toni Link gesprochen hat. Das hat mich ganz wild gemacht. Was die Link kann, das kann ich nicht! Das ist wahr, aber was ich kann, das soll mir überhaupt jemand nachmachen!"

„Und wie er mich da einmal in der richtigen Laune erwischt hat, da packe ich, wie er wieder von der Link anfängt, mein Notenheft, aus dem ich gerade in der Probe zu singen hatte, werfs dem Direktor vor die Füße und schrei ihn an: „Alsdann gut! So lassen Sie sich halt die Link in Gold fassen, Direktor, und sekkieren Sie andere, nicht mich, Sie — linkischer Mensch, Sie!" ... Na, und dann sind auch noch andere Verhältnisse dazwischen gekommen, die mir das Scheiden von Wien erleichtert hätten. Auch der Antrag vom Kroll-Theater kam gerade zur rechten Zeit — und so ist halt unser Reiseprojekt zustande gekommen."

„Aus dem doch hoffentlich nichts werden wird", sagte Johann, indem er bittend auf Lori und die Mutter schaute, „ich würde das im Interesse Wiens nicht weniger bedauern, als — in dem meinigen ... Die Verhältnisse, die Ihnen, Fräulein Lori, die Abreise leichter gemacht hätten, werden wohl nicht so ernster Natur sein; da wird sich schon etwas machen lassen ... und dann ... es wäre mir sehr schmerzlich. wenn Sie abreisen würden ... es wäre mir ungemein schmerzlich — schon Millys wegen!..."

Ausgesprochen war es! Die Mutter hatte sich erhoben und schaute mit nicht unzufriedenem Gesichtsausdruck auf Orth, der sich jetzt sozusagen offen erklärt

hatte. Lori lächelte, wie jemand, der da sagt: Das hab' ich schon längst gewußt! Auch das Antlitz Aninas zeigte ein freudiges Lächeln, während Milly, von roter Glut übergossen, mit gesenktem Kopfe neben ihr saß und kaum zu atmen wagte. Besonders überrascht schien nur Herr Stubel, der ganz verblüfft seine silberne Tuladose auf- und zuklappen ließ.

„Millys wegen...!" Diese Worte zitterten noch eine Weile in den Ohren aller nach: Millys wegen!..."

„Das ändert allerdings an der Sache", unterbrach endlich Frau Stubel die Stille und warf einen bedeutungsvollen Blick im Kreise herum, „das ist halt was anderes. Wenn ein Mann, wie Herr Orth so etwas sagt, so ist das schon eine Sache, die man ernst erwägen muß. Das heißt, wenn Lori fahren will, so wird sie jetzt halt allein fahren müssen. Schließlich, ein Malheur wird ihr dabei gerade so wenig passieren, wie der Jenny. Ich hätte zwar gern so eine Stadt wie Berlin ist, gesehen, aber als Mutter, der 's in erster Reihe um ihre Kinder zu tun ist, verzicht' ich schon darauf."

„Ich danke Ihnen, liebe Frau Stubel", sagte Orth, indem er ihr die Hand drückte, „Sie werden es gewiß nicht zu bereuen haben."

„Das will ich auch hoffen", erwiderte diese.

„Und ich wart' auch noch mit dem Abschlusse des neuen Engagements, wenn die Mutter nicht mehr drängt", meinte Lori, „wer weiß, was noch wird."

Milly hatte bisher am wenigsten gesprochen. Mit stummem Glück im Herzen saß sie neben Anina und getraute sich kaum aufzuschauen, in der Furcht, es möchte all' das, was sie sah und hörte, wie ein holder Traum vor ihren Augen zerfließen.

Erst, als Orth ihre Hand ergriff und ihr, während die anderen sich um Lori versammelten, die ihre Fröhlichkeit zurückgewinnend, den Walzer aus „Eine Nacht in Venedig" zu spielen begann, leise Liebesworte zuflüsterte, ermunterte sie sich.

Erst, als ihr Orth leise Liebesworte zuflüsterte, ermunterte sie sich.

„Oh, wie gut bist du, mein teurer Johann", kam es von ihren Lippen. Wie unendlich glücklich hast du mich gemacht. Wie will ich dir dankbar sein mein ganzes Leben lang. Oh, du wirst

sehen, wie ich dich glücklich machen werde, mein Geliebter."

„Ich habe nichts für dich getan, Milly, alles nur für mich, meine Süße, wofür willst du mir dankbar sein? Hätte ich denn ohne dich leben können, mein Lieb? Glaubst du, daß ich dich hätte in die Ferne ziehen lassen?"

„Oh, ich weiß jetzt, daß du mich sehr liebst, und, nicht wahr, Johann, jetzt gehst du auch nicht sobald wieder fort; jetzt bleibst du bei deiner Milly und läßt mich nicht ohne dich die Zeit vertrauern."

Das Antlitz Johanns verdüsterte sich.

„Kann ich denn so, wie ich selber will? Hab ich nicht Pflichten, die mich binden und festhalten?... Nein, nein, bleiben kann ich, darf ich nicht! Aber hab' ich dir heute nicht den aufrichtigsten Beweis meiner Liebe erbracht?... Bist du nicht meine Braut? Und kannst du mir gram sein, wenn ich, um meiner Pflicht zu genügen, nicht immer so handeln kann, wie ich so gerne möchte?"

„Pflicht! Pflicht!"... Wie kalt und öde klingt das Wort, das dich mir wieder so bald rauben soll. Pflicht!... Was kann das für eine Pflicht sein, die dich immer fernhält von mir?"

„Eine zwingende, Milly", sagte Orth so ernst, daß das Mädchen unwillkürlich fühlte, daß jede Bitte vergeblich war.

„Kein höheres Gebot gibt es, als redlich seine Pflicht zu erfüllen."

„Aber du brauchst deshalb nicht traurig zu werden, Milly", fuhr er milder fort, sanft ihre schöne kleine Hand streichelnd, „ich halte auch die süße Pflicht meiner Liebe hoch. Gewiß, teure Milly, wir werden und müssen noch sehr glücklich miteinander werden. Es wird eine Zeit kommen, wo ich dich nie verlassen werde. Mag sie auch eine Weile auf sich harren lassen, sie wird, sie muß kommen, und dann, mein Lieb, wird unser Glück vollkommen sein."

In solchen Gesprächen verging den Liebenden die Zeit im Fluge. Orth brachte den ganzen Nachmittag bei Stubels zu und fühlte sich so froh bewegt, wie seit langem nicht. Er erzählte, daß er einen jungen Künstler kennen gelernt, Hans Rahl, von dem er Milly malen lassen wollte.

Allerdings nahm er sich vor, dem jungen Manne die Wahrung seines Inkognitos zur strengsten Pflicht zu machen.

Die Mutter war ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit Orths und Papa Stubel sagte, daß ihn vor lauter Freude über den heutigen Tag der böse Husten gar nicht plage.

Diese fröhliche Stimmung verbreitete sich auch auf Lori, die am Abend in übermütiger Laune im Familienkreise eine kleine Separatvorstellung zum besten gab.

Erst gegen 9 Uhr beurlaubte sich Orth von den Stubels.

Als er fortgegangen war, sagte Frau Stubel zu ihrer glückstrahlenden Tochter: „Na also, Milly, er ist doch ein charmanter Mensch, der Orth. Das war also heut' seine Erklärung. Na gut, ich bins zufrieden, und gratulier' dir zu deinem Bräutigam..."

15. Kapitel

In Mayerling

Erzherzog Johann hatte, als er den Baron Dunkelstein in der Amselgasse erblickt, wie erwähnt, sich der Konspirationen erinnert, die er zu verfolgen sich vorgenommen, da er ihnen mit Recht eine große Tragweite beimaß.

Zugleich sah er eine Möglichkeit vor sich, den Monarchen mit seiner ohne jede Erlaubnis erfolgten Abreise zu versöhnen. Er wollte den Kronprinzen aufsuchen und ihm jenes Stückchen Papier zeigen, das er im Boudoir der Gräfin Fjordenson an sich genommen. Auf diesem Papier befand sich bekanntlich die Unterschrift Hitrovos, ein gewaltiges Schuldzeichen für die Machinationen der Gräfin. Vielleicht hatte auch Baron Dunkelstein seither etwas Neues in Erfahrung gebracht, was ihm dienlich sein konnte.

Der Horizont in Bulgarien schien zwar für den Moment nicht getrübt, aber in diesem ewig brodelnden Kessel konnte eine solche Trübung in jedem Augenblicke erfolgen. Es wird nicht schaden auf der Hut zu sein.

Unter solchen Gedanken hatte er am nächsten Tage den Kronprinzen aufgesucht, aber durch Toni in Erfahrung gebracht, daß Kronprinz Rudolf in Mayerling weile.

Er fuhr deshalb am Vormittage noch nach dem kleinen Mayerlinger Jagdschlößchen.

Der Kronprinz war nicht wenig erstaunt, als er den Erzherzog eintreten sah.

„Voilá! Wieder einer deiner beliebten Streiche! Hast du meine Depesche nicht erhalten?"

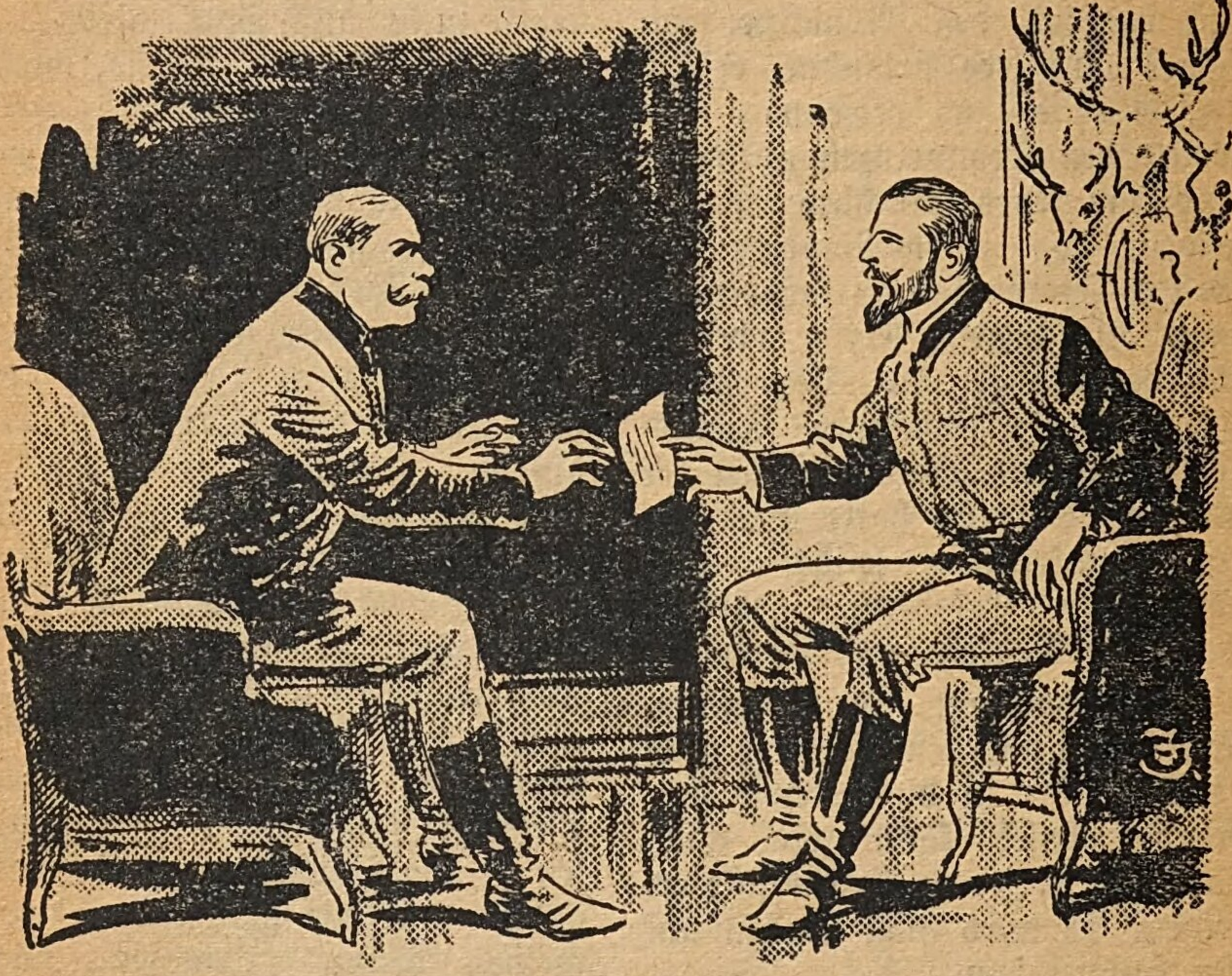
„Gewiß! Aber ich hatte zwingende Gründe, lieber Freund, nach Wien zu kommen, Milly sollte mir von ihrer Mutter nach Berlin entführt werden, wohin es mir nachzufolgen doch noch etwas schwieriger gewesen wäre."

„Milly!... du lieber Gott! Du setzest mehr aufs Spiel, als Millys Liebe! Wahrhaftig! Ja, ja, magst du immerhin die Stirne runzeln und in mir am wenigsten den berufenen Mahner sehen. Ich, mein Himmel... jawohl, auch ich treibe es toll! Auch ich tue oft etwas, was ich vor mir selbst nicht verantworten kann. Aber ich bin eine ganz anders geartete Natur, als du, Johann, der uns allen stets als das Vorbild fester, entschlossener Männlichkeit gegolten. Ich bin oder wenigstens ich fühle mich krank, Johann. Ich finde nirgends, was ich suche, zu Hause nicht, anderswo nicht.... höchstens hier, unter den schattigen Bäumen Mayerlings, in dem stillen Jagdschlößchen. Ueberall grinst mir die glänzende Lüge meines Lebens entgegen, nach außen strahlend im Glanze der Krone, nach innen düster, hohl. eine Summe getäuschter Hoffnungen, unerfüllten Sehnens — ein leeres Nichts!... Oh! Wie ich überall schwer an der Kette dieses Daseins schleppe, wie ich sie klirren höre, diese goldenen Fesseln!..."

Er stützte den Kopf schwer in die Hand, und schwieg eine Weile im trüben Sinnen, indeß der Erzherzog seinen klagenden

Freund mit schmerzlichem Ausdruck betrachtete.

„Manchmal glaub' ich, den Verstand zu verlieren, ob des Zwiespalts in meinem Leben und in meiner Brust. Mich schmerzt der Kopf, die Pulse hämmern an meine Schläfen, der Atem versagt mir .... — und ich flüchte hinaus aus dem Häusermeer der Stadt, hinaus in die frische, freie Natur, nach Mayerling... Und hier allein beruhige ich mich.... Hier allein vergesse ich mein Leid und finde Trost und neue Hoffnung... Wie oft weilen meine Gedanken dann bei dir, Johann, und ich sehe wieder ruhig und vertrauensvoll in die Zukunft. Du wirst mir deine Hilfe, deinen starken Arm leihen, du wirst mich mit deinem Rate, deiner Einsicht stützen. Ich und du wollen in dem Glücke der Völker das unsrige wiederfinden. Im Glücke der Völker!... Da liegts!... Lasse mich aushalten bis dahin, lasse mich nicht wankend werden. Freund, harre bei mir, neben mir aus. Dulde und hoffe!... Lasse dich selber nicht vom Strom des Lebens hinwegreißen, forttreiben von mir... Ich fürchte mich, Johann."



Der Kronprinz stieß einen Ruf des Unwillens aus...

„Lieber, teurer Freund! Du bist wahrhaftig krank, du fieberst. Was sind das für törichte Gedanken, die du dir machst! Welche Furcht könnte dich beschleichen, mein stolzer, mein großer Rudolf! Du wirst die Sonne eines großen Reiches sein und Segen und Glück

wird erblühen in allen Gauen. Jetzt stehst du auf der Hochwarte deiner künftigen Macht und darfst die Augen nicht schließen in orientalischem Fatalismus. Haben wir doch alle beide schwer zu tragen an der goldenen Krone unserer Geburt, aber mutig den Kopf in die Höhe — keine blasse Furcht darf uns schrecken. Ich von dir lassen? Wo denkst du hin, Rudolf?... Würfe ich denn nicht freudig die goldenen Fesseln hin für die kleine Blume der Liebe, wenn ich dich nicht hätte und nicht auf dich vertraute!... Nur dies Hoffen auf die kommende Zeit läßt mich all' die Leiden meiner Stellung ertragen, kann mich veranlassen, ein holdes Geschöpf, wie Milly, die mir ihre reine Liebe geschenkt, in der Täuschung, die sie umfängt, zu erhalten... Fürchte nichts für mich, man wird mir nichts anhaben. Meine Abreise von Linz wird sehr motiviert erscheinen. Ich habe die Unterschrift Hitrovos von einem an die Gräfin Fjordenson gerichteten Briefe in die Hand bekommen. Hier..."

Der Kronprinz stieß einen Ruf des Unwillens aus.

„Ha, die Ränkespinnerin! Mit dem Erbfeinde Oesterreich-Ungarns marktet sie! Doch mein Zorn soll sie treffen..."

„Gemach, mein Freund! Was nützt es dir, die Gräfin Fjordenson zu zermalmen, Rußland wird uns eine andere Spionin an den Hals schicken. Besser ists, sie stets im Auge zu behalten und ihre Pläne zum Scheitern zu bringen."

„Du hast recht, Johann, Baron Dunkelstein meint, daß sie etwas Wichtiges im Schilde führe. Uebrigens ist sie seit zwei Tagen abgereist, wie der Baron sagt: nach Odessa."

„So, so! Und was weißt du noch?"

„Nicht viel! Der Polizeipräsident hat die Angelegenheit auf meine Bitte ganz den Händen Baron Dunkelsteins anvertraut, Breitenfeld selbst ist noch immer mit der mysteriösen Mordaffäre Rahl beschäftigt. Es sollen, wie man mir mitteilte, zwei Täter gewesen sein. Der eine scheint den Polizeikommissär gefragt zu haben, wie viel Uhr es sei. Rahl hatte bei seiner Auffindung die Uhr in der einen Hand; während er nach der Zeit sah, hat der zweite von rückwärts ihm den tödlichen Stich versetzt. Man hat den jungen Hans Rahl einvernommen und ihn gefragt, ob sein Vater keine persönlichen Feinde gehabt habe. Aber dieser stellte entschieden ein persönliches Verbrechenmotiv in Abrede und behauptet, daß es sich um einen politischen Mord handle. Das heißt, er erzählt, daß sein Vater in der letzten Zeit zu Hause Worte fallen ließ, die ihn, den Sohn, darauf schließen lassen."

„Seltsam", murmelte Johann, „das kann ich nicht recht glauben, daß man in der Residenz sich solcher Mittel zu bedienen wagen sollte. Jedenfalls heißt es, auf der Hut zu sein... Was hörst du vom Battenberger?"

„Nichts Unerfreuliches, oder besser gesagt, so wenig als möglich. Nur Baron Dunkelstein hat seiner vor mir in den letzten Ta-

gen Erwähnung getan, noch dazu in sonderbarer Weise. Du kannst dich noch des Bastian-Schwindels erinnern, von dem er uns erzählte, des Geisterhumbugs?..."

„Ach ja, ich habe gegen den Unsinn der sogenannten vierten „Dimension" zu Hause sogar eine Schrift halb fertig gemacht. Wenn ich einer dieser spiritistischen Séancen beiwohnen könnte, würde ich diesen Herren Geistern eines am Zeuge flicken."

„Darum handelt es sich eben. Er teilte mir mit, daß Mister Bastian hier sei und daß auf meinen Wunsch eine spiritistische Sitzung stattfinden solle. Ich habe dem Unsinn der Zerstreuung wegen zugestimmt. Wollen 'mal sehen, was die „intelligible Welt" vermag. Baron Dunkelstein stellt sich sehr gläubig. Er sagt, Bastian wäre eben sehr „in Form" und „durchgeistigter" denn je. Er habe sogar ferne Lebende zitiert, den Battenberger direkt aus Sofia, und ihn Unheil und Wirren verkünden lassen in einer der letzten Londoner Séancen. Auf den Schwindel bin ich begierig. Morgen haben wir eine Geistersitzung."

„Wenn du bis dahin mit deinem kaiserlichen Vater gesprochen, so will ich es wagen, hier zu bleiben. Das wird meinem Werkchen über den Spiritismus nur förderlich sein."

„Abgemacht! Ich will gern dein Fürsprecher sein. Aber jetzt komm' in den Park hinab; es ist so schwül in den Zimmern."

Unten im Garten saß eine Dame in eleganter Sommertoilette. Ihre tiefschwarzen Haare und ihre großen mandelförmigen dunkeln Augensterne gaben ihr etwas Orientalisches. Sie war schön, wie eine Odaliske, der zu Ehren persische Mirzas ihre Laute erklingen lassen...

„Ah, Herr Erzherzog", sagte sie zu Johann, das Buch sinken lassend, aus dem sie gelesen, „Sie schenken uns Einsiedlern auch einmal die Ehre Ihres Besuches..."

„Nicht freiwillig, meine Liebe", lächelte der Kronprinz, „eine wichtige Staatsangelegenheit hat ihn hiehergeführt."

„Aber im Geiste war ich oft hier", entgegnete gleichfalls lächelnd Erzherzog Johann, „haben Sie es nicht in den Büschen geheimnisvoll rauschen gehört?"

„Ach ja á la Bastian", lachte die junge Dame, „nun gewiß — ich habe Ihren Geist rauschen gehört... Eine Philomele sang den ganzen Tag Liebeslieder in den Büschen..."

„Schwätzer!" sagte Johann vorwurfsvoll, indem er den Finger gegen den Kronprinzen drohend erhob. „Wie kann man nur so mitteilsam sein?"

„Oho", erwiderte der Kronprinz, „was fällt dir ein? Nicht ein Wort habe ich gesagt. Seit dem letzten Rennen ist ja das durch alle Kreise des Hofes und der dem Hofe Nahestehenden gewandert wie ein Lauffeuer..... Weiß der Kuckuck, wer das verbreitet hat!"

„Gewiß, mein Herr, keine Verdächtigungen," meinte jetzt auch mit komischem Ernste die Baronesse, „der Kronprinz hat kein Wort gesprochen. Aber ich habs eben doch erfahren. Uebri-

gens gratuliere ich Ihnen, Erzherzog, zu Ihrer Wahl."

„Sie kennen Milly Stubel?"

„Ich habe das herzige Geschöpf früher schon auf der Bühne bewundert. Diese romantische Liebe hat mich derart berührt, daß ich mich ordentlich sehnte nach Ihnen, um ein wenig von Milly zu plaudern. Wissen Sie, daß ich gegenwärtig in lauter Theater-Romanen schwelge?"

„Ach! Was lesen Sie denn jetzt, Baronesse?"

„Hackländers „Europäisches Sklavenleben" — da kommt sehr viel Ballett vor, Prinz..."

„Ach ja!... Weiße Sklaven — das ist so ein Buch für uns alle!" rief der Kronprinz, dessen Stirne sich wieder runzelte. „Weiße Sklaven!... Welch' treffendes Wort! Nicht tun können, wie das Herz begehrt, nicht atmen dürfen, wie es die Brust verlangt, nicht reden, wie die Zunge will und nicht denken, wies einem im Kopfe ist!... Das haben sie in der Tat gut ausgetüpfelt, die Herren der Welt, genial ausgezipfelt, um das bißchen Menschenwürde, das bißchen Freiheitsgefühl, was man mit auf die Welt bringt, im Keime zu ersticken... Weiße Sklaven, jawohl, das sind wir alle, alle..."

„Sehen Sie, wie schlimm es ist, dieses widerspenstige Fürstenkind, denn im Herzen ist er noch immer Kind geblieben", sagte die Baronesse mit ihrer wohllautenden Stimme, indeß sie ihre weiche Hand begütigend auf die Schulter des Kronprinzen legte, „man muß ihm oft zureden, wie — einem wilden Knaben, der am liebsten über alle Hecken und Zäune springen möchte, die ihn rings umgeben. Er denkt nicht an die Gefahren, die ihn bedrohen. Er denkt nicht an die Wunden, die er sich holen könnte, an den Schmerz derer, die ihn lieben... nein, nur frisch hinüber über die Barriéren der Vorurteile, über die Schranken, welche die Welt nicht ungestraft überschreiten läßt. Vielleicht wird sie kommen die Zeit, da, Fürsten und Völker vereint, die hemmenden Schranken niederwerfen werden, um diese Ueberreste einer geistig noch immer barbarischen Zeit auf dem Altar der Freiheit zu verbrennen!... Aber jetzt kein knabenhaftes Ungestüm! Mäßigung, Selbstverleugnung, unentwegtes Hoffen dem Manne."

„Hoffen...! Wenn man sich so elend, so krank fühlt!..."

„Welcher Kranke hofft nicht?... das frisch pulsierende Leben, ist es nicht schön, erhaben, trotz der Selbstverstümmelungen, die Unwissenheit von Jahrhunderten zum Gesetz erhoben? Bringt es nicht Gesundung alltäglich, allstündlich? Oh, eine Welt, in der 's viel Liebe, — so viel echte Freundschaft, so viel edle Hoffnung blüht — ist die nicht schön und lockend?"

„Baronesse, Sie sind ja eine wahre Priesterin der Hoffnung", rief Erzherzog Johann begeistert, „wahrhaftig, wenn die Welt Sie reden hörte, sie würde manches begreifen lernen."

„Schauen Sie, was nützen meine Worte, wenn die Stirne des Kronprinzen umwölkt bleibt, wie bisher? So sanft weht der Ze-

phyr durch die Laubengänge, so silbern beginnt der Mond herniederzuleuchten, und die blassen Feueraugen der Sterne herabzuglühen auf die Erde — er will nichts sehen von dieser Pracht ...“

„Oh gewiß, ich will, liebe Freundin“, sagte der Kronprinz sich ermunternd, und der Baronesse dankbar die Hand drückend, „es war nur so eine vorüberge-

bei uns. Und nicht wahr, wir rufen den Bratfisch in den Garten und lassen uns von ihm seine frischen, fröhlichen Wiener Lieder vorsingen? ... Nicht wahr, ich darf? ...“

Der Kronprinz lächelte.

„Und da sagt die Baronesse noch, daß ich ein Kind sei? Gut denn, er mag kommen der Bratfisch. Guten „Klosterneuburger“

„Baronesse, Sie sind ja eine wahre Priesterin der Hoffnung“.

hende Verstimmung heute, wie sie mich manchmal zu überkommen pflegt. Aber sie ist vorbei. Gewiß, wir wollen fröhlich sein, fröhlich wie echte Kinder. Wir nehmen das Souper im Garten ein?“

„Natürlich“, jubelte die Baronesse, freudig die Hände aneinander schlagend, „das wird wieder superb sein. Wie ich mich freue! So schön wars schon lange nicht

und „Vöslauer“ kann er auch haben. Ich glaube nicht, daß er ihn verschmähen wird.“

Und Bratfisch rechtfertigte vollauf die Worte des Kronprinzen. Er tat dem süffigen Weine alle Ehre an und sang dann mit seiner schönen Baritonstimme seine vierzeiligen G'stanzeln, daß es nur so eine helle Freude war.

Der unverfälschte Wiener Dia-

lekt brachte eine Gemütlichkeit in den kleinen Kreis, wie sie nur in einer einfachen Bürgerfamile zu Hause ist. Der Kronprinz und Erzherzog Johann begannen mit einzustimmen in den Sang und weithin schallte der Jodler in dem vom weißen Mondlicht übergossenen Garten:

„Oh du himmelblauer See,
Du kennst mei Herzleid nit,
Kennst nit mei Weh..."

16. Kapitel

Eine spiritistische Sitzung

Zur festgesetzten Stunde versammelte sich eine kleine Gesellschaft in den Appartements des Erzherzogs Johann in Wien. Kronprinz Rudolf war einer der ersten, die ankamen. Nach ihm kam Professor Dr. Widerhofer, dem sich Graf Dornbirn an die Rockschöße gehängt hatte, als er hörte, wohin er sich begab.

„Ach, ich möchte für mein Leben gern einmal einen Geist sehen", bat der Graf, als der Hausherr, der ihm keine Einladung hatte zukommen lassen, verwundert und ein wenig ungehalten sogar auf den Eintretenden blickte.

Was sollte man auf eine solche naive Bitte erwidern? Der Erzherzog lächelte und ersuchte die Herren Platz zu nehmen.

Abt Kainzel war sehr mißvergnügt, als er, mit dem Fürsten Egon eintreffend, den Grafen Dornbirn in der Gesellschaft sah; er setzte sich an das entgegengesetzte Ende des Zimmers und wandte dem Grafen den Rücken zu.

Auch die Erzherzoge Rainer und Karl Stefan waren gekommen, um der spiritistischen Sitzung beizuwohnen.

„Wen erwarten wir noch außer Mister Bastian?" fragte Erzherzog Rainer.

„Baron Dunkelstein natürlich", erwiderte der Kronprinz, „der uns ja den Geisterbeschwörer eigentlich mitbringen wird. Er ist ja sozusagen sein Impresario."

„Aber schlau ist er wie nicht der Hundertste", meinte lächelnd der Erzherzog Johann, „heute früh war er bei mir und baute sich eine goldene Brücke zum Rückzuge, d. h., er sagte, daß Mister Bastian nicht in der besten Verfassung sei, daß er sich nicht ganz wohl fühle, und die intelligible Welt heute vielleicht nicht so ganz in seiner Gewalt haben würde."

„Ja, das kann schön werden! Ein Fiasko! Ich hab' mirs gedacht, daß der Herr Geisterbeschwörer ein Hintertürchen finden wird", brummte Dr. Widerhofer.

In diesem Momente öffnete sich die Türe und Baron Dunkelstein trat in den Salon, gefolgt von dem hageren Manne mit den überaus langen Händen und den roten Haaren, den wir bereits im Keller des Groschen-Palais flüchtig gesehen haben.

Dunkelstein stellte ihn der Gesellschaft vor, worauf Erzherzog Johann das Wort nahm.

„Sie wollen uns also mit der Geisterwelt bekannt machen?"

„Sehr gerne, wenn ich die Kraft dazu habe."

Hierauf begab sich Bastian in das anstoßende Bibliothekzimmer,

besah alles ringsum und an den Wänden mit großer Aufmerksamkeit, ob auch nur alles in Ordnung sei und sagte dann mit seiner eigentümlichen, trockenen Stimme:

„Ich bin gerne bereit, zu tun, was in meinen Kräften steht. Nur bitte ich die Herren, die Geister, die ich zitiere, nicht durch Provokationen zu erzürnen. Es ist schon oft geschehen, daß bei unseren Sitzungen durch Mutwillen großes Unglück geschehen ist und dem Mutwilligen von den Geistern ein körperlicher Schaden zugefügt wurde."

Der Kronprinz lächelte ironisch, nur Graf Dornbirn zuckte erschrocken auf seinem Sitze zusammen.

„Wir sind zwar alle, glaube ich", erwiderte Erzherzog Johann, „nicht eben furchtsamer Natur, aber wir versprechen Ihnen ganz Folge zu leisten. Können Sie die Geister aller Verstorbenen zitieren, Herr Bastion?"

„Gewiß nicht! Ich bitte die Herren vielmehr, ihre Gedanken auf bestimmte verstorbene Personen zu konzentrieren, das erleichtert mir wesentlich die Arbeit."

„Sprechen Ihre Geister auch, Mister Bastian?"

„Niemals. Aber sie tun ihre Gedanken, wenn man sie bittet, schriftlich kund. Ich habe zu diesem Zwecke einige schwarze Tafeln mitgebracht. Ich bitte die Kette zu schließen, damit sich im Zimmer das nötige Fluidum verbreitet."

Indeß die Herren sich die Hände reichten, was das „Kettenschließen" bedeutete, trug Bastian sein großes spiritistisches Handwerkzeug: eine Geige, eine Kinderkrompete, eine Schellentrommel, eine Gitarre, eine phosphoreszierende Tafel ins Nebenzimmer, das nur mittelst einer halboffenen Portiére von dem Salon abgeschlossen wurde, um dort auf einen Fauteuil Platz zu nehmen. Man begann nun mit der Dunkelsitzung. Alle Lichter wurden verlöscht bis auf eine Kerze, die Baron Dunkelstein neben sich auf einen Stuhl stellte, um sie in dem Momente, wo alles parat sei, auszulöschen.

Bastian begann in langsamem Rhythmus in die Hände zu klatschen, in demselben Momente verlöschte auch die letzte Kerze und die Gesellschaft befand sich nunmehr ganz im Dunkeln. Das Klatschen wurde immer leiser und schläfriger und bald war vollkommene Stille eingetreten, die nur durch die schweren Atemzüge des Mediums unterbrochen wurde. Es schien, als wäre Bastian eingeschlummert.

Dann hörte man plötzlich ein seltsames Knistern und Bastian fing an leise zu lispeln, als unterhielte er sich mit den Geistern. Ein kalter Luftstrom fuhr durch die Portiéren hindurch in den Salon und im selben Augenblicke fühlten die Anwesenden, daß feuchtkalte Hände ihnen über das Gesicht strichen. Es war in der absoluten Dunkelheit unmöglich, auch nur das Geringste wahrzunehmen. So sehr auch Erzherzog Johann die Augen anstrengte, konnte er doch nichts bemerken. Da seine Hände überdies mithelfen mußten, die magische Kette

zu bilden, so war es ihm auch unmöglich, sich durch den Tastsinn, von der Art der „Geister“ zu überzeugen.

Indeß wurde der Spuk immer toller. In der Luft, hoch oben, fast an der Decke des Zimmers, ertönten die quickenden Töne der Kindertrompete, die zirpenden Laute der Guitarre, das Gerassel der Trommel, das Klirren der Schellen im disharmonischesten Durcheinander. Die p. t. Geister mußten einen sehr niedrigen musikalischen Sinn haben, um an einem derartigen Höllenspektakel Gefallen zu finden. Graf Dornbirn war ganz verschüchtert und raunte ein über das andere Mal: „Wenn die Geister uns die schweren Instrumente nur nicht auf unsere Köpfe fallen lassen“, was dem Abte Kainzel ein höhnisches Auflachen entlockte.

Und nun erschien die phosphoreszierende Tafel und man hörte das Kritzeln der Geisterhände, die über die Tafel fuhren. Im Scheine des Phosphors sah man auch etwas Weißes in der Luft hin- und hergleiten... Es kritzelte immer hastiger, der Tisch begann sich zu heben und in der Luft zu tanzen, ächzende Laute ertönten, als fiele den Geistern die Arbeit schwer und auf den schwarzen Tafeln, welche die Gäste vor sich liegen hatten, erschienen nacheinander leuchtende Schriftzüge.

Nun zuckten aber auch der Kronprinz und Erzherzog Johann zusammen; zwei weibliche Namen waren auf der Tafel in phosphoreszierender Schrift zu lesen: Marie und Milly...

Dann wurden die Tafeln mit großem Getöse auf die andere Seite geworfen und wieder hörte man deutlich das Kritzeln der Geisterhände.

Eine Tafel hob sich hoch in die Luft und auf derselben erglänzte es in feuriger Schrift:

„Nieder mit Alexander von Battenberg! — Es lebe Johann Salvator I.!“...

„Es ist verboten, zu politisieren“, rief Erzherzog Johann halb bestürzt, halb ungehalten, mit lauter Stimme.

Die Tafel fiel klirrend auf den Tisch, wo sie zerschellte, die Gesellschaft fuhr von ihren Sitzen empor, aber schon blitzte das Licht neben Baron Dunkelstein auf und verbreitete einen schwachen Schein im Salon. Aus der Bibliothek hörte man das schwere Atmen Bastians, der in unverändertem schläfrigen Takte wieder in die Hände klatschte. Um ihn herum lagen still und stumm die Instrumente.

Graf Dornbirn war blaß wie eine Leiche und war fest überzeugt von den Manifestationen der Geisterwelt. Abt Kainzel lächelte sardonisch. Die übrigen waren nachdenklich und schweigsam und schienen mit ihrer Meinung zurückzuhalten.

Nun sollte der zweite Teil der spiritistischen Séancen, die Lichtsitzung an die Reihe kommen.

Bastian vertauschte seinen weichen Fauteuil mit einem harten unbequemen Sessel. Im Salon wurden die Stühle dicht an die Portiére gerückt; aus dem Nebenzimmer fiel der matte Schein der Lampe herein und erzeugte so ein mystisches Halbdunkel.

„Bevor die Materialisation beginnt, bitte ich die Herren, mich zu untersuchen, damit man nicht etwa glaube, daß ich etwas bei mir habe", sagte Bastian in etwas heiserem Tone.

Der Kronprinz und der Erzherzog Johann leisteten seinem Wunsch Folge und erklärten der Gesellschaft, daß sie nichts gefunden hätten.

Dann nahm Mister Bastian wieder auf dem Sessel Platz und fuhr mit seinen langen Händen blitzschnell in der Luft herum.

In atemloser Spannung erwartete alles die Materialisation.

„It kan go!" rief Baron Dunkelstein leise, aber es wollte nichts kommen. War vielleicht der Kreis nicht harmonisch genug, und verscheuchte der Unglaube die intelligible Welt? Nein... Schon hörte man hinter dem Vorhange ein leises Knistern und Krachen, dann wieder das tiefe Atemholen des Mediums. Dann blitzte es hell auf hinter der Portiére, als ob ein Feuerschein durchs Zimmer glitte, der Vorhang bewegte sich, wie wenn unsichtbare Hände ihn lüften wollten...

Eine weiße Gestalt in undeutlichen Konturen erscheint auf der Schwelle, das Gesicht ist von einem weißen Schleier halb verhüllt und unmöglich zu erkennen, aber die ganze Figur, das Arrangement der Kleidung ist den Anwesenden wohl bekannt: so wird die Ahnfrau der Wiener Hofburg dargestellt...

„Die weiße Frau!" murmelte entsetzt Graf Dornbirn und will sich in nicht geringem Schreck erheben, aber Baron Dunkelstein, der seine Hand festhält, drückte ihn mit einem starken Ruck auf seinen Sitz nieder...

Und schon war die weiße Frau wieder verschwunden und eine hohe Männergestalt tritt ins Zimmer mit wachsbleichem Antlitz, in einen langen, weitwallenden Mantel gehüllt.

Dr. Widerhofer stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Kaiser Max!" sagt die Stimme Karl Stefans...

Und dieser Ruf genügte, um den Geist in die Flucht zu schlagen. Die Portiére klappt zusammen, eine Totenstille entsteht in dem Gemache, und wieder dringt das schwere Atmen Bastians aus dem Nebenzimmer.

Kronprinz Rudolf erhob sich, ihm folgte rasch Erzherzog Johann.

Die beiden schritten auf den Vorhang zu und hoben ihn auf. Bastian saß auf seinen Stuhl zurückgelehnt und schlief. Ein leichtes Hüsteln geht seinem Erwachen voran, dann sprang er erschreckt empor, taumelte gegen den Vorhang, wankte in den Salon und sank dort auf das Sopha, scheinbar tief erschöpft. Seine Augen waren leicht gerötet und seine Stirne stand voller Schweißtropfen.

Nachdem er etwas Cognac zu sich genommen hatte, erholte er sich rasch. Dr. Widerhofer interessierte sich sehr um den Zustand Bastians.

„Ist der Zustand, in dem Sie sich befanden, der magnetische Somnambulismus?" fragte er.

„Möglich, Herr Doktor, aber

ich kann es nicht bestimmen. Ich weiß nicht, was mit mir geschieht, und habe keine Ahnung von dem Vorgange in meiner Natur. Ich versinke in tiefen Schlaf und kann mit der Geisterwelt nur dann selbst verkehren, wenn ich ganz allein bin."

Die Gesellschaft, die sich zu dem im Speisesalon aufgestellten Büfett begeben hatte, besprach nun eifrig die Vorgänge des Abends.

Kronprinz Rudolf war verstimmt darüber, daß er in die Geheimnisse des Geisterzitierers keinen tieferen Einblick hatte gewinnen können.

„Hören Sie doch mit derlei Albernheiten auf", sagte er verdrießlich zu Graf Dornbirn, der fortwährend davon sprach, daß das Erscheinen der weißen Frau den Tod eines Mitgliedes der Gesellschaft bedeute, „wir sind ja doch keine Kinder hier."

„Aber Hoheit haben ja mit eigenen Augen den Geist gesehen", entschuldigte sich der Graf.

„Und ich traue meinen eigenen Augen eben nicht, das ist die ganze Sache", entgegnete trocken der Kronprinz.

Abt Kainzel wurde von den Erzherzogen Rainer und Karl Stefan in die Mitte genommen.

„Nun, was sagt die Kirche zu diesem Geisterspuk?"

„Die Kirche hüllt sich in würdiges Schweigen und überläßt das Rätsellösen den Kindern der Welt."

Baron Dunkelstein war sehr zufrieden mit Bastian; das Medium selbst verhielt sich am schweigsamsten. Es vermied es, sich in ein längeres Gespräch einzulassen.

Und bereits eine Stunde vor Mitternacht entschuldigte sich Bastian, daß er nicht länger verweilen könne und sich auf den Heimweg machen müsse: er sei sehr erschöpft.

Man ließ ihn scheiden; nur Baron Dunkelstein erbot sich, ihn in seinem Wagen nach Hause zu bringen.

Als die beiden den Salon verlassen hatten und die Gäste sich zu einem Spielchen an die Tische setzten, meinte Erzherzog Johann leise zum Kronprinzen:

„Ich bin nur neugierig, ob Baron Dunkelstein ein Dupierter oder selber ein Dupeur ist?" ...

17. Kapitel

Viel Liebe — viel Haß

Erzherzog Johann hatte Hans Rahl nicht vergessen. am nächsten Tage bereits hatte Hans von dem Prinzen einen Auftrag auf ein Bild bekommen. Er sollte für ihn das Oelporträt Milly Stubels anfertigen. Milly, die in dieser Idee einen neuen Beweis der zärtlichen Liebe Johanns erblickte, war entzückt davon, dem Künstler zu einem Bilde zu sitzen, dessen Besitz ihren Geliebten so glücklich machen würde. Frau Stubel war sogar auf einmal sehr stolz geworden auf ihre Milly, die dem jungen Manne eine solche Liebe einzuflößen imstande gewesen. Sie ging mit der Nähmamsselltitulatur sehr sparsam um, und von einer Reise nach Berlin war natürlich schon gar nicht die Rede.

Geradezu merkwürdig verän-

dert aber war Anina, seit Hans Rahl sich bei den Stubels vorgestellt hatte. Der junge Maler mit dem genialen Lockenkopfe hatte auf das schöne junge Mädchen einen tiefen Eindruck gemacht und sie beneidete im stillen ihre Freundin, der die Gunst zuteil geworden, von Hans so eindringlich betrachtet zu werden, wie dies beim Malen unerläßlich ist. Unter diesen Gedanken hatte das Mädchen gar nicht bemerkt, daß die Blicke des Künstlers, wenn er bei den Stubels zu Besuch weilte, was ziemlich häufig vorkam, sehr lange auf ihrem schönen Antlitz zu verweilen pflegten, was gerade nicht unerläßlich war, aber dem Maler desto angenehmer zu sein schien. Hans Rahl mußte immer und immer wieder auf das liebe Mädchen seine Augen richten, auf dieses ebenmäßige Gesichtchen mit dem ebenholzschwarzen glänzenden Haar und den großen glänzenden Augen.

Zu Hause nahm er sein Skizzenbuch vor und versuchte ihre Züge aus dem Gedächtnisse festzuhalten ...

Anina, das muntere Kind, das im Hause wie einst ihre Mutter auf Capri, sonst immer lustig herumgetollt hatte, wurde still, fast schweigsam, und eines Tages sagte Milly zu ihr: „Was fehlt dir denn, liebe Anina? Sag', bist du krank oder — willst du vielleicht gar fort von uns?"

„Gott behüte!" rief hastig Anina.

„Ja, aber weshalb bist du denn so traurig?"

„Ich bin nicht traurig!"

„Ach geh! Du wirst doch deine Milly nicht täuschen wollen. Früher hast du uns wie der Sonnenschein das Haus erhellt. Jetzt .... lagern Wolken auf deiner Stirne."

„Mir fehlt nichts."

„Gut, aber verstimmt bist du. Ich wage nicht einmal, dich einzuladen, mich zu Rahl zu begleiten, wo ich heute wieder eine Sitzung habe."

Anina wurde bei Nennung des Künstlers so purpurrot und verlegen, daß Milly, schalkhaft lächelnd, den Finger erhob und sagte:

„Ach so!... Sollte Hans auch in dein Herz ein Bild eingeschmuggelt haben?..."

Anina erwiderte nichts, aber ihr Schweigen war für Milly, die sich seit ihrer Liebe merkwürdig gut auf die Regungen des Herzens verstand, beredter als alle Worte.

Und als der Maler an einem der nächsten Tage wieder bei ihnen vorsprach, wußte sie es so einzurichten, daß Anina sein Skizzenbuch per Ungefähr in die Hand bekam.

Welche Wonne war es für das junge Mädchen, sich selber in den verschiedensten Positionen in dem Buche Rahls abkonterfeit zu finden!.... Und w· ·chon, wie wunderschön sie Hans gemalt hatte. Gewiß so schön — so herrlich war sie nicht, so wunderschön kann höchstens die — Liebe malen... Himmel! Wenn Hans in sie verliebt wäre, wenn er, der Künstler, sich in die kleine, einfache Anina verliebt hätte... Sie zitterte bei diesem Ge·.nken vor Freude, und als sie ihm sein Skizzenbuch zurückgab — sie wa-

ren seltsamerweise einen Moment allein geblieben — da schauerte sie mit wonnesamem Schreck zusammen: seine Finger hatten die ihrigen berührt.

Und sie ließen die süßen, kleinen Finger auch nicht so bald wieder los; im Gegenteil, seine Hand umklammerte die ihrige noch fester und er begann zu ihr mit seiner milden Stimme zu sprechen und sie horchte, sie horchte still und freudig und verstand doch kein Wort von dem, was er sprach vor innerem Glücke, d. h. eigentlich sie verstand etwas davon: daß Hans sie liebe, wahr, aufrichtig und heiß... Und gewiß, das war genug, genug zu ihrem Glücke...

Seit jenem Abende war Hans Rahl noch fleißiger geworden, als bisher. Er schaffte so viel und so emsig, daß sich selbst sein Schwesterchen Sabinchen darüber verwunderte und daß sogar der kleine Gusti, der Jüngste vom Hause, ein- über das anderemal ausrief: „Der Hans ist sehr bav, sehr bav!“ Allerdings tat er dies etwas lauter, als es unbedingt notwendig war und Sabine erwiderte mehr als einmal darauf: „Aber der Gusti ist nicht bav... Er ist ein ganz nichtsnutziger Junge, der den braven Hans immer in der Arbeit stört.“ Zum Glücke war Hans selber ein mächtiger Beschützer des kleinen Gusti, dem Anina immer irgend eine Nascherei mitbrachte. Ohne Hans wäre es manchmal dem kleinen Schreihals mit den dicken roten Pausbacken und den flachsigen Locken sehr schlimm gegangen.

Seit Milly und Anina im Atelier des Malers erschienen, hatte diese Künstlerwerkstatt noch einen vornehmen Besucher bekommen: den aristokratischen Bewohner des Vorderhauses Baron Karl Dunkelstein.

Milly kannte den Baron nicht, sah aber an der Art seines Benehmens, daß er ein vornehmer Herr sein müsse. Aber sein scharfer Blick, der ihnen überallhin nachfolgte, genierte sie und unwillkürlich wandte sie den Kopf weg, wenn der Baron im Zimmer erschien. Uebrigens hatte sie es leichter, als Anina, Dunkelstein von sich fernzuhalten. Wenn sie zu ihrem Bilde saß, mußte sie still and ruhig verharren. Ihre Begleiterin Anina blätterte indeß in einem Album oder spielte eine Weile mit Gusti, der für das junge Mädchen eine ganz besondere Freundschaft hegte, ebenso wie Sabinchen, die Schwester des Malers. Der Baron, der unter dem Vorwande sich bei dem Maler eingeführt hatte, er sei ein großer Kunstfreund, musterte Skizzen Rahls, kaufte auch hie und da etwas von dem jungen Künstler, das er sehr kavaliermäßig bezahlte. So wenig Sympathie Hans Rahl auch für Dunkelstein fühlte, und so unangenehm es für ihn war, daß Dunkelstein ihn zumeist in der Zeit besuchte, wenn Milly und Anina bei ihm waren, so konnte er doch den vornehmen, reichen Herrn nicht abweisen, dessen Einfluß ihm nicht unbekannt war und der ihm ja auch eigentlich hiezu nie auch den geringsten Grund gegeben. Im Gegenteil, Baron Dunkelstein war die Freundlichkeit selbst und verriet

in manchen seiner Aeußerungen auch einen ungewöhnlichen Kunstsinn. Er behandelte den jungen Künstler fast wie seinen Freund und niemals, selbst wenn Hans die verdrossenste Miene zeigte, kehrte er ihm gegenüber den großen Herrn heraus.

Und doch war der Maler über die Besuche des Barons nichts weniger als erfreut. Anfangs hatte er gedacht, daß sie vielleicht mehr Sabinen galten, als ihm, da ihm der Ruf des Barons als galanter Mann zu Ohren gekommen, aber Sabine war ja schließlich noch ein Kind, und der Baron, der sehr leutselig mit ihr verkehrte, behandelte sie auch darnach. Später, als er sah, daß der Baron Anina öfters ansprach, und sie ins Gespräch zog, kam er auf die richtigere Fährte. Er hatte zwar nur Vermutungen über die Absichten des Barons, aber das genügte, um ihn mit Schmerz zu erfüllen. Anina war eine viel zu offene, kindliche Natur, als daß sie hinter der Freundlichkeit des Barons etwas anderes gesucht hätte. Sie plauderte nicht ungern mit dem geistvollen Manne, der auf jedermanns Gedankengang so leicht einzugehen verstand und sie so oft lachen machte. Sie unterhielt sich köstlich über die scherzhaften Gedichte, welche Dunkelstein dem kleinen Gusti vorrezitierte, und die der Kleine dann in der komischesten Weise verdrehte. Sie hörte gerne zu, wenn Baron Dunkelstein von seinen Reisen erzählte und ihr von ihrer Heimat, dem schönen Italien mit seinen Orangen- und Cypressenhainen berichtete...

Und Hans Rahl beobachtete mit wahrer, innerer Besorgnis ihre Vertraulichkeit...

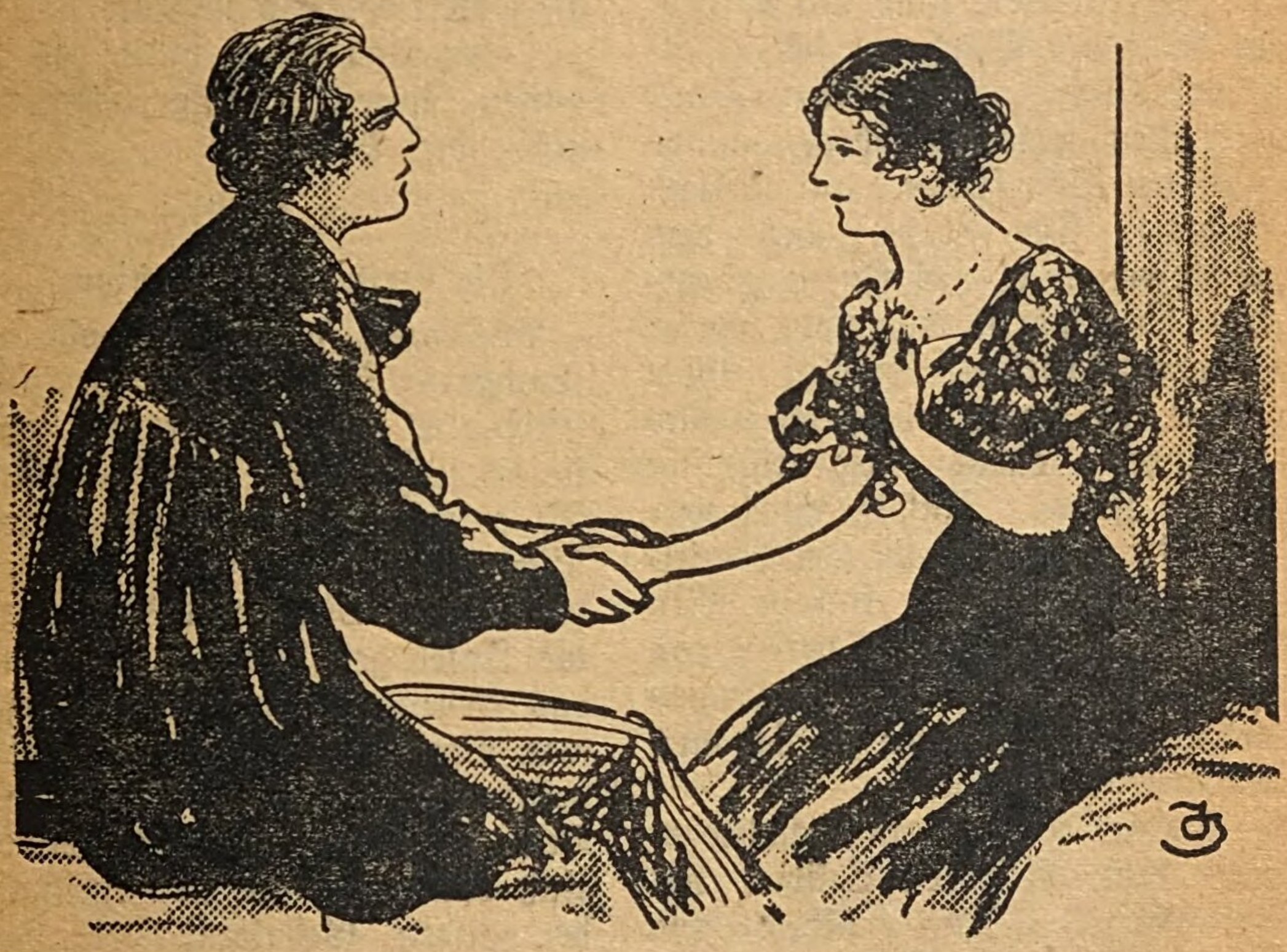
Es dauerte nicht lange, bis sich die Herzen Aninas und Rahls verstanden hatten. Anina war überglücklich und der junge Künstler schwelgte im seligen Gefühle seiner erwiderten Liebe, das nur hie und da von dem Gedanken an den Baron getrübt wurde. Anina konnte es durchaus nicht begreifen, daß man an ihrer Freundlichkeit zu dem Baron Anstoß nehmen konnte und so hoffte Hans nur darauf, daß er das Bild Millys bald beendet haben werde, worauf auch der Umgang Dunkelsteins mit Anina ein Ende haben würde.

Pietro, der einmal — Rahl hatte den Bruder Aninas bei den Stubels kennen gelernt — gerade in sein Atelier kam, als auch der Baron und Anina mit Milly sich dort befanden, war von Hans dem Baron vorgestellt worden. Die beiden begrüßten sich, als hätten sie sich nie gesehen. Pietro fühlte für den Maler, dessen Kunst er, der einstige Bildhauer, sehr hoch schätzte, eine tiefere Freundschaft, als ihm selber recht war. Wußte er doch, daß die Rahls bei dem „Bunde" nicht eben gut angeschrieben waren, und glaubte er weiters zu wissen, daß die Anwesenheit des Barons im Atelier Rahls für den jungen Künstler nichts Gutes zu bedeuten hatte.

Es war nur natürlich, daß der Chef des „Bundes" die Geheimnisse des Groschenpalais keinem unberufenen Späher preisgeben wollte und daß ihm der junge

Mann, der sich ihnen da direkt in den Bau hineingesetzt hatte, ein Dorn im Auge war. Er hätte Rahl gerne eine Warnung zukommen lassen, er möge beizeiten aus dem Wege gehen, aber wie hätte er dies, ohne sich selbst und dem „Bunde" zugleich einen gefährlichen Schlag zu versetzen, durchführen sollen?...

Er schwieg daher und beschloß,



Es dauerte nicht lange, bis sich die Herzen Aninas und Rahls verstanden hatten

wenn auch nicht selbst gegen den Maler einzugreifen, so doch die Ereignisse nicht aufzuhalten. Vielleicht würde Hans übrigens selber nichts unternehmen und in die Geheimnisse des Groschenpalais nicht einzudringen suchen, dann drohte ihm ja auch keine Gefahr.

Uebrigens war Pietro gegenwärtig mit seinen Privatangelegenheiten mehr denn je beschäftigt. Er zitterte vor dem sichtlichen Einflusse, den Orth bei den Stubels gewonnen hatte und der ihm Milly für ewige Zeiten zu entreißen drohte. Verzweiflung im Herzen, brütete er oft stundenlang vor sich hin, was er anfangen könnte, um Orth von Milly zu entfernen. Und immer wieder von neuem seine Ohnmacht einsehend, versank er noch tiefer in seinen giftigen Haß. Er hoffte auf den „Bund", der, wie er wußte, gegenwärtig tätiger war denn je. Ihm war bekannt, daß die Gräfin Fjordenson zurzeit durchaus nicht in Odessa, wie es hieß, sondern in Bukarest bei Hitrovo weile, um von dort in jedem Momente mit Wessel nach Sofia abreisen zu können, wo sich große

Dinge vorbereiteten. Er wußte, daß die Dinge in Bulgarien, in Oesterreich-Ungarn bald einen Sturm hervorrufen würden, der auch den Erzherzog aus seinem Liebestaumel aufrütteln würde. Mit bangender Hoffnung wartete er auf die Ereignisse, die man aus Sofia signalisieren sollte...

Daneben hatte er jedoch seinen Plan, den Verführer seiner Mutter zu entdecken, nicht aufgegeben; er hatte den Brief, der sich in der Truhe seiner verstorbenen Tante befunden hatte, an sich genommen und die Schriftzüge aufmerksam studiert. Aber er war aus dem Schreiben nicht viel klüger geworden. Die Schrift war ihm, wie er ja vorausgesehen, völlig unbekannt, es waren elegante, aristokratische, etwas eigentümliche krause Züge. Unterzeichnet war der Brief mit Carlo. In demselben war die kurze, knappe Mitteilung enthalten, daßThereſa von Zeit zu Zeit Geldunterstützungen erhalten werde, wenn sie sich nach Schottwien begebe.

Pietro forschte in Schottwien nach dem früheren Besitzer des Häuschens. Man erzählte ihm von einem alten Bauer, der einsam dort gelebt hatte, und seit dem Verkaufe des Hauses gestorben sei. Nirgends fand Pietro Anhaltspunkte, die ihn hätten auf die Spur bringen können. Er wußte nur das, was ihm Tante Theresa auf ihrem Totenbette gesagt hatte: daß es ein österreichischer Nobile mit dem Vornamen Carlo gewesen und daß ihn sein Vater mit dem Bootshaken schier erschlagen hätte.

Fürwahr, das war herzlich wenig, um zu einer Entdeckung zu führen. Aber Pietro erblickte in dieser Entdeckung, seitdem seine Liebe so hoffnungslos geworden, erst recht das Ziel seines Lebens.

Er wollte Geld zusammenraffen, um forschen zu können, viel Geld; er wollte keine Mühe scheuen, um den Elenden zu finden. Er wollte, da seine Liebe ungestillt bleiben sollte, für seinen Haß Befriedigung suchen.

„Wer nicht lieben kann, der soll hassen können", sagte er sich mit glühenden Augen...

18. Kapitel

Die Entlarvung Bastians

Erzherzog Johann sowohl wie Kronprinz Rudolf hatte die spiritistische Séance tiefer erregt, als sie es sich hatten merken lassen. Es war auch gewissermaßen mystisch, daß die „Geister" geradezu die Namen Milly und Marie auf die Tafel geschrieben. Besonders das Geheimnis des Kronprinzen war nur einem sehr engen Kreise bekannt. Wie sollte Bastian in den Besitz desselben gekommen sein?... Und dann auch die Erscheinungen der ganzen Gestalten, der Hinweis auf den Battenberger, kurz der ganze Geisterkram war jedenfalls sehr rätselhaft. Nicht als ob erleuchtete Männer wie der Kronprinz oder der Erzherzog etwa an etwas Uebernatürliches geglaubt hätten, aber sie hätten sich gerne von dem Drucke befreit, den ein unerklärliches Ereignis für jedermann im Gefolge hat und Bastian, der gewiß die Köpfe der Wiener zu verwirren bestrebt sein würde, — daß die Sache ruchbar würde, darüber gab es nach der

Anwesenheit Graf Dornbirns bei der Soirée keinen Zweifel, — mit seinen schwindelhaften Hexenkünsten gerne an den Pranger gestellt.

„Ich habe einen Plan", sagte der Erzherzog tags darauf zu Rudolf, „der mir diesen Geisterschwindler in die Hände liefern wird."

„Wie willst du das machen?" fragte überrascht der Kronprinz, „wir haben uns doch ehrenwörtlich verpflichtet, bei der nächsten Sitzung unsere Hände nicht loszulassen und jedem Fremden während der Séance den Eintritt zu verwehren."

„Ganz richtig", erwiderte Johann, „aber nicht vor der Sitzung. Die Sache ist, wie ich mir denke, sehr einfach. Wir lassen uns unseren trefflichen Meister Zins, den Hofschlosser, in meine Wohnung kommen, dort bringt er eine mechanische Vorrichtung in meinem Salon an, mittelst welcher man mit einem Drucke auf einen Knopf die Türe des Bibliothekzimmers sofort fest schließen kann, so daß derjenige, der einmal im Salon ist, nicht mehr zurückzuweichen vermag. Diese Vorrichtung werde ich schon so mit Peluche maskieren lassen, daß Bastian nichts davon entdecken wird. Treten die Spukgestalten in den Salon, so drücke ich auf meinen Knopf, die Türe schlägt ins Schloß und die „Geister" sind gefangen."

„Vortrefflich, in der Tat. Wenn nur Bastian nichts bemerkt. Vielleicht sollten wir Baron Dunkelstein ..."

„Nein, nein, lassen wir den Baron nur aus dem Spiele. Ich will diesmal überhaupt nichts mit Dunkelstein. Es ist mir genug. Bastian zu entlarven."

„Gut denn, die Sitzung findet übermorgen statt?"

„Jawohl, so wie wir sie angesetzt haben. Ich werde sofort die nötigen Vorbereitungen zum Empfange der Herren Geister treffen. Apropos ... Hast du die Sache mit Hitrovo Oben mitgeteilt?"

„Gewiß, sonst hättest du ja auch schon gebundene Marschroute nach Linz erhalten. So aber drückt man ein Auge zu, wenn man auch deine Befürchtungen für unbegründet hält. Auf eine telegraphische Anfrage nach Sofia, antwortete der dortige Konsul: „Alles ruhig."

„Höre mir mit der Konsulenweisheit auf. Uebrigens, vederemo. Ich wollte, du hättest Recht!"

— — — — — —

Als am zweitnächsten Tage sich wieder dieselben Gäste, die wir bereits dort getroffen, in den Appartements des Erzherzogs Johann eingefunden hatten, war schon alles, wie es zwischen Johann und Rudolf verabredet worden, vorbereitet.

Mister Bastian, gehoben durch seine vorigen Triumphe, ließ die Dunkelsitzung sich noch geräuschvoller und toller gestalten, als das erstemal. Es war der vollkommene Hexensabbath.

Und abermals schrieben die Geister auf die Tafel:

„Es lebe Johann!..." der Erzherzog tippte leise an den neben ihm sitzenden Kronprinzen und flüsterte: „Jetzt kommt die Ma-

terialisation! Passe auf." Dann befahl er laut: „Licht gemacht!"

War es der befehlende Ton des Erzherzogs, oder war heute Bastian vorsichtiger als sonst, genug an dem, der Spiritist erhob sich, als Baron Dunkelstein Licht gemacht hatte von seinem Sitze und kam in den Salon.

Dort sah er sich, scharf um sich blickend, um, hob die Portiére in die Höhe, welche die Bibliothek von dem Salon trennte und untersuchte augenscheinlich die Türe. Ebenso vorsichtig hielt er an der Wand Umschau und kam auch, wie der Kronprinz mit Herzklopfen beobachtete, der Stelle an der Wand ganz nahe, wo der Knopf, der durch einen Druck auf eine Feder die Türe schließen machen konnte, unter einer Peluchevertkleidung verborgen war.

Schon schien es, als wollte Bastian auch diese Stelle einer genaueren Prüfung unterziehen, als sich Erzherzog Johann mit der Frage an ihn wandte:

„Werden Sie uns heute dieselben Geister zitieren wie das letztemal, Mister Bastian?"

„Das kann ich im vorhinein nur schwer bestimmen, kaiserliche Hoheit", erwiderte der Befragte, indem er sich von dem verborgenen Knopfe wieder entfernte, „wahrscheinlich ist es nicht, da die Geister einen Ort nicht zweimal aufzusuchen lieben."

Mit diesen Worten wandte er sich wieder dem Bibliothekzimmer zu und zog die Portiéren zu.

Und abermals ertönte nach wenigen Sekunden das schläfrige Händeklatschen, das schwere Atmen und Aechzen des Mediums ...

Die Gesellschaft verharrte in erwartungsvoller Spannung.

Und schon bewegten sich die Portiéren, der kühle Luftzug strich durchs Zimmer, es knisterte und rauschte seltsam hinter der offenen Flügeltüre und ein mit spärlichen weißen Haaren bedecktes Haupt schaute durch den Vorhang in den Salon; das Schwanken der Draperie verhinderte es, die Züge des Greisenantlitzes deutlich wahrzunehmen.

„Du, wenn keine ganzen Gestalten heute kommen, drücke ich nicht auf den Knopf", flüsterte leise Erzherzog Johann dem Kronprinzen zu.

Aber in demselben Augenblicke erschien die Gestalt eines gebückten Alten, in einem weißen, weiten Mantel gehüllt im Zimmer... War es Einbildung oder Illusion in dem unsicher flackernden Lichte der Kerzen: die Erscheinung hatte das Aussehen, als sei der verstorbene Kaiser Ferdinand, dessen lebensgroßesBild sich in demBibliothekzimmer Johanns befand, aus dem großen goldenen Rahmen gestiegen ...

Graf Dornbirn sprach sogar bebend den Namen des Kaisers aus ...

„Bist du bereit?" fragte für die übrigen unhörbar der Kronprinz.

„Jawohl", erwiderte der Erzherzog, dessen Fuß eben zu dem Knopfe hinreichte. Nach einigem Tasten fand er den Knopf — ein Druck und mit großem Getöse fielen die Türflügel hinter dem Geiste ins Schloß ...

Nun folgte eine Szene großer Verwirrung; ein Teil der Gesell-

schaft war bestürzt von den Sitzen aufgesprungen. Baron Dunkelstein hatte in seiner Betroffenheit sogar seine Kerze vom Tische gestoßen ...

Schon aber flammte der Glaslüster in der Höhe, der bisher ganz niedergeschraubt war, auf und verbreitete ein helles Licht in dem Salon.

Die „Geistererscheinung" befand sich ganz im Hintergrunde des Zimmers bei der ins Schloß gefallenen Türe, die sie sich mit dem Rücken aufzudrücken vergeblich bemühte.

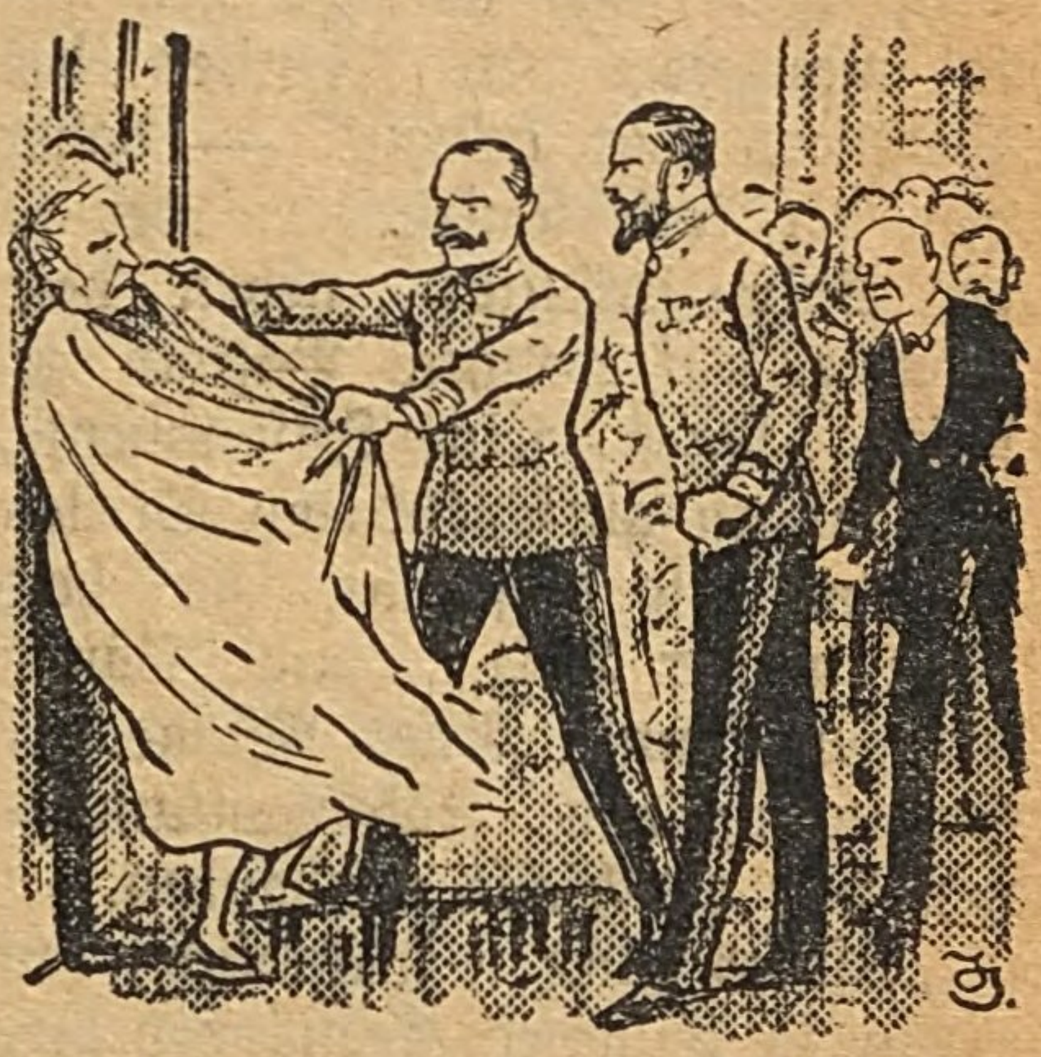
Erzherzog Johann und der Kronprinz eilten rasch auf die Gestalt zu, und rissen ihr die weiße Hülle vom Leibe, unter der Bastian zum Vorscheine kam ...

Mit schlotternden Beinen stand der entlarvte Betrüger in dem Salon. Er hatte einfach über seinen schwarzen Salonanzug ein weißes, mantelförmiges Laken geworfen, die Schuhe von den Füßen gezogen — daher der lautlose Gang — und sein Antlitz mittelst einiger Schauspielrequisiten, Schminke, Ruß und Perücke, so wie dies die Verwandlungskünstler in einigen Augenblicken bewerkstelligen, und mittelst der ihm innewohnenden Imitationskunst in das jener Person zu verwandeln verstanden, die er zu seinem Betrug darzustellen beabsichtigte. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß der Mantel mittelst einer Schnur sofort ungeformt werden konnte, auch war er auf der anderen Seite purpurrot gefärbt.

Mit einem Worte, es war ein vollkommener Gauklerapparat, dessen sich der Spiritist zu seiner Täuschung bedient hatte.

Zitternd vor Angst, totenbleich im Antlitz, bot der entlarvte Schwindler jetzt einen wahrhaft kläglichen, bemitleidenswerten Anblick. Seine Lippen zuckten, ohne einen Laut hervorzubringen und in stummer Verzweiflung rang er seine mageren, überaus langen Hände.

„Nun, nun, fürchten Sie sich nicht", sagte mitleidig der Kronprinz, „es wird Ihnen ja nichts



Erzherzog Johann und der Kronprinz eilten rasch auf die Gestalt zu, und rissen ihr die weiße Hülle vom Leibe.

zuleide geschehen. Beruhigen Sie sich doch. Uns war es ja nur um die Erforschung der Wahrheit zu tun."

„Ich bin vernichtet, kaiserliche Hoheit, zugrunde gerichtet", stammelte Bastian mühsam, „mit mir ist es aus, ganz aus."

„Sie hätten sich kein so gefährliches Gewerbe wählen dürfen, wenn Sie so schwache Nerven haben, Bastian", versetzte Erzherzog Jo-

hann. „Aber wir wollen Ihnen für den Schreck und den Nachteil, der Ihnen aus der heutigen Ueberraschung erwächst, ein Entgelt geben. Wenn Sie diese Wohnung sofort, und Wien innerhalb 24 Stunden verlassen, so werde ich nach London tausend Gulden an Ihre Adresse abgehen lassen."

Das brachte das überraschte Medium etwas zu sich. Es bat nur sehr kleinlaut um sein Handwerkzeug, das im Bibliothekzimmer geblieben war.

Man sperrte die Türe auf und fand dort noch Erklärungen für so manches: das Fenster des Zimmers war geöffnet — daher also der kalte Luftstrom, der in den Salon strömte; neben dem Stuhle, auf welchem Bastian gesessen, lagen seine Instrumente, mit langen aufschiebbaren Stielen versehen, so daß man sie hoch oben in der Luft zum Tönen bringen konnte. Alles Nötige zur Erzeugung von Kolophoniumblitzen war gleichfalls vorhanden.

„Ist es nicht schändlich auf einen so plumpen Schwindel hereinzufallen?" fragte Erzherzog Johann. „Besonders für Leute, die es lieben, im Rufe außergewöhnlicher Intelligenz zu stehen?" ...

Baron Dunkelstein biß sich stumm in die Lippen, indeß auch Graf Dornbirn ein Räuspern hören ließ, als hätte er die Worte des Erzherzogs auf sich bezogen.

Mister Bastian packte still sein Handwerkzeug zusammen und versuchte schleunigst zu verschwinden.

„Sie werden gut tun, Baron", nahm wieder Erzherzog Johann das Wort, „Bastian auch heute das Geleite zu geben. Er dürfte desselben in seiner Aufgeregtheit mehr denn je bedürfen."

Dunkelstein erhob sich sofort und entfernte sich mit einer steifen Verneigung aus dem Kreise.

Als beide das Zimmer verlassen hatten, meinte Erzherzog Karl Stefan: „Du bist zu strenge, Johann. Ich kenne die spiritistische Gemeinde von London aus. Dupierte kann man dort wirklich in den intelligentesten Kreisen finden. Baron Dunkelstein hat sich eben täuschen lassen, wie wir."

„Mag sein, aber er hat den Schwindel Bastians jedenfalls gefördert. Wie wären wir wohl dagestanden, wenn wir Bastian anstandslos seinen Spuk hätten treiben lassen?" ...

„Oh, bitte, Hoheit!" begann Graf Dornbirn selbstgefällig, „ich habe gleich bei der ersten Sitzung nicht daran glauben können und meinem Zweifel Ausdruck verliehen .... Geister, ha, lächerlich." ...

Abt Kainzel lachte kurz und trocken auf.

„Ja, ich glaube gar, Sie haben gesagt", warf er dazwischen, „wo Sie hinkommen, da kann es keinen Geist geben."

Die Gesellschaft konnte nur schwer ihre Heiterkeit verbergen, während Graf Dornbirn, der sehr wohl wußte, daß er mit Kainzel stets den kürzeren zog, den Spott nicht zu verstehen sich Mühe machte.

Erzherzog Johann half ihm übrigens aus der peinlichen Situation, indem er dem Gespräche eine andere Richtung gab.

„Ich begreife nur nicht", mein-

te der Erzherzog, „was Bastian immer mit Bulgarien und dem Battenberger wollte?

„Das ist ein alter Trick der Geisterbeschwörer", antwortete der Kronprinz, „die Gesellschaft immer von Dingen zu unterhalten, welche auf ihr größtes Interesse Anspruch machen können. Das hebt den Wert ihrer Prophezeiungen."

Ein Diener, der mit einem Telegramm eintrat, unterbrach das Gespräch.

„An Se. kais. und kön. Hoheit den Kronprinzen Erzherzog Rudolf!" sagte der Bediente.

Der Kronprinz erbrach die Depesche, las sie und reichte sie mit deutlichem Entsetzen in den Zügen dem Erzherzog Johann hin.

Die Depesche war aus Sophia, aus dem österreichisch-ungarischen Konsulate... Erzherzog Johann stieß, als er gelesen, einen Schreckensruf aus.

„Was ist es? Was ist geschehen? Was hat sich ereignet?" fragten die übrigen hastig durcheinander.

Der Kronprinz und Erzherzog Johann wechselten rasch einen Blick miteinander.

„Wir sind ja unter uns hier", sagte Rudolf, „und die Sache wird sich ja ohnehin nicht verheimlichen lassen."

Dann las er:

„Fürst Alexander von Bulgarien ist heute, am 22. August in Widdin bei der Inspizierung gefangen genommen und als Gefangener nach Lompalanka geführt worden."

19. Kapitel

Mutter und Sohn

Wie ein Lauffeuer flog es durch die Residenz: „In Bulgarien ist die Revolution ausgebrochen!..." Anfangs verstieg sich die erhitzte Phantasie zu den kühnsten Kombinationen und Voraussagungen bezüglich der nächsten Zukunft. Man sprach von Mord und Totschlag in Sofia, von der in Brand geratenden Kriegsfackel, man malte blutige Schlachtenbilder der Zukunft in Gedanken aus. Man ballte die Fäuste drohend gegen Rußland, das den edlen Fürsten zu Falle gebracht. Die Zeitungen brachten, der Volksstimmung Rechnung tragend, spaltenlange, blutrote, kriegerische Leitartikel.... Wie das gekommen ist? Wie lange man noch den Umtrieben der Moskowiten zusehen werde?... All' diese Fragen und Ausrufe schwirrten hastig durcheinander. Einen Moment schien es, als sollten in Europa an allen Ecken und Enden Flammen aufzüngeln.... nur langsam, sehr langsam machte die tiefe, die leidenschaftliche Erregung über die Entführung des Battenbergers einer etwas ruhigeren Stimmung Platz.

Da erst erfuhr man Stück für Stück die Einzelheiten des frechen Bubenstückes, das einem edlen, heldenhaften Fürsten die Krone gekostet.

Da erst hörte man von der Niedertracht Zankows, von der Intrigue Karavelows; da erfuhr man, wie die Fäden sich bis in die intimste Umgebung des Fürsten, bis in sein Palais erstreckt hatten...

Obwohl Erzherzog Johann den Fürsten Alexander sehr hoch schätzte, tauchte doch in ihm, der nach der Freiheit des Handelns lechzte, der Gedanke auf, die Krone von Bulgarien zu besitzen. Er zürnte den Ränkeschmieden, welche den Sturz des Battenbergers herbeigeführt, ganz aufrichtig, aber er führte doch keinen Streich gegen die Gräfin Fjordenson, die wieder in Wien eingetroffen war, und ihr Leben dort so harmlos fortsetzte, als hätte sie einen einfachen kleinen Reiseausflug unternommen und nicht mit der Entthronung Alexanders ihr Rachewerk geübt... Er tat nichts gegen sie — wohl weil er wußte, daß sie, mochte die Gräfin auch persönliche Motive und geeignete Fähigkeiten zu ihrer Mission mitgebracht haben, doch nur ein Werkzeug in der Hand Rußlands war, das jeden Moment durch ein anderes ersetzt werden konnte. Er unternahm nichts gegen die schöne Gräfin Christina, weil — Baron Dunkelstein diabolisch klug gerechnet hatte... In der Tat, die Entthronung des Battenbergers — sie mochte Schmerz und Qual für den hochstrebenden Kriegshelden von Slivnicza im Gefolge haben, aber schien sie nicht für Johann ein Werk des Himmels zu sein?... Die Krone von Bulgarien, jawohl, das wäre der einzige Ausweg gewesen aus dem Labyrinth des Mißgeschicks, der unduldsamen Ungerechtigkeiten und unlösbaren Widersprüche, in die sich Johann verstrickt fühlte. Dann wäre sein kühnstes Hoffen verwirklicht gewesen. Er hätte ein Land, ein Volk, für das er leben konnte, ohne daß die Wiener Hofburg in ihm einen Revolutionär sehen mußte.

Der Thron von Bulgarien — das war kein faules Lotterbett, auf welchem sich fürstlicher Müssiggang breitmachen konnte. Nein! Ehrliche Arbeit, ehrliches Streben hatte dort seinen richtigen Platz und die bulgarische Dornenkrone, fürwahr sie war nicht so begehrt, daß irgend eine Prinzessin der regierenden Häuser sie mit ihm zu teilen sich jemals wohl entschlossen hätte... Es sei denn: eine Prinzessin des Geistes und des Herzens... Milly Stubel...

Baron Karl Dunkelstein hatte trefflich gerechnet: Erzherzog Johann arbeitete kühn und offen, trotz des Unmutes der Hofkreise, auf die bulgarische Fürstenkrone hin. Ja, der Erzherzog, der den Baron erst kürzlich nicht sonderlich behandelt hatte, rechnete es Dunkelstein jetzt hoch an, daß dieser sich ihm jetzt, da alles doppelt gegen ihn arbeitete, mit Rat und Tat zur Hilfe anbot. Dunkelstein wußte nur zu gut, daß das eigenmächtige Vorgehen des Erzherzogs das allerbeste Mittel war, ihn je eher in die Tiefe zu schleudern....

Obwohl Alexander schon am 5. September wieder nach Sofia kam, fühlte Johann, daß diese Herrlichkeit nicht lange dauern würde und begann davon zu träumen, selbstständig auf sein Ziel loszugehen. Seine Vermutungen bestätigten sich bald. Schon am nächsten Tage meldete der Telegraph, daß Alexander von Bulgarien freiwillig (!) auf den Thron verzichtete.

Und dann vollzog sich der tragi-

iche Schluß. Alexander verließ sein Land, obwohl das Volk seinem Fürsten zujubelte, die ersten Geister der Nation vor ihm auf den Knien lagen und ihn beschworen, Bulgarien nicht zu verlassen. Auf dem Schlachtfelde ergraute Soldaten weinten die bittersten Tränen und flehten ihren heldenmütigen Feldherrn an, sie doch nicht preiszugeben.

Aber er ging; er mußte gehen. Rußland wollte es nicht dulden, daß Alexander v. Battenberg, der dem Zaren zu trotzen gewagt, auf dem Throne Bulgariens sitze. Der Beherrscher aller Reußen wollte es nie und nimmer gestatten, daß derjenige, dessen Namen er aus der russischen Armeeliste hatte streichen lassen im Zorn über dessen Widerspenstigkeit, eine Krone auf dem Haupte trage. Und Alexander v. Battenberg wurde vertrieben.

Und Erzherzog Johann kündete den Pharisäern zum Trotze, die ihn umgaben, seine Absichten laut und offen an.

Er kämpfte mit offenem Visier und als er davon erfuhr, daß Oesterreich-Ungarn die Kandidatur des russischerseits in Vorschlag gebrachten Herzogs von Oldenburg ruhig zu dulden schien, da brauste er auf und nahm jede Gelegenheit wahr, seiner Mißbilligung lauten Ausdruck zu verleihen.

„Johann, Freund, liebster Freund", sagte der Kronprinz zu ihm, „tue mir den einzigen Gefallen und nimm deine Zunge in acht! Graf Dornbirn hat alles weitergeschwätzt, was du gestern beim Tee über Oldenburg gesprochen. Man ist fest entschlossen, dich — verzeihe mir das Wort, — dich zu maßregeln, wenn du dir nicht Mäßigung auferlegst."

Erzherzog Johann lachte bitter auf.

„Zu maßregeln? Wahrhaftig? ... Oh, sehr gut, trefflich, ausgezeichnet. Das hat zu unserer Selbstdemütigung gerade noch gefehlt. Wenn ein Prinz des kaiserlichen Hauses einmal frei seine Meinung äußert, wenn er seine Stimme erhebt im Interesse des Vaterlandes — dann natürlich, dann muß man ihn in ein Mäuseloch stecken, damit um Gottes willen kein frischer Ruf unser verschlafenes Selbstbewußtsein zum Erwachen bringt. Wie lange will Oesterreich-Ungarn noch die heute so unpassende Rolle das Cunctators spielen. Oh, über diese feige Zauderpolitik, die uns selbst in den Augen unserer besten Freunde kompromittiert. Sollen wir den russischen Einfluß im Orient bis in den Himmel wachsen lassen und, wenn wir einen Backenstreich auf die eine Wange erhalten, auch noch die andere hinhalten?" ...

„Gemach, Monsieur Feuerbrand! Ruhig und maßvoll ist mir der Starke. Wer sagt es dir denn, daß wir aus Furcht zaudern?"

„Ach, geh' nur mit diesen Worten, denen du selbst keinen Glauben schenkst! Bulgarien braucht jetzt eine starke Hand, eine Hand, die Ruhe und Ordnung hält, einen Mann, der dem russischen Rubel ein Paroli bieten kann ..."

„Einen Mann wie mich? Nicht wahr?" fragte lächelnd Rudolf.

Aber er begegnete einem ent-

Bayerische Staatsbibliothek München

schiedenen, eisenharten Blicke Johanns.

„Einen Mann wie ich", entgegnete fest der Erzherzog.

Rudolf versank in Nachdenken.

„Ach, wenn ich könnte, wie ich wollte. Und wenn du tätest, wie du könntest." ...

. . .„Meine Hand darauf, ich will mit dir kämpfen" . . .

„Wie ich könnte? ... Ach, ja kriechen, schmeicheln, lügen und intrigieren? ... Nein, Rudolf, niemals! Ich will mannhaft eintreten für meine Ideen und ehrlich siegen oder — ehrlich untergehen."

„Du hast recht, Johann! Niemand kann gegen seine Natur ... Wir beide sind einmal doch aus anderem Zeug gemacht und — es ist gut so ... Meine Hand darauf, ich will mit dir kämpfen." ...

Aber selbst die Hilfe des Kronprinzen war nicht mächtig genug, um den Erzherzog vor der Menge seiner hochgestellten Gegner zu schützen. Der Name des Erzherzogs war in aller Mund, ein jeder sprach von den Plänen Johanns auf den bulgarischen Fürstenthron, ein jeder wußte bei Hofe, daß der Erzherzog selbst vor einem offenen Konflikte nicht mehr zurückscheue.

Kein Wunder, daß die Kunde dieser Vorgänge schließlich auch die greise Mutter Johanns, die Großherzogin Margarete von Toscana, erreichte. Die würdige Dame fühlte tiefen Schmerz über das Zerwürfnis ihres Sohnes mit den Mächtigen des Hofes. Sie fürchtete für seine Zukunft, ihr bangte davor, daß ihr heißgeliebter Sohn in dem unseligen Kampfe seinen Untergang finden sollte. Der Zorn des Monarchen schwebte ihr beängstigend vor Augen. Sie schauerte zusammen bei dem Gedanken, daß sie ihren Johann, der, wie man ihr berichtet, in den Netzen einer Theatercirce sich gefangen hatte, verlieren könnte ... Und mit zitternden Händen schrieb sie an Johann: „Komm' mein Sohn, komm' zu deiner Mutter auf Schloß Orth. Komm' und klage mir dein Leid, auf daß ich dich trösten kann."

Und Johann kam.

Als er in Gmunden mit dem Kurierzuge anlangte, kam der Morgen soeben mit seiner jungen Pracht herauf. Johann warf sich in einen offenen Wagen und fuhr der Halbinsel zu, auf der das Schloß seiner Väter steht.

Wie ein Wahrzeichen aus alter Zeit ragt der Turm des auf der Inselzunge erbauten Schlosses Orth ins Land hinein. Ringsum küssen die meergrünen Wellen des Traunsees das Erdreich. Der Was-

ferspiegel kräuselt sich leise und die Wogen plätschern und murmeln alte, alte Märchen von Prinzenliebe und Prinzenleid aus längstvergangener Zeit... Ueber dem Wagen, der pfeilschnell dahinschoß, zwitschern die Schwalben ihre Himmelslieder, von der Freiheit im Weltall, und dabei wiegen sie sich selig in den Lüften und baden sich glücklich im weiten, azurblau schimmernden Aether...

In dem Erkerzimmer des alten Schlosses aber sitzt eineGreisin und schaut durch das große Balkonfenster hinaus aufs Land, auf die Straße, die der Sohn kommen muß. Ihr Antlitz ist sorgenvoll und düster, ihre hohe Stirne gefurcht vom Kummer. Manchmal wendet sie den trüben Blick dem Himmel zu und ihre noch immer schönen, weißen Hände falten sich bittend und ihre Lippen lispeln schier unhörbar ein Gebet, ein Gebet — für die Rettung ihres Johann.

Was sie ihm wohl sagen wird... Gewiß, sie wird ihm strenge gegenübertreten und all' seine Vergehen vorwerfen, mit dener er seinen fürstlichen Namen verunglimpft, all' die Dinge ins Gedächtnis rufen, welche den Zorn des hehren Familienoberhauptes, des Kaiser-Königs erregt... Sie wird ihre Pflicht als Mutter tun und mit dem Sohne streng, aber gerecht ins Gericht gehen...

Und da tritt eine hohe Gestalt ins Zimmer mit behutsamen, zarten Schritten, wie um die Gedanken der alten Dame nicht jäh zu zerstören; ein warmer, ein treuer Blick trifft ihr Auge, ein Blick von echter Sohnesliebe und zerstoben sind all' die Vorsätze der Strenge, zerflossen in ein einziges, in ein beglückendes Gefühl... in das Gefühl der Mutterliebe.

„Johann, mein Sohn!"...

„Mutter, meine Mutter!"...

Und wie einst, als er noch ein wilder Knabe gewesen, liegt sein Haupt auf ihren Knien und sie streichelt zärtlich seine Wangen küßt sein dichtes Lockenhaar und ihre Lippen murmeln zitternd immer wieder:

„Mein teurer, einziger Johann!"

Welch' ein Wiedersehen war das zwischen Mutter und Sohn, die sich so lange nicht gesehen! Welch' ein Wiedersehen nach so vielen Ereignissen!...

„Oh, Sie haben mich gehetzt, wie ein Wild, teure, liebe Mutter. Sie haben mich umstellt, auf daß ich keinen Ausweg habe!... Sie haben mich bei meinem Herrn und Kaiser verleumdet... Und Gott ist mein Zeuge, sie haben mich mit falschen Farben gemalt! Mein Herz ist gut österreichisch, mein Leben gehört meinem Monarchen nach wie vor."

„Ach, ich weiß, du bist gut, Johann, aber du denkst zu stürmisch, zu aufbrausend, du achtest die Pflichten deines Standes für nichts. Und glaube mir, nicht nur Vorrechte haben die Großen der Krone, nein, auch Pflichten, schwere. harte Pflichten, die sie erfüllen müssen."

„Als ob ich mich den Pflichten je entziehen wollte. Nur die Rücksichten, die fesselnden, möchte ich über Bord werfen. Lasset mich arbeiten für mein Vaterland, wie es meine Kräfte vermögen. Wenn ich

die Krone Bulgariens anstrebe, so tue ich dies nicht als Verräter. Ich tue es offen und ehrlich. Ohne Scheu habe ich eingestanden und ohne Hintergedanken verkünde ich es: auf den bulgarischen Thron muß ein österreichischer Prinz kommen, wollen wir Rußlands Ränke zuschanden machen."

„Oh, du Feuerkopf! Weißt du denn nicht, daß dein allerhöchster Herr, der Monarch, nie darein willigen wird, daß das Haupt Johann Salvators, des Stürmers, die bulgarische Fürstenkrone schmückt? Weißt du denn nicht, daß du mit jedem deiner Schritte die lange genährte Erbitterung nur vermehrst? Mein Sohn, ich habe dich nicht deshalb auf Schloß Orth berufen, um dir zu sagen, was dir bekannt ist. Ich habe noch eine Nachricht für dich, die du am besten aus dem Munde deiner Mutter hörst."

Die greise Dame legte ihre Hand besänftigend auf seine Schulter.

„Der Hof hat bereits Kenntnis von einer anderen Kandidatur, die ihm nicht unlieb ist." ...

„Vom Oldenburger?"

„Nein, mein Sohn. Prinz Ferdinand von Koburg ist der präsumtive Fürst von Bulgarien."...

Erzherzog Johann sprang mit einem jähen Ruck von seinem Sitze auf.

„Sind das die Zeiten der Kamarilla noch?" rief er zornig aus, drohend die Hand erhebend. „Spielt man hier Prinzen aus? Ist der Koburger aus einem anderen Holz geschnitzt als Johann Salvator? Rollt in seinen Adern nicht auch das Blut der Habsburger? Er also und nicht ich?... Oh, über diese niedrigen Falschheiten! über diese..."

„Gemach, mein Sohn! Ist diese unedle Aufwallung meines Johanns würdig! Kann das Herz meines Sohnes von den häßlichen Begierden des Neides bewegt werden? Gewiß, auch Ferdinand von Koburg ist ein österreichischer Prinz, und das muß dir, mein Sohn, Bürgschaft genug sein für die Zukunft."

„Sie haben recht, Mutter", erwiderte Johann, sein Ungestüm mäßigend, „Sie haben recht. Möge der Koburger glücklich werden auf dem bulgarischen Throne. Ich will entsagen lernen... Jawohl, ich will entsagen lernen", fügte er mit leiser Stimme hinzu, während Margarete von Toscana zärtlich über die Hand ihres Sohnes strich.

„Verzichten, mein Sohn, ja das ist Fürstenlos. Wir müssen alle verzichten lernen... Verzichten? ... hast du auch auf — Milly Stubel gedacht?..."

„Mutter!... Mutter!..."

Erzherzog Johann ergriff fester die Hand seiner Mutter und sie inbrünstig an seine Lippen drükkend, rief er wieder mit dem Gefühle tiefsten Seelenschmerzes nur die Worte:

„Ach, wenn Sie sie kennen würden, wenn Sie Milly kennen würden!... Wenn Sie ihre Stimme hören könnten, ihre süße, milde Stimme, den treuen Blick ihrer Augen sehen, ihr Herz, ihr goldenes Herz kennen lernen würden! ... Mutter, Sie würden sie selber liebgewinnen und sie selber als Tochter willkommen heißen."

„Johann! Johann!... Als meine Tochter?... Eine Milly Stubel soll an der Seite eines Habsburgers wandeln?... Eine Theaterprinzessin ..."

„Sie ist nicht mehr beim Theater, Mutter. Sie hat mir zuliebe der Bühne entsagt."

Margarete von Toscana runzelte die Stirne: „Dir zuliebe? .... Dem Erzherzog zuliebe, nicht wahr!..."

„Ach, wie bitter Unrecht tust du dem armen Mädchen, Mutter. Weiß doch Milly nicht ein Sterbenswörtchen von meiner Fürstlichkeit ..."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Sie kennt und liebt mich nur als Johann Orth, als einfachen Ingenieur, der von ehrlicher Arbeit lebt."

„Wie, mein Sohn, du hast dich also in ihr Haus eingeschlichen, um ..."

„Vollenden Sie nicht, Mutter! Sie wissen nicht, wie tief Sie mich und das edle Mädchen kränken. Auf mein Manneswort erkläre ich Ihnen, Milly ist wie eine Lilie geblieben... Nicht mit einem Hauch habe ich den Spiegel ihrer reinen Seele getrübt, und nicht um ein Königreich, nicht um alle Schätze dieser Welt ließ ich mir ihr hehres Bild aus meinem Herzen reißen."

Margarete von Toscana blickte mit staunender Bewunderung auf ihren Sohn, der voll innerer Glut gesprochen hatte. Von solcher Liebe hatte sie einst in den Träumen ihrer fernen Jugend leise, wundersame Ahnung beschlichen... Echte, warme, leidenschaftliche Liebe — wo hätte die Platz auf Fürstenthronen?...

Und doch — ihr Sohn, ihr einziger, herrlicher Sohn sollte verderben, vergehen einer Leidenschaft wegen, die so fernab von ihrem Kreise hinrauschte, sollte sein Fürstenlos mit dem Lose eines Bürgerkindes verketten, eines Mädchens aus dem Volke!...

„Johann, die Liebe verblendet dich, öffne die Augen, schaue um dich, was du hingibst, was du aufopferst für... für Milly Stubel... Gibt es denn kein Glück sonst für dich... Sieh' den Kronprinzen..."

„Den Kronprinzen?... Mutter, berühren wir diesen Punkt nicht!... Es gibt ein Schweigen, das wohltätiger ist, als der beredteste Trost!... Für mich gibt es in der Tat kein anderes Glück ... Ich verspreche, die Kandidatur des Koburgers nicht zu hindern, im Gegenteil, ich will sie fördern sogar, so viel ich kann. Ich will Ferdinand ein wahrer Freund sein, mehr soll man aber nicht verlangen von mir. Ich bin kein Engel, ich bin nur ein Mensch, ein schwacher Mensch!"

„Du bist mein Sohn, Johann, ein Prinz aus dem Hause Habsburg, vergiß das nie!... Und auch wir werden alles zu vergessen suchen. Ich werde dem Monarchen deine Resignation auf die bulgarische Kandidatur kundtun, ich werde ihm schreiben, wie du dich ihm gefügig unterordnest in allem, wie du gegen niemanden, gegen niemanden, sage ich, du verstehst mich, einen Groll hast und alles, alles wird wieder gut werden. Oh, ein Zwist im Hause Oesterreich, kein Grillparzer soll mehr entstehen, der den Streit von Habsburgs Fürstensöhnen sich zum Vorwurfe wähle... Nicht

wahr, du versprichst mir, mein Sohn, das Herz deiner greisen Mutter nicht vor der Zeit zum Brechen zu bringen?..."

Johann beugte sich zärtlich über die Hand, die seine Mutter ihm entgegenstreckte und küßte sie lange. Margarete von Toscana umschlang ihren Sohn in tiefer Rührung und flüsterte, ihm milde in die tränenfeuchten Augen schauend: „Recht so, mein teuerer, lieber Johann. Weine deinen Schmerz aus, weine dich aus, mein Kind, du bist ja hier bei deiner Mutter..."

20. Kapitel

Der Vater ist krank

Papa Stubel war durchaus nicht so gesund als es für einen Moment den Anschein gehabt. Der gute, alte Herr hatte sich stark gestellt, er hatte, um seine Familie und insbesondere seine Milly nicht zu betrüben, sich Gewalt angetan und die Schmerzen, die ihm manchmal die Brust zusammenkrampften, zu verbergen gesucht. Die Verlobung seiner Tochter mit Orth, die ja doch, wenn auch nicht in aller Form, so doch als stilles Familienereignis stattgefunden, war für den alten Mann in der Tat ein wahres Labsal gewesen. Er erholte sich in der seelischen Freude über das Glück seiner Milly in den ersten Tagen sichtlich. Sogar der marternde Husten verließ ihn, aber nur für kurze, für ganze kurze Zeit. In der Nacht begann er wieder an den quälenden Stichen in der Brust zu leiden, auch fand er keinen Schlaf und, da er sich nicht zu erheben wagte, aus Furcht seine Familie zu beunruhigen, fühlte er sich in der Früh täglich schwächer und ermatteter. Das Hüsteln, das er angenommen hatte, ärgerte Frau Stubel ganz ausnehmend. Sie konnte und mochte es nicht glauben, daß ihr Mann ernstlich krank sei, und selber eine ziemlich robuste Natur, schalt sie oft, man dürfe nicht gleich so heiklich sein und wegen einer kleinen Verkühlung „Arme Sündermienen" aufziehen...

„Ja, ja," sagte die resolute Frau, „Ihr Männer seid schon so. Wenn Euch nur das Geringste fehlt, wenn Euch nur ein Haar vom Schnurrbart weh tut, so macht Ihr gleich ein G'sicht, als wenn 's Euch an's Leben ginge. Natürlich, Ihr wollt bedauert sein, das Mitleid tut Euch so wohl! Oh, ich kenn' die Männer schon, mir braucht sie niemand zu erkennen zu geben. Da, nehmet Euch ein Beispiel an den Frauenzimmern, am schwachen Geschlecht. Ihr Herren der Schöpfung. Wir, ja wir sind zum Leiden geboren! Wir können Schmerzen aushalten."

Der arme Alte lächelte schwach zu dem Sermon seiner beredten Gattin und erwiderte: „Wenn einen aber der Husten so plagt."

„Der Husten? Ist das auch ein Husten! Ja, wie die Lori als kleines Kind den Eselshusten g'habt hat — das war ein Husten á la bonheur. Aber so ein Hüsteln — das ist nur für die noblichen Herrn, weißt wie 's der Fürst Eggon g'macht hat, wenn er den Aristokraten hervorkehren hat wollen."

„Aber, Mutter, gibts denn keine anderen Aristokraten auf der

Welt, als den Fürsten Egon?“ warf, geärgert, Milly ein.

„Na ja, weils wahr is'! Der hat ja immer so nobliche Manieren gezeigt, als ob's keinen vornehmeren Menschen mehr auf der Welt gegeben hätte, als ihn! Der Vater erinnert mich immer mit dem Hüsteln an den Fürsten.“

Milly rückte dem Papa den Polster auf dem Sorgenstuhle zurecht und Anina meinte, indem sie auf das fahle Gesicht des Kranken einen Blick warf:

„Es wäre vielleicht doch gut, einen Arzt zu fragen.“

„Na ja, das möcht' ihm grad noch fehlen! Der Doktor sagt einem ja nie, daß einem nichts fehlt, selbst wenn man gesund ist, wie ein Fisch im Wasser. Das g'hört schon zum Geschäft... Ein Hausmittel, ein heißer Brusttee. Ausschwitzen und Niederlegen wird 's schon kurieren das bisserl Husten.“ —

Das bisserl Husten wurde aber immer schlimmer und Herr Stubel konnte bald seine Schmerzen nur mehr schwer verheimlichen.

Und eines Tages, als Rahl gerade zu Besuch war, bekam Stubel einen Hustkrampf und fiel wie ohnmächtig in seinem Stuhle zusammen.

Die Kinder schrien tödlich erschreckt auf, Frau Stubel riß geschwind das Fläschchen mit Hirschhorngeist aus dem Kasten und hielt es dem Ohnmächtigen unter die Nase, Hans aber lief, so rasch er nur konnte, um den nächstbesten Arzt. Das Malheur wollte es, daß er — es war gegen Abend — keinen Arzt zu Hause antraf und ganz verzweifelt wollte er schon seine Suche aufgeben, als er auf der Straße den ihm von der Photographie aus wohlbekannten Hofarzt Dr. Widerhofer ersah. Ohne viel Besinnen lief er auf ihn zu und sprach ihn, höflich den Hut lüftend, mit den Worten an:

„Herr Professor! Ein Schwerkranker benötigt momentan einen Arzt und ich konnte keinen finden. — Sie würden die Familie zum größten Danke verpflichten, wenn...“

„... ich mitkäme. Aber mit größtem Vergnügen, mein Herr“, sagte der Arzt, indem er den jungen Mann über seine goldene Brille hinweg freundlich ansah. „Das ist ja die Pflicht eines jeden Arztes und keines Dankes wert. Eilen wir.“

Als Hans mit dem Arzte eintrat, machte eben Frau Stubel mit dem Hirschhorngeist vergebliche Versuche. Jetzt war allerdings auch Frau Stubel bereits in Angst und, wenn sie auch ihre Geistesgegenwart nicht verlor, so konnte man ihr doch den Schrecken, der ihr in die Glieder gefahren, deutlich vom Gesichte herablesen.

Milly rannen vollends große Tränen über die rosigen Wangen und Anina und Lori mühten sich mit verstörten Zügen um den Besinnungslosen.

Doktor Widerhofer hatte mit einem raschen Blicke die Situation übersehen! Er hieß freundlich, aber bestimmt Frau Stubel ihre Versuche einstellen und nahte sich selbst dem Bewußtlosen. Mit einem kräftigen Ruck hob er die schlaff herabhängenden Arme Stubels in die Höhe, und führte sie dann behufs Erneuerung der

Respiration in regelmäßigen Intervallen auf und nieder. Den Kopf Stubels hatte er mit einem nassen Tuche bedecken lassen; auch hatte er den krampfhaft geschlossenen Mund Stubels etwas geöffnet. Die Armbewegungen hoben auch alsbald die Kontraktion der Brustmuskeln auf, und nach weniger Minuten öffnete Papa Stubel zum unaussprechlichen Entzücken Millys die Augen und versuchte sogar, den Kopf zu erheben. Das gelang ihm allerdings nicht ganz leicht; der Anfall hatte ihn sehr geschwächt, und der Arzt sagte, es wäre das Zweckmäßigste, den Kranken auf ein Ruhebett zu schaffen, damit er in eine bequemere Lage käme.

Dort begann er dann mit einer ziemlich lang dauernden, sehr genauen Untersuchung, während die Familie im Nebenzimmer in banger Erwartung verharrte.

„Sie werden die Frage verzeihen", sagte der Arzt, als er seine Untersuchung beendet hatte, zu Hans Rahl, „wie heißt denn eigentlich die Familie, bei der ich mich befinde?"

„Oh bitte, Herr Doktor, entschuldigen Sie vielmals, daß ich Ihnen nicht schon früher den Namen genannt habe, aber Sie begreifen, man ist so verwirrt, bei einem solchen Falle.... Sie sind hier bei den Stubels, Herr Professor."

„So, so, bei den Stubels!..." meinte Dr. Widerhofer und versank in ein augenblickliches Sinnen... Dann fragte er: „Und Sie, mein Herr, gehören mit zu der Familie?

„Nein, Herr Professor, ich bin bloß ein Hausfreund. Mein Name ist Rahl, Maler Hans Rahl."

„Sehr erfreut!... Hm, bei den Stubels... So, so. Bei den Stubels."

„Ist die Sache gefährlich, Herr Professor?"

„Gefährlich?... Nun, Ihnen kann ich es ja mitteilen, junger Mann; ich fürchtete nur, Sie wären der Sohn des Kranken.... Die Sache ist nicht nur gefährlich, sie ist mehr als das. Ich meine jetzt gerade nicht den überstandenen Anfall. Der Anfall hat nur eine symptomatische Bedeutung, aber die Krankheit, die liegt tief. In der Lunge... Das ist eine ziemlich ausgebildete Lungenspitztuberkulose. Der Ohnmachtsanfall ist mehr darauf zurückzuführen, daß der Kranke die Hustenanfälle gewaltsam unterdrücken wollte, was einen Krampf der Brustmuskeln hervorrief."

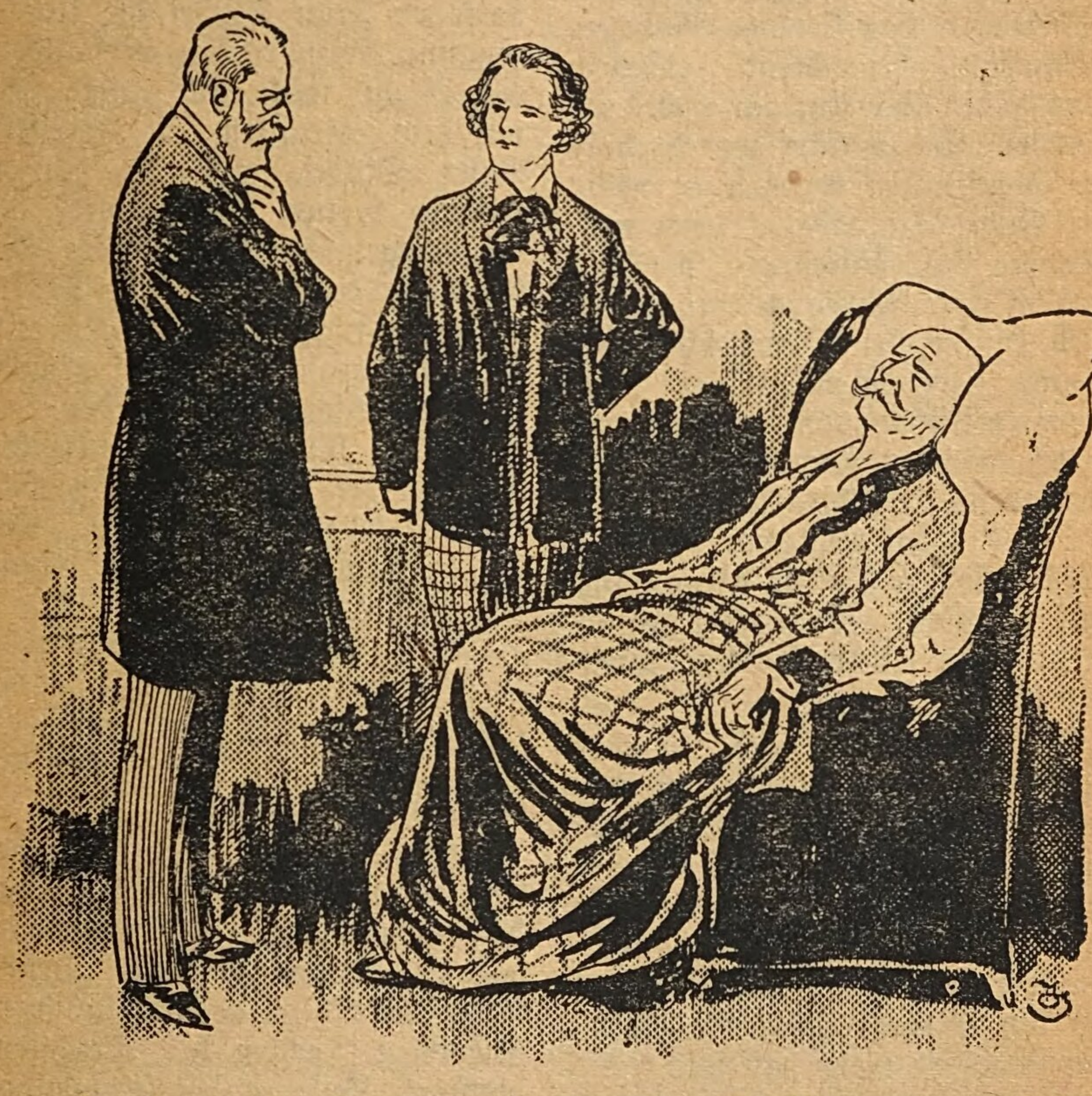
„Und was wäre Ihr Rath, Herr Professor?" fragte äußerst besorgt Rahl.

„Mein Rat? Du lieber Gott, da ist Rat teuer. Viel kann man eigentlich nicht machen. Die ärztliche Kunst steht dieser tückischen Krankheit fast ganz wehrlos gegenüber. Es wäre auch leichtsinnig von mir, eitle Hoffnungen zu erwecken. Das Leben solcher Patienten hängt an einem Faden. Allerdings trägt zur Milderung ihrer Leiden und zur möglichsten Verlängerung ihres Lebens ein Aufenthalt in guter, frischer Luft viel bei. Am besten ist es, man reist mit dem Patienten zuerst in eine ozonreiche Gegend, zwischen die Berge und dann führt man ihn in eine milde Luft, etwa ans

Meer nach Abbazia oder an die Riviera, damit dort der Kräfteverlust möglichst lange hintangehalten werde."

„Das ist sehr trostlos, was ich hören muß, Herr Professor und ein schwerer Schlag für die mir befreundete Familie. Ich weiß gar nicht, wie ich ihr diese Botschaft beibringen soll."

„Am besten gar nicht, junger Freund", sagte der Arzt, indem er Hans Rahl teilnahmsvoll betrachtete und ihm zuwinkte, leiser zu sprechen, damit Stubel, der im Bette sich aufrichtete, nichts höre von ihrem Gespräche. „Am besten gar nicht. Ueberlassen Sie das mir, mein Lieber, das beste Mittel zu finden, um dem Kranken zu nützen und die Familie nicht zu betrüben."



. . . „So, so bei den Stubels! . . ." meinte Dr. Widerhofer und versank in ein augenblickliches Sinnen . . .

Hierauf tröstete der treffliche Arzt die weinenden Töchter, die in das Krankenzimmer eingetreten waren, und äußerte sich: „Mut gefaßt, meine Damen! Der böse Anfall ist ja Gott sei Dank vor-

über und wird auch bei geeigneter Pflege nicht so bald wieder kommen."

Milly blickte mit tränenfeuchten Augen zu dem Arzte auf.

„Und es ist keine Gefahr, Herr Doktor?"

„Wir sind alle in Gottes Hand, mein Fräulein", sagte Professor Widerhofer, das liebliche Mädchen wohlgefällig betrachtend. „Uebrigens haben Sie jetzt gar nichts zu fürchten. Die vorläufigen Verhaltungsmaßregeln bestehen in völliger Ruhe. Da habe ich auch eine Medizin aufgeschrieben, die hoffentlich gute Wirkung tun wird. Und da ich mein Werk schon begonnen habe, so will ich es auch gerne fortführen und morgen und in den nächsten Tagen wiederkommen, wenn es Ihnen so recht ist."

Ob es ihnen recht war; sie hätten den lieben Doktor gerne ganz dort behalten, so gerührt waren sie alle von seiner Freundlichkeit und Güte.

Und erst als sie nach seinem Fortgehen von Hans erfuhren, daß es der Leibarzt Ihrer Majestäten Professor Widerhofer gewesen. Frau Stubel besonders war ganz entzückt von ihm und sagte ein über das andere Mal: „Nun, jetzt bin ich auch ruhig, jetzt kann kein Malheur mehr passieren."

In dieser Nacht wachte Milly am Bette ihres Vaters; die ganze lange Nacht saß sie da und horchte auf seine Atemzüge.

Gegen Mitternacht schrieb sie einen langen Brief an Johann, den sie bereits wieder vier Wochen nicht gesehen, einen Brief voll Sehnsucht und Betrübnis. Und große, schwere Tränen netzten die Stelle, als sie sie niederschrieb:

„Papa ist krank..."

21. Kapitel

Orth — Johann Orth!..."

Professor Widerhofer hatte seine Besuche eine ganze Woche fortgesetzt und während dieser Zeit hatte er Frau Stubel die Ueberzeugung beizubringen verstanden, daß es gut wäre, auf einige Zeit mit dem Kranken zu verreisen. Papa Stubel, eine im ganzen kräftige Natur, hatte unter der sorgfältigen Pflege und der Behandlung des Arztes seine Kräfte rascher zurückgewonnen, als dies der Arzt geglaubt hatte, obwohl das trügerische Aufleben des Organismus bei diesen Krankheiten nicht zu den Seltenheiten gehört. Es war jedoch anzunehmen, daß die Luftveränderung eine gute Wirkung äußern werde.

„Das trifft sich übrigens ganz gut", meinte Frau Stubel, „die Jenny weilt jetzt noch ein paar Tage in Ischl, da können wir ihr einen Besuch machen."

Pietro, der von der Reise gehört hatte, hatte sich bei den Stubels eingefunden und erwähnte, daß er, bis die Familie zurückkäme, für Anina bei der jungverheirateten Tochter des Drechslermeisters Keil im Groschenpalais Unterkunft finden werde.

Wie unabsichtlich lenkte er das Gespräch auf Orth, und veranlaßte mit seinem Nachfragen, auf die Frau Stubel nicht zu antworten vermochte, daß die würdige Frau wieder in eine ziemlich gereizte Stimmung kam.

„Es ist doch eigentümlich",

meinte er, „daß man diesen Herrn Orth auftauchen und verschwinden sieht, wie jemanden, der ein dunkles Geheimnis zu verbergen hat. Wenn er nicht hier ist, weiß man gar nicht, wo er sich befindet. In Wels will ihn niemand kennen, hier hat er eine Braut, um die er sich nicht kümmert ..."

„Das macht doch Ihnen keine Sorge", erwiderte frostig Milly.

„Und warum nicht?" versetzte statt seiner Frau Stubel. „Und warum nicht, frage ich. Pietro ist unser Freund und als solcher ist es nur recht und billig, daß ihm so etwas auffällt, was mir längst ein Dorn im Auge ist. Es ist das wirklich merkwürdig ...."

„Und beängstigend", sagte Pietro, „wenn man bedenkt, daß es sich bei einer Heirat um die ganze Zukunft, um das ganze Leben handelt, so kann man nicht vorsichtig genug sein. Von Orth weiß hier niemand etwas, was er nicht selbst mitgeteilt, und fürwahr, das ist wenig genug. Seine Angaben erweisen sich sogar als den Tatsachen nicht entsprechend. Aus mir spricht, glauben Sie mir, Milly, aufrichtige Besorgnis. Man hört so viel Geheimnisvolles in der letzten Zeit in Wien. Man spricht von politischen Verbrechern, seit der Ermordung des Kommissärs Rahl ..."

„Halten Sie ein, Herr Pietro", rief zornglühend Milly, „Sie wollen doch nicht damit Johann Orth verdächtigen! Ihre Worte sind sehr kühn, und könnten Sie eher zu Schaden bringen, als Sie wohl denken!"

„Fahr' nicht gleich so in die Höhe! Signor Pietro hat gar nicht so unrecht. Und das sage ich dir gleich, auf unserer Reise nach Gmunden steig' ich direkt in Wels aus. Ich will endlich einmal sehen, was denn eigentlich an diesem Orth dran ist ..."

Milly wechselte einen Moment die Farbe. Das allseitige Mißtrauen gegen den Mann ihrer Liebe kränkte sie tief, aber sie konnte sichs selber nicht verhehlen, daß dieses Mißtrauen nur zu gerechtfertigt schien .... Sie wußte wirklich nicht, was sie von dem seltsamen Benehmen, das Orth manchmal zur Schau trug, von seiner langen Abwesenheit, und seiner Unbekanntheit in Wels denken sollte ... Und doch, in ihrer Brust konnte kein Mißtrauen wach werden ...

Auf der Reise allerdings pochte ihr Herz gewaltig, als der Zug in Wels anhielt und Frau Stubel, getreu ihren Worten, mit ihrer Familie das Kupé verließ.

Frau Stubel ging mit sehr entschlossener Miene auf das dort befindliche Postamt zu, wo sie sich nach einem angeblich in Wels wohnenden Johann Orth erkundigte.

Der Beamte lachte ihr verschmitzt ins Gesicht.

„Johann Orth! ... Hm, hm ... Wohnt nicht in Wels ... Bekommt aber oft Briefe hieher von zarter Damenhand — poste restante, die von einem Bedienten abgeholt werden ... Hehehe! ... Johann Orth! ... Na, vielleicht weiß man in Linz etwas Näheres über diesen Herrn Orth."

Frau Stubel blitzte den Beamten mit sehr kampfbereiten Augen an und meinte, es sei der Würde

eines Amtes nicht zuträglich, wenn man dort so viel Lächerliches an sich hat.

Dann machte sie rasch kehrt und begab sich hochrot zu ihren Kindern zurück und zu ihrem Manne, der in einem Birkenfauteuil in der Bahnhofrestauration saß.

Sie hatte Mühe, ihre Aufregung zu bemeistern, aber es war ihr unmöglich, ihren Wortschwall ganz einzudämmen. Sie hätte gerne ganze Bände reden mögen, so groß war ihre Entrüstung, aber sie tat sich mit unerhörtem Heroismus einen seltenen Zwang an und sprudelte nur so viel heraus: „Und er ist doch ein ganz miserabler Mensch — dein Johann Orth!“

Die würdige Dame war ganz kirschrot vor Anstrengung ... Diese Anstrengung bezog sich nicht so sehr an das Gesprochene, als auf das, was sie verschweigen mußte.

Milly hingegen war nichts weniger als rot — das arme Kind zitterte vor Aufregung und wagte kaum die schüchterne Frage: „Was hast du denn gehört, Mutter?“

„Nun, nun“, beschwichtigte Papa Stubel, dem die frische Luft merklich wohlgetan hatte, seine Tochter, „es wird so was Großes nicht sein; du weißt ja, wie die Mutter ist.“

Der geehrte Leser hat wohl schon Gelegenheit gehabt zu sehen, wie der Löwe dreinschaut, wenn jemand aus Mutwillen mit einem Stabe an seinen Käfig schlägt? ...

Frau Stubel ähnelte in diesem Momente in der Tat einer gereizten Löwin ... Wie die Mutter ist !!!! Ja, wie soll denn das eigentlich zu verstehen sein? ... Nun, ja Ruhe, Selbstbeherrschung .... Er war ja krank. der Arme ...

Sie drängte also ihre beleidigten Gefühle zurück und schwieg zur größten Verblüffung Loris.

Das heißt, sie trommelte nur mit den Fingern auf den Restaurationstisch und begnügte sich in einer Weile darauf zu bemerken:

„Mir ist das Wels plötzlich sehr verhaßt worden. Wir warten auf den nächsten Zug und fahren nach Linz; dort machen wir Station. Wir haben Zeit, morgen oder übermorgen in Gmunden einzutreffen.“

Gegen diese kategorisch ausgesprochenen Worten gab es keine Appellation. Man fügte sich also stillschweigend in den Wunsch Frau Stubels, reiste nach Linz und stieg dort in einem Hotel ab.

Frau Stubel verhielt sich in den letzten Stunden merkwürdig schweigsam. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Johann Orth zu finden, nur wollte sie sich nicht wieder einer so spöttischen Behandlung aussetzen, wie sie ihr von dem Welser Postbeamten zuteil geworden. Eine eigentümliche Erregung hatte sich ihrer bemächtigt, eine Angst sogar ... wie wenn Pietro recht gehabt hätte!... Wenn sich an die Person Orths in der Tat ein dunkles Geheimnis knüpfte! ... Wenn Orth in der Tat eine jener fragwürdigen Existenzen wäre, die es nur zu notwendig haben, das Licht der Welt zu scheuen!...

Es war gewiß, daß Milly in eine weitere Nachforschung nicht gewilligt hätte, deswegen verheimlichte Frau Stubel auch ihre Pläne vor den übrigen. Sie hatte die feste Ueberzeugung, daß sie in Linz etwas Näheres erfahren werde. Der Postbeamte hatte Linz gewiß nicht ohne Grund erwähnt, als sie sich nach Orth erkundigte.

Am Abende sagte dann Frau Stubel zu ihrer Familie ganz unauffällig, als verbände sie damit nur die Absicht, sich zu unterhalten:

„Wie wäre es, wenn wir heute ins Theater gingen, da wir ja doch nichts Besseres zu tun haben?"

Papa Stubel, der so selten um seine Meinung gefragt wurde, war es nicht unzufrieden, und so nahm man denn seinen Weg zum Theater.

Frau Stubel kalkulierte, daß dies wohl die beste Gelegenheit sein werde, die Gesellschaft von Linz beisammen zu sehen. Baumeister vom Wiener Burgtheater gastierte gerade in Linz und sein „Erbförster" mußte gewiß alle besseren gesellschaftlichen Elemente von Linz ins Theater locken. Es hatte daher viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß sie Orth dort vielleicht antreffen oder etwas Näheres über ihn erfahren würde, wenn er sich überhaupt in Linz aufhielt.

Das Theater war in der Tat bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, die Familie Stubel erhielt jedoch auf die spezielle Bitte Loris in der Direktorsloge Platz.

„Sie werden heute einer großartigen Vorstellung beiwohnen, meine Damen", sagte der Direktor in der Loge zu ihnen, „einem in jeder Beziehung hochinteressanten Abende. Unsere einheimischen Kräfte werden das Beste leisten, und Baumeister läßt heute zum ersten Male seine Tochter in der Rolle der Tochter des „Erbförsters" auftreten, ein wunderliebes Mädchen mit vielem Talente. Auch ist der Besuch des Erzherzogs Johann für heute angesagt."

„Ach, das freut mich in der Tat sehr", sagte Milly „man hat in der letzten Zeit in Wien so viel Schönes gehört und gelesen von dem Erzherzog, der ja auch Fürst von Bulgarien hätte werden sollen, daß ich wirklich begierig bin, den edlen Prinzen von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

„Nun, da haben Sie es hier gerade gut getroffen. Just gegenüber befindet sich die Hofloge, auf die Sie von hier aus den besten Ausblick haben. Sie ist noch leer, aber der Erzherzog wird ganz sicher kommen, denn er ist ein großer Verehrer Baumeisters."

„Ach, so ein Prinz muß doch ein Götterleben führen", meinte Frau Stubel, indem sie bei dem bloßen Gedanken ganz verzückte Augen machte. „Alles huldigt ihm, alles liegt ihm zu Füßen. Er kann tun, was ihm beliebt und selbst das, was einem anderen nicht beliebt. Ein Prinz!... Das Wort schon klingt so ganz eigen, so erhaben!... Was ist ein Baron, ein Graf oder ein Fürst — gegen einen Prinzen!..."

Lori ärgerte sich sichtlich über die Ergüsse ihrer Mutter und bemerkte, als der Direktor die Loge verlassen hatte: „Es ist gerade nicht unbedingt notwendig, im-

mer auf den Fürsten Egon anzuspielen."

„Aber du mein Gott, was tut denn das?" rief die würdige Frau ganz konsterniert aus. „Es ist rein, als ob du mit deinem Egon alle Fürsten monopolisiert hättest. Lori, du bist manchmal wirklich auch ganz überflüssig empfindlich."

Da man auf das Erscheinen des Erzherzogs zu warten schien, verzögerte sich der Beginn der Vorstellung und so hatte Frau Stubel inzwischen Gelegenheit, das volle Haus zu mustern. In der Tat, die ganze vornehme Gesellschaft von Linz war da versammelt; schöne Frauen und Mädchen, elegante Herren in Fülle — aber nirgends eine Spur von dem Gesuchten zu entdecken, so sehr auch Frau Stubel mit ihrem Opernglase alle Räume absuchte.

Hingegen machte sie bei dieser Suche die Wahrnehmung, daß zahlreiche Augen auf ihre Loge gerichtet waren. Man beobachtete sie von allen Seiten mit großer Aufmerksamkeit, ja es hatte sogar den Anschein, als beschäftige man sich im Theater gegenwärtig sehr viel mit ihrer Familie. Ein Zischen und Lispeln ging durch das Haus, alle Operngläser kamen in Bewegung, alle Köpfe wandten sich nach ihrer Loge.

Frau Stubel war nicht wenig stolz über diese Wahrnehmung, die ein neuer Beweis für die Schönheit ihrer beiden Töchter war.

„Da schaut nur, Mädel, wie alles herguckt", sagte sie nach einer Weile sehr befriedigt, „da schaut nur, was ihr für einen Anwert habt!..."

Lori wollte etwas erwidern, aber die plötzlich eingetretene Stille im Hause zeigte an, daß das Stück begann. In der Hofloge entstand eine nicht ganz deutlich wahrnehmbare Bewegung, wie wenn jemand eingetreten wäre, und sich im Hintergrunde aufhielte.

Der Vorhang rauschte in die Höhe. Die ersten Szenen gingen

„Da schaut nur Mädel, wie alles herguckt", sagte Frau Stubel.

in schier lautloser Aufmerksamkeit vorbei.

Das ergreifende Schauspiel fesselte das Interesse der Familie Stubel, aber die Mutter war etwas unlustig darüber, daß sie sich getäuscht hatte, und Orth sich nicht im Theater befand. Dies lenkte auch ihre Aufmerksamkeit ab und sie schaute oft im Zuschauerraum umher.

„Wenn man wenigstens nur den Erzherzog zu sehen bekommen könnte", sagte sie leise zu ihren Töchtern. „Wenn ich Erzherzog wäre, ich möchte mich bei jeder Gelegenheit sehen lassen. Aber Erzherzog Johann muß ganz tief drinnen in der Loge im Schatten sitzen, man kann nicht einmal die Nasenspitze von ihm sehen."

„Wer ist denn der Militärist rechts in der Loge? fragte Papa Stubel.

„Das wird sein Adjutant sein", meinte Lori.

Milly verlangte das Glas und sah ebenfalls auf die Loge hinüber.

Baumeister hatte eben seinen ersten bedeutenden Auftritt.

„Recht oder Unrecht!" donnerte er mit seinem gewaltigen Organe in das Haus.

Das Publikum entusiasmierte sich förmlich für diese kraftstrotzende Männlichkeit, die der große Künstler in diese Worte legte.

Erzherzog Johann rückte an die Brüstung der Loge vor, um besser zu hören....

Das Glas, das Millys Hand umspannt hielt, begann plötzlich zu zittern; ihr Blick verfinsterte sich und sie sah anfangs nichts, nichts als eine goldstrotzende Generalsuniform...

Dann aber — sie blickte mit dem Aufgebote ihrer ganzen Sehkraft hinüber — dann unterschied sie langsam die Konturen dieser Gestalt, die Züge dieses Gesichts .... dieses Antlitzes, das ihr so bekannt, so wohlbekannt...

Und ein markdurchdringender Schrei entfloh ihren bebenden Lippen, ein Schrei, der jäh durch den Theatersaal gellte und die Zuschauer und den Erzherzog in der Hofloge dort aus ihrer Aufmerksamkeit aufschreckte:

Orth!... Johann Orth!..."

Sie hatte sich von ihrem Platze erhoben und die zitternde Hand mit dem Gucker nach der Loge des Erzherzogs ausgestreckt. Ihre Augen wurden groß und glänzend, wie die einer Visionärin, wenn sie ein umheimliches Traumbild äfft... Dann fiel ihr ausgestreckter Arm jäh nieder, ihre liebliche Gestalt knickte ein, ihre Lippen zuckten still ohne Worte... Sie fiel zurück, wie tot....

Eine große Bewegung war im Theater entstanden; die Leute erhoben sich von ihren Sitzen, und reckten die Hälse, wie um besser zu sehen, was eigentlich vorgegangen. Die Vorstellung wurde unterbrochen, da auch die Schauspieler erschreckt nach dem plötzlichen Lärm blickten. Die Mehrzahl des Publikums war der Meinung, daß eine Logeninsassin von einer Ohnmacht befallen worden sei. Nur hie und da flüsterte man den Namen der Stubels. Rufe nach dem Theaterarzt wurden laut... Der Galerie, die eine Feuersgefahr vermutend, sich ganz entsetzt erhoben hatte, schrie das Parkett zu: „Sitzen bleiben! Da bleiben! Es ist keine Gefahr!...

Der Regisseur betrat die Bühne, blickte aber selbst ratlos auf die allgemeine Aufregung im Hause...

Erzherzog Johann war, als er den Schrei vernommen, wie vom Blitze getroffen. Einen Moment

saß er ganz betäubt da, dann wieder fuhr er, den heftigsten Schreck in den Zügen, in die Höhe und blickte verstört nach der Richtung, von wo der entsetzliche Angstschrei gedrungen war und wo er so deutlich, nur zu deutlich Milly erkannt hatte...

Er sah sie sich erheben und dann sinken....

Im nächsten Augenblicke eilte er hinüber in die Loge der Stubels. Er kam eben recht, um zu sehen, wie der Theaterarzt sie von den Billeteurs aus der schwülen Loge in das Konversationszimmer der Bühne tragen ließ. Milly schien ganz leblos, als der Erzherzog hinzutrat, dem alles ehrerbietig Platz machte.

Die Eltern und Lori standen in scheuer, schreckſamer Ueberraschung stumm neben Milly, die man auf eine Ottomane gebettet hatte.

„Um Gottes willen, es ist doch kein Unglück geschehen?“ fragte der Erzherzog den Arzt in tödlichster Aufregung.

„Ich denke nicht, kaiserliche Hoheit“, erwiderte der Doktor erfurchtsvoll. „Die große Hitze im Saale, die Aufregung, die das wahrheitsgetreue Spiel des Künstlers verursacht haben mochte, und dann wahrscheinlich ein schon vorhergängig vorhandener gedrückter Seelenzustand...“

„Ach ja, ach ja“, unterbrach der Erzherzog den etwas vielsprechenden Arzt, „gewiß wäre es gut, die junge Dame an einen anderen Ort zu bringen. Hier ist es in der Tat sehr schwül.“

„Selbstredend, kaiserliche Hoheit, das Fräulein wird sich sehr rasch erholen dann. Sehen, kaiserliche Hoheit, schon öffnet die Dame wieder die Augen.“

Frau Stubel zitterte am ganzen Körper, als sie den Arzt so oft das Wort: „Kaiserliche Hoheit“, sprechen hörte, und seine Devotion bemerkte. Papa Stubel schien noch immer nicht zu begreifen und hüstelte in großer, hilfloser Verlegenheit in sein Taschentuch, indeß er angstvoll seine Tochter betrachtete.

Milly hob leicht die Lider von den Augen... Sie schaute einen Moment groß um sich, dann fiel ihr Blick auf den Erzherzog, und wie erschreckt von ihren eigenen Ideen, schnellte sie auf von der Ottomane, und wandte scheu ihr Antlitz ab, aus dem jeder Tropfen Blutes gewichen war.

„Gottlob, das Fräulein ist ja außer Gefahr bereits“, sagte der Erzherzog, „ich werde die Damen in meinem Wagen aus dem Theater nach Hause befördern lassen. Bitte, Herr Doktor, vielleicht haben Sie die Güte, anzuordnen, daß meine Wagen und noch ein zweiter Fiaker vorfahre.“

„Zu Befehl, kaiserliche Hoheit.“ Der Doktor tat wie ihm geheißen, und die Familie Stubel wurde in den Wagen des Prinzen in das erzherzogliche Palais befördert, indeß der Erzherzog in dem Fiaker nachfolgte.

Als sie dort anlangten, hatte Milly ihre körperlichen Kräfte so ziemlich zurückerlangt, aber die seelische Erschütterung drückte sie tief darnieder.

Sprachlos saß sie in einem bequemen Fauteuil des Salons des erzherzoglichen Palais und sprach-

los saßen ihre Eltern und ihre Schwester neben ihr und staunten, seltsam bewegt, auf die Pracht des fürstlich eingerichteten Gemachs.

Frau Stubel blickte mit scheuer Ehrfurcht zu dem Kristallluster an der Decke des mit goldenen Fresken gezierten Zimmers auf, der durch seine weißen Gläser ein mildes Licht verbreitete. Das im Stile Louis XIV. gehaltene Ameublement, die großen Wandgemälde, die prächtigen persischen Teppiche und Spitzenvorhänge, der kolossale weiße Kamin, mit dem Marmorgesimse, die venezianischen Spiegel — all' diese ungewohnte Pracht blendete die Augen der armen Frau und erfüllte ihr Herz mit bangem Zagen.

Milly saß, oder lag vielmehr in ihrem Fauteuil wie ein krankes Vögelchen. Manchmal ging ein leises Zittern durch ihren Körper, ihre Brust hob sich konvulsivisch, aber sie sprach kein Wort...

Ach, du lieber, du großer Gott, das war zu viel für das arme Kind! Womit hatte sie einen solchen furchtbaren Schlag verdient! ... Was hatte sie Böses getan, um so schwer, so bitter dafür zu büßen?

Johann Orth, ihr Johann — ein Prinz, ein Erzherzog, ein Verwandter des Kaiser-Königs! ... — Zu unfaßbar, zu gewaltig war ihr der Gedanke! Zu schmerzlich all' die Empfindungen, die auf sie einstürmten...

Tausende Gedanken bedrängten ihr Gehirn... Was sollte jetzt werden aus ihr? Wie sollte sie weiterleben können?... Das ganze Gebäude stürzte jetzt wie ein Kartenhaus mit einem Schlage zusammen... Unter falschem Namen und Stand hatte er sich eingeschlichen in ihr ahnungsloses Herz, um, um... mit ihr sein Spiel zu treiben!..

Denn was könnte es anderes sein, als ein Spiel, ein frevles Spiel, das Johann beabsichtigt hatte? Konnte da ein anderer Gedanke Raum haben, ein anderer Gedanke für ihn, den Erzherzog, den Prinzen des kaiserlichen Hauses — ihr, dem einfachen, armen Bürgerskinde gegenüber!... Was war sie ihm, was konnte sie ihm sein? Nichts, als ein eitel Spielzeug seiner Laune, eine Puppe, gut genug zu fürstlichem Zeitvertreib....

Und sie barg ihr totenbleiches Antlitz in ihre beiden Hände und weinte bitterlich...

„Oh, Johann, Johann, weshalb hast du das deiner Milly getan?... Weshalb hast du meine Jugend, mein Leben, mein Glück vergiftet!... Was konnte ich dafür, daß ich damals, in jener unseligen Stunde im Semmeringer Walde deinen Pfad kreuzte!" rief es klagend in ihr und die Brust des armen, gequälten Wesens hob und senkte sich mit fieberhafter Hast und ein brennender Tränenstrom netzte ihr holdes Antlitz.

Weshalb das ihr?... Weshalb dies unsägliche Leiden!...

Denn jetzt, — jetzt ist ja alles, alles aus!... Der schöne Traum von Glück und Liebe — er ist zerstoben!... Zur grausamen Wirklichkeit ist sie erwacht... Es ist zu Ende, alles zu Ende!...

Oh, wie unglücklich, wie tief unglücklich fühlte sich in diesem

Augenblicke das arme Mädchen. Wie grausam wehe tat ihr der Gedanke, daß sie sich in Johann getäuscht, daß er in seinem Inneren des kleinen, dummen Mädchens vielleicht sogär gespottet hatte... Wie krampfte sich ihr Herz zusammen, als sie jetzt zu sehen glaubte, daß Pietro doch recht gehabt mit seinem Mißtrauen, daß das hehre Bild ihres guten, edlen Johann mit einem Flecke bedeckt war.

Das bedauernswerte Mädchen litt unaussprechlich und doppelt und dreifach, weil sie nirgends, nirgends Recht finden konnte.... Wer hätte auch ihre seelischen Qualen lindern sollen?... Der Vater war schwach und krank, Lori, — das war ein gutes Mädchen — aber niemals hatten sich die Schwestern verstehen können und die Mutter... Heiliger Himmel! Vielleicht wird ihre Mutter ein besonderes Glück darin sehen wollen, daß ein kaiserlicher Prinz ihre Tochter zu seinem Spielzeuge zu erküren für würdig befunden!... Vielleicht wird ihre Mutter ihre Tochter dem Erzherzog selbst in die Arme führen wollen... Sie wußte, wie leicht Pracht und Glanz die leichtdenkende Frau verblendete!... Grundgütiger Gott — das darf nie, niemals geschehen! Das wäre ihr fürchterlicher, als der gräßlichste Tod gewesen!...

Nein, nein! Das wäre zu viel, ja zu viel für ihr gemartertes Herz!... Und mit einem jähen Ruck erhob sie sich von ihrem Lager.

Da saß ja ihre Mutter in dem goldblinkenden Gemache und schaute staunend und bewundernd auf den fürstlichen Luxus des Salons....

Aber Milly richtete sich hoch auf, schüttelte ihre tränennassen Locken aus dem Gesicht und rief mit seltener Energie und Bestimmtheit: „Was suchen wir da noch Mutter!... Laßt uns aus diesem Hause gehen... Nicht einen Augenblick mehr dürfen wir unter diesem Dache weilen!“

„Keinen Schritt werdet Ihr aus meinem Hause machen“, erklang in diesem Momente die Stimme des Erzherzogs, der soeben in das Gemach getreten war. „Keinen Schritt!... Was soll das heißen, Milly?“

„Was das heißen soll, kaiserliche Hoheit?“ Milly versagte die Stimme schier vor Aufregung, „was das heißen soll?... Wir weilen bei Unbekannten nicht. Wir kennen nur einen Johann Orth, — Erzherzog Johann ist uns unbekannt!“

Der Prinz sah Milly mit einem unbeschreiblich traurigen Blick an.

„Milly“, sagte er bloß. „Milly!“

„Und jetzt entschuldigen, Herr Erzherzog“, fuhr Milly mit zitternden Lippen fort, „wenn wir Ew. kaiserlichen Hoheit Unannehmlichkeiten bereiteten. Wir wollen uns nie mehr vor Ew. kais. Hoheit blicken lassen. Gehen wir... gehen wir!...“

„Nein, ich werde das niemals dulden, daß Ihr in einem solchen Zustande zu fremden Leuten gehet. Keine Kindereien gemacht, Milly. Laß' uns ruhig reden miteinander.“

„Herr Erzherzog, Sie haben kein Recht uns zurückzuhalten."

Erzherzog Johann trat ganz nahe zu Milly hin und suchte ihre Hand zu erfassen, die sie vor ihm jedoch rasch verbarg.

„Kind", flüsterten seine Lippen, „Kind, du weißt nicht, was du tust! Du zerreißt mein Herz mit deinen Worten ... Lasse doch den Erzherzog und meine Titel beiseite, mit denen du mir nur ebensoviel Dolchstiche versetzest."

„Aber Milly", mengte sich jetzt auch Frau Stubel ins Gespräch, „ich verstehe dich nicht recht..... Weshalb willst du nicht dableiben?"

„Sie haben mich nie verstanden, Mutter", rief Milly schmerzlich aus, „weshalb ich nicht dableiben will?... Weshalb ich..... nicht dableiben will", wiederholt sie leise und leiser und dann brach sie wieder in sich zusammen und ein Schluchzkrampf erschütterte ihren zarten Leib, wie wenn der Sturm ein schwaches Rohr erfaßt.

„Oh, mein Gott, mein grundgütiger Gott, weshalb hast du mich so sehr, so unsagbar unglücklich werden lassen!"

Erzherzog Johann ergriff mit Gewalt fast die Hand der Widerstrebenden.

„Geliebte, einzige, süße, teure Milly", rief er mit dem tief ergriffenen und tief ergreifenden Tone der Wahrheit, „mein Lebensglück, mein Engel, mein Alles! ... Wo denkst du hin?... Wie soll denn dein Glück über Nacht verfliegen, weil du jetzt endlich das Geheimnis meines Namens, meines Ranges kennst, das mich bisher so schwer bedrückte... Was fährt dir durch den Sinn, das dich so elend zu machen droht?... Was sind das für böse, schlimme Gedanken, die in dem Köpfchen meiner Milly ihr Heim aufschlagen wollen!... Oh, wie sehr, wie sehr habe ich mich in dir getäuscht, du gute, liebe, edle Seele!... Wie sehr habe ich dir Abbitte zu leisten für meinen häßlichen Verdacht...."

Milly horchte hoch auf, als diese Worte an ihr Ohr schlugen, so wahr, so demütig, so voll ernster, treuer Liebe...

„Nicht einschleichen wollte ich mich zu dir, mein und tausendmal nein!... Nur deine Liebe fürchtete ich nicht erringen zu können... Ich zagte davor, daß du nicht mich, sondern den Erzherzog lieben könntest, daß der Glanz meiner Geburt deine Augen und deinen Sinn blenden könnte... Deshalb, deshalb allein nannte ich mich einfach Johann Orth, etwas, was ich oft bitter genug bereute. Oh, verzeihe mir, Geliebte, den Schmerz, den ich dir verursachte, verzeihe mir, denn ich liebe dich nach wie vor, weit inniger als vordem! Nicht eine Welt in Waffen soll dich mir entreißen, meine Milly, meine Geliebte, meine Braut!...

Der Erzherzog hatte Millys Taille sanft umschlungen... Das arme Wesen lebte förmlich auf bei dem Klange dieser Worte... Sie traute ihren Ohren nicht... Der Erzherzog hatte sie seine Milly, seine Braut genannt!... Ach, wie doppelt süß ihr jetzt das Wort „Braut" ins Ohr klang!... Wäre es wahr, konnte es wahr sein? ... Gewiß, es mußte doch so sein; wie hätte Johann wohl so den

Ton der Wahrheit sonst getroffen ... Es war kein schöner Traum, nein, Wirklichkeit, denn ihr Johann war ja bei ihr und hielt sie innig umschlungen und flüsterte ihr zärtliche Liebesworte ins Ohr und streichelte ihr, wie einem braven Kinde, das seidene Haar und sprach ihr Trost und Hoffnung zu, lange, lange, sie wußte selber nicht wie lange . . denn sie hätte ihm horchen mögen bis ans Ende ihrer Lebenstage ... Sie wußte auch gar nicht recht, was er zu ihr sprach, so wie damals, ganz so wie damals im Wiener Walde bei Semmering, wo die junge Liebe siegreichen Einzug gehalten in ihr Herz. Und wieder fühlte und wußte sie nur Eines, daß ihr Johann sie liebe, aufrichtig und inniglich.

Ihr Haupt sank langsam auf seine Schulter herab, ihre Tränen versiegten, sie schloß die Augen ganz, wie jemand, der ein süßes Bild lange festhalten will in seinem Gedächtnisse ...

Mitternacht war bereits vorbei, als Milly die Stimme ihrer Mutter, die sich mit Mann und Tochter bisfret in die andere Ecke des Zimmers zurückgezogen hatte, aus ihrer Träumerei aufschreckte.

„Milly", sagte Frau Stubel, „es ist Zeit, daß wir die Ruhe aufsuchen. Seine kaiserliche Hoheit wird es uns ja übelnehmen, wenn wir ihn um höchstdero Nachtruhe bringen."

Erzherzog Johann lächelte.

„Uebelnehmen werde ich nichts anderes, als das Titulieren mit kais. Hoheit. Bitte, nennen Sie mich nach wie vor Johann Orth oder vielleicht einfach Johann."

„Niemals!" erwiderte sehr entschieden Frau Stubel, „meine Lippen bringen das Wort: „Johann Orth" nicht mehr heraus, wenn man etwas so Schönes dafür setzen kann, wie kais. Hoheit ist."

„Nun, und mir gefällt wieder der Name Johann Orth, unter dem ich mir die Liebe Millys eroberte, ungleich besser, und Sie werden sich auch, beste Frau Stubel, wenn Sie mich verpflichten wollen, schon zu diesem Namen bequemen müssen. Aber, in der Tat, es ist spät geworden und Milly ist erschöpft genug nach den Ereignissen des heutigen Tages, um der Ruhe bedürftig zu sein."

„Nun dann gehen wir also in unser Hotel zurück", sagte Frau Stubel, einen letzten Blick auf all' die Herrlichkeiten werfend, welche zu verlassen, ihr sichtlich leid tat.

„Ich würde Sie gewiß bitten, mein Haus als das Ihrige zu betrachten", setzte der Erzherzog fort, „wenn ich Milly nicht als meine Braut betrachten würde."

Das Mädchen warf Johann einen Blick voll Liebe ..

„An mir ist es, dich um Verzeihung zu bitten für die bösen Worte von vorhin", flüsterte sie dem Geliebten zu. „Ich kann nichts anderes sagen, als, daß ich dir von heute ab vertrauen will wie meinem Gotte, daß nichts meinen Glauben an deine Treue in mir wankend machen soll."

Der Prinz küßte Milly zärtlich die Hand, wobei Frau Stubel ihre jüngste Tochter mit einer wahren Ehrfurcht betrachtete, während ihr Gemahl mit glücklichem Gesichtsausdrucke auf die Gruppe sah.

„Also, Herr Prinz“ nahm jetzt, als sie sah, daß sich alles so gut vertrage, Lori lustig das Wort, „wir haben Ihrer Verwandlung aus einem simplen Ingenieur in einen Erzherzog beigewohnt. Wir wollen hoffen, daß Sie kein Märchenprinz sind und uns nicht wieder vor den Augen verschwinden. Auf Wiedersehen, mon prince.“

„So ist es recht“, sagte der Erzherzog allen, besonders Herrn Stubel, warm die Hand drückend, „lustig sein; den Kopf hübsch in die Höhe!... Es wird ja alles, alles gut werden, aus Milly wird, so Gott will, bald meine kleine Frau....“

Was im Groschenpalais vorgeht

Anina war von ihrem Bruder, wie er es gesagt, bei dem Drechslermeister Keil, das heißt eigentlich bei dessen Tochter, der buckligen Marie untergebracht worden.

Die arme Bucklige, die in der Ehe mit ihrem Gatten durchaus nicht das Glück gefunden, das sie erhofft hatte, schloß sich mit großer Liebe an Anina an. Sie erzählte dem guten Mädchen ihre Lebensgeschichte, die eine endlose Kette von Kränkungen und Demütigungen gewesen und verhehlte ihr selbst ihre letzte und bitterste Täuschung nicht. Sie hate gedacht in Karl einen Mann zu finden, der, wenn er auch ihre Liebe nicht zu erwidern vermochte, ihr doch eine Zuneigung entgegenbringen werde; aber sie hatte sich nur zu sehr getäuscht in ihm. Der junge Wirt war mit dem Gelde, das er von ihrem Vater bei der Heirat erhalten, sehr leichtsinnig umgesprungen, wie jemand, der eben neues Geld zu erwarten hat. Er hatte auf dem Turf gespielt wie ein Rentier, der sich jeden Luxus gönnen darf und auch sonst große Ausgaben gemacht. Kurz, er hatte es dazu gebracht, ihre Mitgift in wenigen Wochen in alle Winde zu streuen, und der Vater hatte hiezu — dies war ihr befremdend genug, kein Sterbenswörtchen gesprochen. Erst als Karl seine Frau später roh zu behandeln begann, den Tag stets bei der Kassierin im Kaffeeschanke daneben verbrachte und sie am Abend um frisches Geld peinigte, da erst hatte sich der alte Drechslermeister ermannt und war dem Karl eines Abends, als dieser gerade einen großen Lärm schlug, mit einer wilden Entschlossenheit gegenüber getreten, die ihn für kurze Zeit wenigstens zum Schweigen brachte.

All dies klagte Marie ihrer neuen Freundin Anina, die ihr freundlich Trost zusprach und es wirklich auch dahin brachte, daß die arme Bucklige manchmal sogar einen heiteren Moment hatte und sie oft zu ihrem Nachbar, dem Maler Rahl hinübergeleitete. Der junge Mann konnte den glücklichen Zufall nicht genug preisen, der ihm Anina so nahe gebracht hatte. Nicht nur, daß er täglich mit ihr beisammen sein konnte, so war er jetzt auch viel leichter imstande, Anina im Auge zu behalten und sie vor eventuellen Verfolgungen zu schützen.

Und, so oft er auch diesen Verdacht zurückwies, er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß der vornehme Bewohner des Vor-

hauses, Baron Dunkelstein, seine Netze nach Anina auswarf.

In der Tat, der Baron hatte seine Besuche im Atelier des Malers nicht aufgegeben, er sprach dort öfters sehr freundlich mit Anina, ja er war so weit gegangen, sich sogar für die bucklige Marie zu interessieren, sich leutselig in ihr Hauswesen einführen zu lassen und von ihrem Manne Karl Juringer den Wein für seinen Keller zu bestellen ...

Hans Kahl beobachtete dies Gehaben des Barons mit mißtrauischen Blicken.

Hans Kahl beobachtete dies Gehaben des Barons mit mißtrauischen Blicken und wartete auf einen Anlaß, um aus seiner beobachtenden Stellung heraustreten und zur Tat vorgehen zu können. Hiezu ergab sich jedoch vorläufig umsoweniger Gelegenheit, als Anina wie bereits erwähnt, dem Baron selbst entgegenkam und sehr oft laut erklärte, daß der Baron Dunkelstein die höflichen Umgangsformen als Mann von Welt stets in feinster Weise zu wahren verstand.

An einem sonnigen Vormittage, als Dunkelstein eben im Begriffe war, das Atelier des Malers aufzusuchen, trat Wessel, der Sekretär der Gräfin Fjordenson, zu ihm ins Zimmer.

„Ein bißchen ungelegen, lieber Wessel", sagte der Baron zu dem Eintretenden, „ich bin gerade daran, einen kleinen Besuch zu machen."

„Bei Fräulein Anina?"

„Jawohl, Spitzbube, erraten! ... Also rasch, was gibt es Neues?"

Wessel machte eine geringschätzende Bewegung.

„Ich verstehe wirklich nicht, wie so ein kleines Weiberding einen ernsten, an so große Dinge denkenden Mann anziehen kann ..."

„Ja, ja, diese Ansichten sind mir doch schon lange bekannt", winkte nachlässig der Baron, „ich bitte mich mit denselben nicht wieder zu langweilen. Des einen Passion ist Geld, des anderen Liebe. Sie, Wessel, kommen doch gewiß nicht zu kurz dabei. Im Gegenteil, das bedeutet ja für Sie sogar einen neuen Goldregen."

Ein habsüchtiger Blitz leuchtete bei Erwähnung des Goldes in den Augen Wessels auf ...

„Ein Goldregen", flüsterte er wie traumverloren.

Der Baron betrachtete ihn verächtlich, und sagte kurz und trokken:

„Also, was haben Sie mir mitzuteilen?"

„Hm, es ist eigentlich so eine Weiberrockgeschichte. Gräfin Fjordenson hat den Battenberger auch nach seiner Entthronung nicht aus den Augen gelassen. Ihr war es darum zu tun, daß der Battenberger zu einem ewigen Unruhestifter werde, der in Bulgarien das Feuer zu schüren sich bemühen sollte, dessen Flammen dann den Kriegsbrand über Europa verbreiten sollten... Das russische Interesse verlangt gebieterisch diese Hetzpolitik, die Regierung des Zaren, Herr von Giers insbesonders sucht krampfhaft nach einem Mittel zum Losbrechen und zur Entzweiung der Bundesgenossen. Nun glaubte die Gräfin doch dies Instrument in dem ehrgeizigen Exfürsten gefunden zu haben und empfand dabei auch aus Gründen, die Ihnen bekannt sind, Herr Baron, eine diabolische Freude, in dem Gedanken, daß das Werkzeug hiebei zuerst in Trümmer gehen würde. Nun sind jedoch Nachrichten eingetroffen, und zwar aus Darmstadt, daß der Battenberger allen seinen Ambitionen entsagt hat und Privatmann bleiben will .... Wir haben erfahren, daß an diesem Entschlusse niemand anderer schuld ist, als ein — Weib ..... Sie können sich denken, daß dies die Gräfin tief erregte, besonders, als sie erfuhr, daß dieses Weib — ihre alte Nebenbuhlerin sei, die Loisinger, die Alexander von Battenberg sogar zu seiner Gemahlin zu machen gedenkt... Die Gräfin ist seit dieser Entdeckung ganz ausser sich vor Zorn und Leidenschaft; und nur mit Mühe habe ich sie bisher hier zurückhalten können, da sie sofort nach Darmstadt abreisen wollte, um dort eine neue Mine zu legen..."

Der Baron horchte mit großer Aufmerksamkeit. Seine Mienen nahmen einen seltsamen Ausdruck an. Er schritt mit langsamen Schritten auf und nieder, seine Gedanken arbeiteten lebhaft...

„Die gute Christine", dachte er; „sie fängt an ungeschickt und unvorsichtig zu werden..... In Wien ist ihre Mission doch vorderhand erfüllt... Sie will also nach Darmstadt reisen, um dort eine Mine zu legen, eine Mine, die vielleicht sie selbst in die Luft sprengt... Ha, das wäre ja so eine bequeme Art, um sich diese leidenschaftliche und unvorsichtige Gräfin vom Halse zu schaffen. Gewiß, sie wird sich dort kompromittieren und Darmstadt ist nicht Sofia oder Petersburg, dort ist ja die hessische Großherzogsfamilie... Hm, da kann sich mancherlei ereignen... und, nun ja, man wird schon sehen...."

„Lassen Sie sie immerhin nach Darmstadt reisen", sagte er laut zu Wessel.

„Jedenfalls wird sie dort mehr erfahren können die Gräfin, als hier in Wien, wo wir momentan ja alle auf der faulen Haut liegen müssen. Sie bleiben vorläufig hier in Wien und können ihr ja im Bedarfsfalle nachreisen. Vorläufig möchte ich, daß Sie, da wir doch, wie erwähnt, gegenwärtig gezwungen sind, alle die Hände in den Schoß zu legen, daß Sie den — Goldregen aus den Wolken locken."

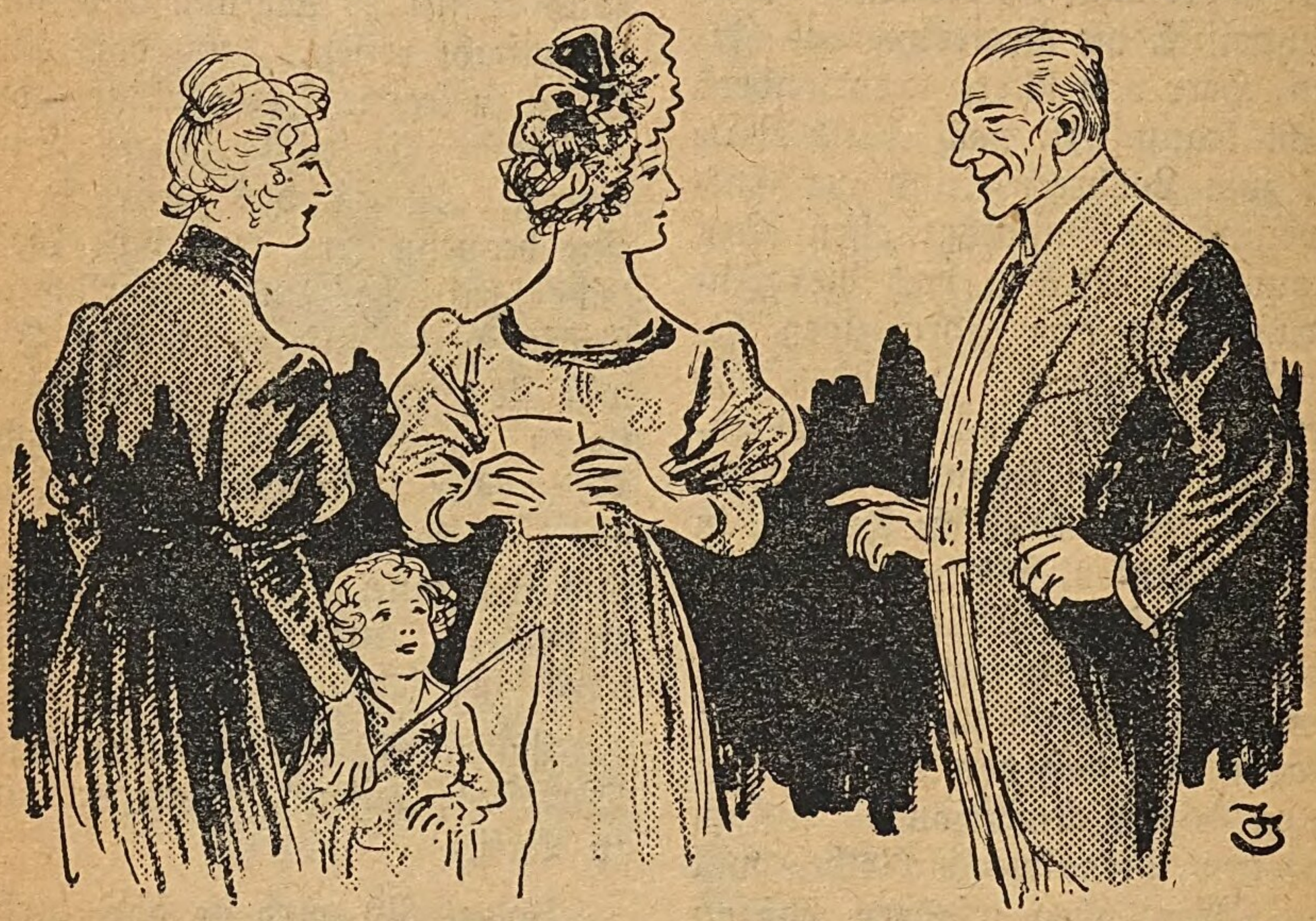
„Ja aber, wie das?“ fragte gierig Wessel.

„Wie das?... Wie das?... Und das fragen Sie, Wessel, von mir!... So schwer ist das für einen Fuchs wie Sie, ein unschuldiges Täubchen, das mit Ihnen beinahe unter einer Decke wohnt, in Ihren Bau — zu bekommen?“

„Hm, schließlich ist es ja doch nicht allein, und auch das ist schon nicht so leicht, wie Sie glauben. Ich empfange so selten Besuche bei mir, und sehe solche auch nicht sonderlich gern, denn so etwas kann immer zu einer Gefahr führen... Auch kommt man zu mir gottlob nicht so leicht freiwillig, denn meine Mutter ist in dem Hause alles, nur nicht beliebt. Ich glaube gar, die dummen Kerle meinen, daß sie hexen kann, die alte Frau. Und dann, — die Taube müßte in meinen Schlag kommen, ohne daß eine Seele auch nur davon erführe, sonst könnte es mir an den Kragen gehen. Selbst Pietro dürfte nichts wissen davon, denn...“

Der Baron zuckte ungeduldig mit den Achseln.

„Sie langweilen mich ganz entsetzlich mit der Aufzählung all' dieser Dinge... Wenn diese Sache glatt ginge, würde ich ja Sie dazu nicht brauchen... Und wenn es gilt, einige tausend Dukaten zu verdienen, da kann man schon, glaube ich, ein Uebriges tun.“



„Auf den Ingenieur Orth?“ — fragte der Baron mit großer Ruhe.

„Einige tausend Dukaten!“ rief Wessel und seine heisere Stimme nahm wieder den liebkosenden Klang an, wie immer, wenn er vom Gelde sprach.

„Fünftausend Dukaten“, sagte der Baron, indem er im Spiegel eine letzte Musterung seiner tadellosen Toilette vornahm.

Wessel ließ seine langen, dürren, wie zum Geldzählen geschaf-

fenen Finger knacken, und rief mit großer Entschiedenheit, indem er sich zugleich tief verneigte:

„Ich werde reussieren, Herr Baron, gewiß, — es wird, es muß mir gelingen ...“

23. Kapitel

Noch immer im Groschenpalais

Der Baron hatte dem kleinen Gusti eine prächtige Peitsche mitgebracht, über die der Kleine eine unbändige Freude hatte.

„Nun, das fehlte ihm noch“, sagte lächelnd Sabine, die den Baron allein empfing, da ihr Bruder ausgegangen war und die übrigen Kinder in der Schule weilten. „Jetzt wird er gar einen Heidenlärm machen können.“

Gusti knallte, wie um diese Worte sofort zu bestätigen, lustig mit seiner Peitsche im Zimmer herum und rief dann, indem er schmollend sein rotes Mündchen verzog:

„Warum will man mich nicht mit Anina in Onkel Pietros Museum mitnehmen, damit ich die Wachsfiguren sehen kann? Weshab läßt man mich nicht in dem Korridor spielen? ... Da soll ich nicht lärmen und dort auch nicht? ... Ja, wo soll ich denn eigentlich Lärm machen? ...“

Der Baron und Sabine brachen über diese Klage des kleinen Tunichtgut, der das Lärmmachen für seinen einzigen Lebenszweck zu halten schien, in ein herzliches Lachen aus.

Dann fragte der Baron: „Hat Fräulein Anina dich mitzunehmen versprochen?“

„Ach ja, einmal hat Sie ihm halt im Scherze das Versprechen gegeben, um ihn ruhig zu machen. Und seither liegt er ihr immer damit in den Ohren“, erwiderte Sabine.

„Er fragt den ganzen Tag jetzt immer nach Anina und fordert sehr energisch, daß sie ihr Versprechen einlöse. Sie werden es, Herr Baron, vielleicht gleich selber hören, Anina wird gleich da sein.“

„Man sollte dem kleinen Wildfang seinen Willen tun“, meinte heiter der Baron. „Der Mann will hinaus ins feindliche Leben ... Es wundert mich gar nicht, daß ihm die vier Wände hier zu enge werden.“

Indem sie so miteinander über Gusti konversierten, traf richtig auch Anina ein. Sie hielt einen Brief in der Hand und rief, ohne den Baron gleich zu bemerken:

„Sabinchen, was ich dir alles zu erzählen habe: ein Brief von Milly aus Linz! ...“

Da ihre Augen jetzt auf den Baron fielen, steckte sie den Brief rasch in die Tasche und hielt in ihren Worten inne.

„Ach, ich störe“, sagte der Baron, indem er Anina begrüßte, und langsam Anstalten machte, sich zum Gehen zu wenden, „da kann ich mich ja wieder zurückziehen.“

„Oh, bitte, es pressiert nicht so, Herr Baron“, erwiderte Anina etwas verlegen, „es sind nur .... Privatnachrichten von Milly ...“

„Die ich nicht wissen darf? Nicht wahr? Und ich nehme doch so tiefes Interesse an allen, die Ihnen lieb sind, Anina. Auch habe ich ja doch die Ehre gehabt,

Ihre liebenswürdige Freundin hier kennen zu lernen."

„Nun ja, das weiß ich ganz gut, Herr Baron, aber es beziehen sich meine Neuigkeiten auf ganz private Verhältnisse .... Sie wissen, Milly ist Braut..."

„Gewiß, die Braut Johann Orths, das Fräulein hat mir das einmal, als Sie nicht hier waren, mitgeteilt", log der Baron mit großer Geläufigkeit, denn er erriet mit richtigem Instinkt, daß in dem Briefe etwas auch für ihn Wissenswertes enthalten war.

Anina war sehr erstaunt über die Offenherzigkeiten Millys dem Baron gegenüber.

„Gerade auf Orth hat diese Nachricht Bezug", rief sie etwas unüberlegt.

„Auf den Ingenieur Orth?" fragte der Baron mit großer Ruhe, indem er zugleich Anina mit freundlichster Miene in die Augen blickte.

Und diese Augen verrieten ihm viel, diese unschuldigen Augen, die bei den Worten: „Ingenieur Orth!" schelmisch aufblitzten und sich dann vergeblich bemühten, mit ernstem Ausdrucke dreinzuschauen.

Wie?... dachte der Baron... sollte vielleicht die Reise nach Linz eine Entdeckung gebracht haben!... Und weshalb nicht? Nichts war ja sogar wahrscheinlicher, als das! Linz ist nicht allzu groß und der dort stationierte Erzherzog muß in Linz immer in den vordersten Kreisen stehen... Gewiß, so war es, kam die Entdeckung zustande... Aber Baron Dunkelstein wollte sich vergewissern, daß er sich nicht irre. Auch war es ihm um nähere Details zu tun, besonders darum, zu erfahren, wie sich Erzherzog Johann dazu verhalte. Wenn der Prinz jetzt sich von Milly lossagte, so mußte dies gewiß das Mädchen schwer treffen... Der Vater war schwer krank... Wer weiß, ob das nicht zu einer Katastrophe führt .... Und das lohnte sich schon der Mühe, es auch „Oben" zu verlautbaren. Seitdem der Erzherzog auf die Bitten seiner Mutter, der Großherzogin von Toscana, auf jede Einmengung in die bulgarische Frage verzichtet hatte, war auch der Einfluß des Barons auf ihn wieder erheblich geschwunden, besonders seit er von Abt Kainzel erfahren, daß auf dem Turfe damals Baron Dunkelstein die Stubels ins Gespräch gebracht hatte. Ja, der Prinz hatte ihn neuerdings sogar in Gegenwart dieses lächerlichen Zieraffen, des Grafen Dornbirn, gedemütigt. Man hatte von militärischen Dingen gesprochen und der Baron hatte gleichfalls seine Stimme erhoben. Da aber erinnerte ihn der Erzherzog an eine der unliebsamsten Episoden seines Lebens. Er war bei der unglücklichen Schlacht bei Königgrätz gewesen, wo in der Frühe das Regiment des Barons ohne ihn, dem Hauptmann, ins Feuer marschierte! Der Baron hatte eben bei der schönen Tochter seines Wirtes vollkommen an den Abmarsch vergessen... Nur der Fürsprache eines hohen Kommandierenden und seiner vornehmen Geburt, hatte er es zu verdanken, daß er mit einer leichteren Strafe davon kam...

Diese Erinnerung hatte ihn natürlich sofort verstummen gemacht,

aber in seinem Inneren kochte es vor unterdrücktem Zorn und sein bereits instinktiv gewordener Haß gegen den freimütigen Prinzen erhielt neue Nahrung.

Ueberdies war die Lahmlegung des talentierten Prinzen eine Tat, die sein Verdienst in den Augen jener Leute, mit denen er in Verbindung stand und denen es um eine Schwächung Oesterreich-Ungarns zu tun war, sehr vergrößerte. Man sah ohnehin mit ziemlicher Besorgnis in Rußland, daß man dem Erzherzog ein selbständiges Oberkommando anvertraut hatte. Und der Baron, dem es stets darum zu tun war, alle Fäden der Hofintrigen in seiner Hand zu vereinigen, gefährliche Minen zu legen, zu intrigieren und Kabalen zu spinnen, um nur die Macht in seiner Hand zu behalten und im geheimen über alle diese hohen, vornehmen Elemente zu herrschen, wie ein Regisseur eines Marionettentheaters über seine Puppen, war von Haus aus nicht reich. Er brauchte zur Aufrechterhaltung seines geheimen Einflusses jährlich horrende Summen, die man ihm jedoch aus Petersburg gerne zur Verfügung stellte, da man seine Nutzbarkeit bald erkannt hatte. Der Baron war daher fester, denn je entschlossen, den russischen Nachbarn ihren Willen zu tun und Erzherzog Johann einen neuen empfindlichen Schlag zu versetzen.

Während all' diese Gedanken sein Hirn durchkreuzt hatten, hatte er sich langsam erhoben und war, wie um die Bilder zu betrachten, in das Atelier getreten; durch die offene Tür ließ er jedoch ganz unauffällig die beiden Mädchen nicht aus den Augen und sah, wie Anina ihrer Freundin Stellen aus dem Briefe vorlas, die Sabinchen förmlich verblüfften.

Plötzlich aber rief, während die Mädchen leise miteinander sprachen, der kleine Gusti mit seinen lautesten Tönen: „Ein Prinz!... Ich möchte auch gerne ein Prinz sein!... Du, Anina, hat dein Bruder den Prinzen Johann in seinem Kabinett?..."

Die Mädchen schauten unwillig auf das kleine Plaudermaul: Baron Dunkelstein aber lächelte zufrieden: Jetzt würde er bald im reinen sein.

„Bitte, erschrecken Sie nicht, meine Fräulein", sagte er zu ihnen tretend, „was Sie da jetzt erfuhren, das war mir schon seit geraumer Zeit bekannt. Ich wußte, daß Johann Orth — Erzherzog Johann ist. Nur die Besorgnis, daß die Eröffnung dieses Umstandes für Fräulein Milly von den gefährlichsten Folgen sein könnte...."

„Oh, da können Sie ganz außer Sorge sein", rief heiter Anina. „Der Erzherzog läßt von Milly ebensowenig wie Johann Orth. Sie wird bald seine glückliche Frau sein, Herr Baron."

Der Baron schaute zwar nicht sehr gläubig drein bei dieser Eröffnung, aber schließlich, — überlegte er dann — weshalb sollte es nicht wahr werden können? Die besonderen Ansichten des Prinzen waren eben nicht unbekannt und sehr leicht konnte es sich ereignen, daß der Erzherzog seine extremen Anschauungen durch eine Tat zu verwirklichen gedenke... Das wäre

nun erst recht eine Sache, die sich gegen den Prinzen trefflichst verwerten ließe....

Schier dankbar drückte der Baron die Hand Aninas, die ganz verwundert und teilweise auch erschreckt über ihre unwillkürliche Mitteilsamkeit auf Dunkelstein blickte, der ein so nachdenkliches Wesen angenommen hatte. Aber der Baron wußte das arglose Mädchen bald zu beruhigen. Er ver-

Aus ihren schönen Augen sprach leicht erkenntlich hohe Bewunderung und warme Sympathie —

stand es, ihre Gedanken von diesem Gegenstande abzulenken, vom Hundertsten ins Tausendste verfallend, plauderte er mit ihr in jener geistvoll-gemütlichen Weise, die niemandem so gut zu Gebote stand, als ihm. Und Anina horchte, gefesselt von den Worten des Barons, fast andächtig seinen Erzählungen. Aus ihren schönen Augen sprach leicht erkenntlich hohe Bewunderung und warme Sympathie...

Und als der Baron das Zimmer der Rahlschen Wohnung verließ, hatte sein Antlitz einen wundersamen frohen, beinahe jugendlichen Ausdruck. Mit leichten, elastischen Schritten eilte er durch den Hof und flüsterte frohlockend: „Oh gewiß... Sie wird mich lieben, das herrliche, morgenfrische Mädchen... Sie wird mich lieben... Jawohl, noch ist Carlo nicht zu einem Greise geworden!...."

24. Kapitel

An der Riviera

Im Spätherbste beginnt es wieder munter zu werden in Mentone. Da rückt die Gesellschaft wieder an, welche hier den Winter zu überdauern sich anschickt. In dem, dem Meere am nächsten liegenden Hotel hatten heute mehrere neue Gäste Quartier genommen: Die Familie Stubel und der Ingenieur Johann Orth...

Dem Prinzen war es sehr darum zu tun gewesen, vorläufig sein Inkognito zu bewahren, schon um seiner Braut zahlreiche Unannehmlichkeiten zu ersparen, die eine Verbreitung ihres Verhältnisses im Gefolge gehabt hätte.

Da er seinen getreuen Sekretär Major Laaba auf die Bitte seiner erlauchten Verwandten Ferdinand von Koburg als den geeigneten Mann überlassen, der dem Prinzen in Bulgarien eine treue Stütze sein könnte, hatte der Erzherzog nach einer Persönlichkeit Umschau gehalten, welche ihm für den Verlust eines so verläßlichen Man-

nes Ersatz zu bieten imstande wäre.

Sein Auge war hiebei auf Leutnant von Kögel gefallen, den er schon aus dem Grunde in seine Nähe bringen wollte, um dem jungen Manne, der sich für ihn so wacker eingesetzt, nützlich zu sein. So hatte er erwirkt, daß ihm Leutnant von Kögel, wenn auch nicht offiziell und definitiv, so doch provisorisch zu seiner Begleitung beigegeben wurde. Von Kögel war hocherfreut zu dem edlen Prinzen geeilt, der den liebenswürdigen jungen Mann mit seinen Verhältnissen gerne vertraut machte. Der junge Offizier trachtete mit einem wahren Feuereifer darnach, dem Prinzen dienlich zu sein und errang sich bald das volle Vertrauen des Erzherzogs und seiner lieblichen Braut, die auch bald von seinem Herzensgeheimnisse, von seiner Liebe zur Prinzessin Alma erfuhr.

„Warten Sie nur", sagte sie in ihrer bestrickend freundlichen Weise zu dem Offizier, „an der Riviera werden wir Zeit haben, einen Plan auszusinnen, der Sie glücklich macht. Johann ist so gut, er wird gewiß mithelfen".

„Ach, wie kann ein armer Offizier wie ich, der nichts sein nennt, als seinen Degen und seinen Namen, es wagen, sein Auge nach einer so reichen Erbin zu erheben, wie es die Prinzessin Alma ist!... Ach ja, der Graf Dornbirn mit seinem ausgebreiteten Gutsbesitze, der kann und darf sich Hoffnung machen."

„Ein tapferer Soldat — und so rasch verzagen!... Und dann, wenn Almas Herz Ihnen gehört! ... Oh, ich bin jetzt so ruhig, so stark, hoffnungsfreudig. Gewiß, die ganze Welt muß glücklich werden."

Leutnant v. Kögel war nach Mentone vorgereist, um dort für die Wohnung zu sorgen.

Als Erzherzog Johann mit den Stubels eintraf, war daher bereits alles vorbereitet und die Ankunft konnte sich ohne jedes Aufsehen vollziehen.

Die ersten Tage verstrichen ohne ein sonderliches Ereignis. Milly und der Prinz hielten sich von der Gesellschaft ziemlich fern und ergingen sich am Meeresstrand in wonnigen Spaziergängen, einzig und allein ihrer Liebe lebend.

Nur Lori konnte es sich nicht versagen, den Kursalon aufzusuchen und dort ein und die andere Bekanntschaft anzuknüpfen. Auch Frau Stubel fiel es unendlich schwer, so viel schweigen zu müssen, wo sie doch eine so schwere Menge auf dem Herzen hatte. Nur die Ehrfurcht vor dem Range des Erzherzogs hielt sie von dem Plaudern ab.

Und dennoch, als ob ein eigener Unstern darüber waltete, — kaum waren sie erst eine Woche in Mentone gewesen, als man hier bereits davon zu sprechen begann, daß der hochgewachsene stattliche Mann, der immer in Gesellschaft der Stubels gesehen wurde, ein österreichischer Erzherzog sei und von diesem Momente an, folgten ihnen auf allen ihren Gängen hundert Augen.

Erzherzog Johann suchte Milly und die Ihren von der Badegesellschaft ferne zu halten, das ging umso leichter, als Papa Stubels

Zustand mit dem Eintreten des Herbstes, trotz der milden Luft, die man aufgesucht hatte, sich von Tag zu Tag verschlechterte. Am besten fühlte sich der arme Kranke am Strande, wo er gierig die salzige Brise einsog.

Stundenlang saß er dort auf einem Gartenstuhle, besah das ruhige, leise, murmelnde Wasser, den reinen blauen Himmel, und die Hände faltend, wie im Gebete blickte er dann milde auf Milly und den Erzherzog und lispelte: „Oh, wie glücklich macht es mich, Euch bei mir zu sehen."

Aber seine große, übergroße Schwäche verriet nur zu bald seiner Familie die nahe Gefahr. Milly, die bemerkt hatte, wie viel Mühe dem Kranken einmal das Aufstehen gemacht hatte und die mit wahrem Schrecken den körperlichen Verfall ihres Vaters wahrnahm, bestürmte weinend den Arzt, ihr die Wahrheit nicht zu verhüllen. Der Doktor begnügte sich zwar mit einem stummen Achselzucken, aber seine Miene, sein Schweigen sagten ihr genug und wie vernichtet sank das arme Mädchen in sich zusammen.

Das unglückliche Wesen konnte sich keines ungetrübten Glückes erfreuen. Jetzt, wo sie in dieser herrlichen Natur die Seligkeiten ihrer erneuerten Liebe doppelt hätte genießen können, jetzt drohte ihr das Schicksal mit einem neuen, fürchterlichen Schmerz, der ihr Herz mit frischen Qualen erfüllte.

Der Vater, der immer so gut, sehr gut zu ihr gewesen, der nie ein böses Wort zu ihr gesprochen, dessen Lieblingskind sie gewesen von ihrem ersten Schrei an, sollte ihr entrissen werden von der tückischen Krankheit.

Millys süße Augen füllten sich mit bitteren Tränen, die schwer und heiß die Hand ihres Geliebten netzten ....

Voll Bangigkeit und Trauer eilten nun die Tage vorbei, ein jeder neue Schrecken, neue Leiden bringend, ein jeder die Katastrophe näher rückend.

Nun hatte auch der Patient seinen Zustand erkannt; er war gefaßt und ruhig.

„Gewiß, mich schreckt die Abschiedsstunde nicht mehr", sagte er in einer ruhigen, sanften Weise zu seiner Familie, die ihn in trauriger, gedrückter Stimmung umringte. „Nein, nein, mich schreckt sie nicht mehr die Stunde, wo ich Euch, Ihr Lieben, verlassen soll. Freilich, freilich, ich wäre gerne noch bei Euch geblieben, aber. wenn es Gott so will — sei es denn, sein Wille geschehe. Meine liebe, kleine Milly wird glücklich, sehr, unendlich glücklich werden und auch Ihr, meine Lieben, werdet einen wackeren Beschützer haben, einen viel besseren und tüchtigeren, als ich, armer schwacher Mann es Euch je gewesen. Denn Johann, — ich darf ihn wohl schon so nennen — Johann ist ein ganzer Mann ... Was er verspricht, das hält er auch. Da gibt es kein Wanken und Zagen bei ihm ... Ich kann in Frieden meine Augen schließen."

Milly war es so tief traurig zumute bei diesen Worten, als sollte ihr das Herz zerspringen vor Weh. Sie brachte trotz ihrer Anstrengung kein Wort der Entgegnung heraus.

„Sprich doch nicht so", erwiderte Frau Stubel mit nassen Augen, „wer denkt denn da ans Abschiednehmen! Wir haben es so lang ausgehalten miteinander — du wirst mich doch jetzt nicht allein lassen wollen, Alter. Ich bin ein bisserl eine resche Frau, — das ist wahr — aber du weißt ja, ich mein' es immer gut für Euch alle, und ... und .... du weißt .... daß ich dir, Ferdinand, immer .... trotz alledem und alledem ... eine gute, treue Frau war ..."

Hier trat der seltene Fall ein, daß Frau Stubel die Stimme versagte und sie mit einem seltsamen Schlucken das übrige bei sich behalten mußte.

Papa Stubel aber ergriff mit einem glücklichen Lächeln ihre Hand, drückte sie leicht und sagte gerührt:

„Ob ich es weiß! ... Ja, du warst mir immer die beste Lebensgefährtin. Ich war nicht dazu geschaffen, jemandes Herr zu sein ... Und so hast du mich im Lebensstrome geleitet und manchen Strudel vermieden, der mich vielleicht in die Tiefe gerissen hätte — hab' Dank dafür, meine Liebe ..."

Der erste Novembertag hatte sich auch in Mentone trübe und windig eingestellt. Die ganze Nacht hatte der in dieser Gegend so seltene Sturm an den Fenstern gerüttelt und geschüttelt, daß der arme Kranke, der heute wieder von seinen Hustenkrämpfen geplagt war, nicht eine Minute hatte Schlaf finden können. Die ganze Familie war an seinem Bette versammelt, denn der Arzt hatte am Abende vorher mit besonderer Resignation den Kopf geschüttelt ...

Als der erste Strahl der Morgensonne sich in das Sterbezimmer stahl, erhob sich Stubel leicht von seinem Lager und schaute sinnend hinaus auf die bewegten Wogen ...

„Schöne Riviera", flüsterte er traumverloren; dann kehrten seine Blicke auf die Anwesenden zurück und verweilten lange auf Milly und Johann.

„Seid glücklich, seid alle glücklich!" murmelte er. „Gebt mir Eure Hand! ... Adieu, lebt .... wohl!"

Dann sank er leblos in die Kissen.

„Vater, teurer, guter Vater", schrie Milly sich verzweifelnd über sein Lager werfend.

Papa Stubel rührte sich nicht mehr; er war tot ...

25. Kapitel

Das Glück der Großen

Beim Wiener Hofe hatten die Widersacher Johanns einen großen Triumph errungen. Nun war die Liebesgeschichte des Erzherzogs und Millys, dank der Bemühungen des Barons Dunkelstein und seiner Werkzeuge bereits jedermann bekannt. Der Monarch wußte ebenso davon, wie der Geringste seines Hofes. Allerdings war diese romantische Geschichte nicht wenig entstellt an den Hof gedrungen. Der Erzherzog, so hieß es, habe Milly umgarnt wie ein Wild, da das brave Mädchen vor seinem Range zurückschrak und seinen Bewerbungen mit seltener Kraft widerstand. Der Vater sei aus Gram über dies unglückselige Verhältnis gestorben und nur die Mutter begünstigte die Beziehun-

gen des Prinzen zu ihrer Tochter, um aus dieser Verbindung mit einem so hervorragenden Mitgliede des Herrscherhauses möglichst viel Kapital zu schlagen...

Man kann sich leicht denken, daß diese Darstellung die Stimmung des Monarchen und der übrigen hohen Verwandten des Prinzen noch mehr gegen den „Umstürzler", wie man den Erzherzog nannte, erbitterte.

Sich persönlich zu rechtfertigen, war für Johann bereits ein Ding der Unmöglichkeit; für ihn — hiefür hatten seine Gegner trefflich gesorgt — war es bereits schwerer, Einlaß zu dem Kaiser-König zu finden, als für den gewöhnlichsten seiner Untertanen. Ueberall fand er in der Hofburg geschlossene Türen, ja mehr als das, auch taube Ohren. Einmal war er im November mit der Monarchin bei einem Empfange zusammengetroffen, aber die hohe Frau, die sonst voll holder Freundlichkeit gegen ihn gewesen, wandte sich ab, als sie den Erzherzog erblickte und verließ sofort den Saal, um ihm nicht mehr zu begegnen.

Der Prinz begriff wohl, was das für ein böses Zeichen war; er ersah daraus nur zu deutlich, wie sehr sich die Stimmung gegen ihn gekehrt hatte. Bei einer Truppenübung, der er anwohnte, war ihm ein Platz zum völligen Müssigbleiben angewiesen worden und als er sich darob laut beklagte, sagte der Höchstkommandierende mit scharfer Betonung: „Kein Raisonnement bitten wir... Es wird Ordre pariert!..."

Voller Unmut begab sich der Erzherzog am Nachmittage dieses Tages zu seinem Freunde Rudolf. Er hatte so vieles auf seinem Herzen. Die Trauer der Stubels verdüsterte ihm auch die wenigen glücklichen Augenblicke, die er in deren Kreise zubringen konnte.

Hiezu kam jetzt noch die ungerechtfertigt strenge Behandlungsweise, die ihm tausende Beschämungen zuzog und auf die Dauer die Mine zum Platzen bringen mußte.

Was sollte auch werden in nächster Zukunft? Von Milly lassen — das war doch überhaupt undenkbar für ihn.

Im Gegenteil, gedachte er doch gerade jetzt, das Band, das ihn an sie fesselte, inniger zu knüpfen. Und wie von allen Seiten ihm Hindernisse entgegenstarrten, wie alles, alles sich zusammentat, ihn zurückzustoßen von seinem Glücke.

Als er bei der Hofburg aus seinem Wagen stieg, ging eben Juringer, der Wirt aus der Amselgasse, mit dem Kammerdiener des Barons Dunkelstein vorüber und den Prinzen erkennend, blieben sie einen Moment stehen, um ihm nachzusehen. Die Wache beim Haupttor schrie mit Stentorstimme ihr langgedehntes „G'weeehr aus!" Die Wache trat ins Gewehr, die Trommel wurde gerührt...

Sapperlot, so was muß wohl tun", sagte Juringer, dem Prinzen einen neidischen Blick nachschickend. „Natürlich, bei solchen Ehrenbezeigungen muß man sich ja wie Gott selber vorkommen... Was ist so einem Herrn ein armer Teufel, wie ich!"

„Ja, und das viele Geld, das sie haben", ergänzte Josef, „können tun und lassen, was ihnen be-

liebt. Leben wie Gott in Frankreich, nicht so wie unsereins, das sich schinden und plagen muß um sein bisserl Brot."

„Ja, ja, das Glück ist nur bei den Großen zu finden", brummte Juringer giftig, „nur bei den Großen ..."

Und zornig schritt er nach Hause, um an der armen Marie seine schlechte Laune auszulassen ...

Der Erzherzog hatte den Kronprinzen im Salon nicht gefunden. Er suchte ihn daher in seinem Arbeitszimmer. Als er die halb zugelehnte Türe öffnete, sah er den Kronprinzen in schlaffer Haltung an seinem Schreibtische sitzen .... Sein Kopf war auf die Lehne seines geschnitzten Sessels zurückgesunken, seine Augen waren weitgeöffnet und hatten einen fieberhaften Glanz angenommen; während sein Antlitz ungewöhnlich bleich ward ...

Neben ihm lag auf dem Tische eine halbgeleerte Phiole ...

Erzherzog Johann trat mit lebhaftem Schreck auf den Kronprinzen zu, der halb im Traum befangen schien und sich nur schwer ermuntern konnte.

Es dauerte einige Minuten, bis er sich der Schläfrigkeit, die ihn überfallen, erwehren und seinem Freunde Rede und Antwort stehen konnte.

„Ja, um Gottes willen, was treibst du denn? fragte ganz entsetzt Erzherzog Johann.

„Nun, nun", erwiderte Rudolf, indem er einen schwachen Versuch machte zu lächeln, „die Sache ist nicht so tragisch. Ich habe Chloralhydrat genommen, da ich seit einer Woche die rasendsten Kopfschmerzen hatte und keinen Schlaf finden konnte. Dr. Widerhoffers Arzneien helfen mir nicht ... Am besten hätte mir wohl Mayerling getan, aber — es war nicht möglich diesmal. Seit der letzten Tage ruhen aller Augen auf mir. Man belauscht meine Schritte, man gibt mir mit jedem Worte zu erkennen, daß man auch meine Gedanken

„Ja, um Gottes willen, was treibst du denn?" — fragte ganz entsetzt Erzherzog Johann.

ausforscht und daß diese Gedanken — sündhaft seien. Hahaha. Es ist sehr lustig das! Es ist zum Totlachen! Ja, Freund, wenn man sich doch totlachen könnte. Lachen über die Torheiten und Narreteien dieser Welt, lachen, bis einem das Herz zerspringt vor lauter Fröhlichkeit! ... Gewiß, ich möchte lachend sterben ... Ich habe das gestern auch dem Abt Kainzel gesagt, der sich darob nicht wenig entsetzte.

Der gute Abt ... Ich fände gar nichts Entsetzliches daran. Man wird doch weinend geboren — weshalb soll man nicht lachend sterben dürfen?..."

Erzherzog Johann blickte traurig auf seinen Freund.

„Noch immer krank, Rudolf?" fragte er. „Was, um Gottes willen, ist denn schon wieder vorgegangen? Ich bin zu dir gekommen, dir meine Leiden zu klagen und ich treffe dich selber in einer solchen Situation an!"

„Was soll denn vorgegangen sein?... Ich habe eine kleine Szene gehabt, nichts weiter... Man hat mir gesagt, was ich für ein, für ein — nun, was soll ich hinter den Bergen halten damit, für ein Lotterleben führe. Man hat mir vorgeworfen, daß ich meine Gesellschaft nicht wähle, daß ich zu viel deinen Umgang suche..."

Erzherzog Johann schnellte entrüstet in die Höhe.

„Wer wagt es, gegen mich in derartigem Tone zu reden?" rief er zornglühend, „wer wagt es, mich damit zu begeifern, daß ich dein Herz vergifte?..."

„Still, still, mein Freund! Deine Heftigkeit tut meinem schmerzenden Kopf wehe... Ich bin es gewiß nicht — das weißt du ja... Und die übrigen — was kümmern sie dich?... Was kümmern sie mich?... Bis auf weiteres ist mir der Landaufenthalt in Mayerling als meinen Nerven nicht entsprechend, untersagt!.... Hahaha! Wahrhaftig, diese zärtliche Sorge ist wirklich rührend... Schau mich doch nicht so ernst an, Johann, du siehst ja, wie ich lache, trotzdem mir das Blut wie Eisenhämmer gegen die Schläfen pocht... Lache doch mit mir, ist die Sache nicht lustig genug?..."

„Du bist in einer schrecklichen Laune, Rudolf", sagte der Erzherzog, „erzähle mir doch, was vorgefallen ist."

„Nein, ich kann und will nicht! Ich bin nicht imstande, dir diese Vorgänge zu berichten, ohne zu befürchten, daß ich den Verstand verliere. Es sei dir genug zu wissen, daß ich... die Baronesse nie mehr sehen soll!... Ich habe mein Wort gegeben, und ich Unglücklicher, ich war feige genug, den Bitten, nachdem ich die Drohungen trotzig verlacht hatte, nicht Widerstand leisten zu können. Oh, ich armseliger, schwacher Tor!... Tannhäuser im Venusberg... Hahaha!... Oh, gewiß es ist zum Totlachen das!..."

„Fasse dich, um Gottes willen, fasse dich, Rudolf. Werde jetzt nicht schwach, nicht töricht um deinet- und meinetwillen."

„Du Armer, meine Hilfe willst du in Anspruch nehmen", lächelte traurig Rudolf. „Was kann ich tun, um dir zu helfen?"

„Lieber Freund, ich stehe an dem wichtigsten Wendepunkte meines Lebens. Du weißt, daß der Vater Millys gestorben ist. Man hat diesen Umstand gegen mich ausgenützt und gesagt: „Der Gram über seine Tochter hatte ihm das Herz gebrochen..." Doch das kümmerte mich wenig. Mag man sprechen, was man immer will. Ich habe den Stubels eine bescheidene bürgerliche Wohnung gemietet in Wien. Ich wählte Wien und nicht Linz, trotzdem dies meinen Verkehr wesentlich erschwerte, um Milly in der kleinen Provinzstadt

nicht den Gehässigkeiten und Bosheiten der Menschen auszusetzen. Meine häufige Hieherkunft wird dadurch erklärt. Ich weiß, man verübelt mir das, man hat mir das als Insubordination ersten Ranges angerechnet. Vorgestern erst erhielt ich den strikten Befehl, Linz nicht mehr zu verlassen. Nun habe ich neuerdings gegen diesen sinnlosen Befehl gesündigt, der nur den Zweck hat, mich zu kränken ... In der Trauerzeit gab es nichts Erzählenswertes. Milly harrte und hoffte. Jetzt aber will ich die Route, die ich mir vorgezeichnet, einschlagen. Ich habe meiner geliebten Mutter geschrieben, daß ich von Milly nicht lassen kann, nicht lassen will, daß ich als Mann von Ehre nicht anders handeln darf, als — sie zum Traualtare zu führen! ..."

„Wie, du wolltest ..."

„Gewiß, Rudolf, du wirst doch nicht zweifeln daran! Wenn Johann etwas verspricht, so hält er es auch. Und das — ist mir doch gewiß kein Opfer. Nein, es ist mein Glück, mein heiß ersehntes Glück, das mir sonnig hervorwinkt aus den Nebeln meines Lebens und wenn es um mein Haupt auch eine Märtyrerglorie zu weben scheint — nein, nein, ich leide nicht dabei, ich bin so ruhig, so ruhg und kann nur glücklch sein, vereint mit Milly."

„Ja, aber, ich verstehe dich nicht, Johann. Wie willst du das möglich machen? Ein Erzherzog — und ein simples Bürgermädchen ..."

„Als ob sich das noch nicht ereignet hätte, mein Lieber! ... Oh, gewiß, die Hofschranzen würden mich nicht schrecken in meinen Plänen, es wäre mir eine wahre Wonne nach den vielen Qualen, den zahllosen Nörgeleien, die an meinem Herzen zehrten, den lächerlichen Hofpräzeptionen und deren Vertretern ins Gesicht zu schlagen! .... Oh, gibt es etwas Bekämpfenswerteres als diese chinesische Mauer, welche Vorurteile finsterer Zeiten um die Großen der Reiche aller Länder aufgeführt, um sie abzuschließen von allem Schönen, Guten, Edlen und sie der wirklichen, der reinsten Genüsse zu berauben und um zu verhindern, daß der Odem des Volkes ihre gesalbten Häupter streife und das leise Wort des Volkes sie erreichen könne ... Trügerische, falsche, gefährliche Selbstverblendung! ..... Das gelispelte Wort — das wollt Ihr nicht hören, es könnte Eure Feste stören, es könnte Unbehagen machen, Euch einen schönen Tag verderben ... Und so kann nur der Schrei an Eure Ohren hallen, der wilde, verzweiflete Schrei, der Euch anzeigt, daß nunmehr das Fest zu Ende ist, zu Ende für immerdar! ... Oh, der Toren, der Verblendeten! ...."

Kronprinz Rudolf hatte sich, während Erzherzog Johann sich so selbst immer mehr in eine edle Hitze hineinredete, erhoben. Seine Züge erhellten sich bei den Worten seines Freundes; der fieberische Glanz seiner Augen wurde mild und strahlend.

„Oh, mein teurer Posa", rief er endlich, vor Johann stehen bleibend, „mein eigener Sinn spricht aus deinem Herzen!... Mein Fühlen, mein Denken! .. Nein, nein, noch will ich dies Leben nicht verloren geben, so lange mir Männer wie du zur Seite stehen. Noch will

ich dulden und leiden, wenn mir Worte ins Ohr klingen, wie du sie vorhin gesprochen... Aber Johann, mein guter, teurer Johann — auch du harre, dulde, schweige wie ich...."

„Wie du, Rudolf... du vergißt an die Verschiedenheit unserer Situation. Bei dir — ist das Schweigen, das Zurückdrängen Pflicht, dich fesseln gesetzliche Bande... Bei mir, so wahr mir Gott helfen möge, ist es heiligste Pflicht zu handeln!... Wäre nicht die Rücksicht auf meine vielgeliebte, gute Mutter, deren Schmerz mein eigenes Herz zerreißt, wäre nicht die Ehrfurcht vor meinem gütigen Monarchen, dem man mein Bild entstellt vor Augen geführt, — ich würde nicht jene Hintertüre wählen, die mir so unendlich verhaßt ist und von der ich meiner armen Milly noch kaum eine Erwähnung zu machen wagte... Doch noch ketten mich viele Bande an den Boden, dem ich entstamme, die ich nicht mit einem Schwertstreich auseinanderhauen kann, ohne zugleich die wenigen mir Lieben bis ins Herzinnerste zu verwunden....

Gut denn, so will ich mein Haupt beugen und da mir die große Festespforte verschlossen ist, durch die kleine, für Fürsten so bequeme Hintertüre in den Tempel der Ehe eintreten... Ich werde den Kaiser um die Bewilligung zu einer morganatischen Ehe bitten. Ich werde es als die höchste mir zu gewährende Gunst erbitten und der gütige Herrscher wird mir meine flehentliche Bitte nicht abschlagen."

„Gewiß, er wird es tun, Johann. Mein kaiserlicher Vater kann und wird bei dir nicht anders handeln.... Was willst du tun, wenn man dir deine Bitte abschlägt?..."

„Dann... Doch nein, ich will diesen Gedanken nicht ausdenken, Freund... Leihe mir deine Unterstützung, Rudolf. Du hast jetzt eine Unterwerfung geübt, die milder, versöhnlicher stimmen muß... Sei mein Fürsprecher."

„Wenn es durchaus nicht anders sein soll, gerne, bester Freund.... Wir wollen den bitteren Kelch zusammen leeren, als gute, wackere Kameraden in Leid und Freud...

26. Kapitel

Die vierte Abteilung

Gräfin Christine von Fjordenson hatte sich in der Tat nach Darmstadt begeben. Sie tat dies unter dem Namen einer Frau von Thömson, dem Namen ihrer Mutter, um, wie sie hoffte, nicht gleich in Darmstadt erkannt zu werden. Sie hatte in einem Hotel Wohnung genommen und ihre Intrigen damit begonnen, den Lebenswandel Fräulein Loisingers bis ins kleinste Detail ausforschen zu lassen. Zu ihrem größten Aerger hatte sie hiebei nichts entdeckt, was ihr als wirksame Handhabe zu ihren Ränken hätte dienen können. Die Bekanntschaften Fräulein Loisingers waren alle tadellosester Natur und der erste Liebhaber des Darmstädter Theaters, Max Werner, hatte einst zu ihren Jugendfreunden gezählt, nichts weiter....

Aber die leidenschaftliche Frau, die sich vorgenommen, Schmerz und Qual in das Herz des Prin-

zen Alexander von Battenberg zu säen, ruhte nicht, bis sie nicht etwas ausgebrütet. Tag und Nacht arbeitete sie an ihrer Intrige und endlich — endlich brachte sie es zustande, daß dem Prinzen ein Brief in die Hand gespielt wurde, den Fräulein Loisinger an Werner geschrieben haben sollte und der gewiß geeignet schien, die Eifersucht des Prinzen zu erwekken.

Und wenn ihr das letztere auch nicht gelang, so hatte sie doch in der Brust des Fürsten eine gewisse Mißstimmung hervorgerufen, die ihren Plänen bestens zustatten kam. Der Prinz begann seine Freundin mit argwöhnischen Augen zu beobachten und verlor hiebei jene Ruhe, jenes Gleichgewicht, welches zurück zu gewinnen ihm nach den Ereignissen in Sofia so viel, so unendlich viel Mühe gekostet hatte. Er begann wieder an Bulgarien zu denken, an das Land, dem er so viel geopfert, und das er so bald und so rasch hatte verlassen müssen. Er begann darüber zu grübeln, ob ihm sein Liebesglück wirklich Ersatz werde bieten können für die verlorene Krone...

Diese Stimmung war der Gräfin mehr als willkommen; sie wünschte nichts Besseres, als den Prinzen sich wieder in den Strudel stürzen sehen, der ihn rettungslos verschlingen mußte. Zar Alexander war nicht gewillt, mit sich spassen zu lassen. Er hatte dies, als man den Fürsten quasi als Gefangenen nach Rußland geführt hatte, demselben auch ganz trocken und rückhaltlos kundgegeben...

Die Gräfin strebte jetzt nach nichts anderem, als Fräulein Loisinger durch irgend eine Beziehung, die dem Prinzen unbekannt war, zu kompromittieren, sie suchte daher nach einem geeigneten Werkzeuge. Seit einigen Tagen hatte sie bemerkt, daß ihr ein junger, elegant gekleideter Mann mit einem Vollbart und schönen großen glänzenden Augen, ein wahrer Hüne, oft in den Gassen Darmstadts nachfolge. Er tat dies sehr diskret und unauffällig, aber die Gräfin hatte ihn im Hotel sowohl, als auch auf der Straße dennoch wahrgenommen.

Gräfin Christine war, wie bereits erwähnt, eine faszinierend schöne Erscheinung. Ihre goldroten Haare und der blendend weiße Teint verliehen ihrer üppigen Gestalt einen besonderen Reiz... Sie hatte bemerkt, daß die Augen des jungen Mannes oft mit einer aufrichtigen Bewunderung auf ihr zu ruhen scheinen. Offenbar — er hatte sich in die Gräfin verliebt und er flatterte jetzt wie eine Mücke um die Flamme herum...

Das war ihr nichts Neues, der Gräfin Christine Thömson-Fjordenson... Sie war es gewohnt, daß man ihr zu Füßen lag und kannte sehr wohl die sieghafte Gewalt ihrer Schönheit.

Eine bizarre Idee blitzte in ihrem ränkesüchtigen Köpfchen auf! Wie, wenn sie dem schmachtenden Jüngling Avancen machte!..... Wenn sie ihn tiefer, enger in ihr Netz zöge und die Maschen so knüpfte, daß er nicht mehr heraus könnte aus dem Garne seiner Liebe... Wenn sie ihn zu ihrem Werkzeuge machte gegen Alexander von Battenberg, zu ihrem gefügi-

gen Werkzeuge, mit dem sie den Prinzen bei seiner Liebe für Fräulein Loisinger treffen könnte...

Vom Gedanken bis zur Tat war bei Gräfin Christine weniger als ein Schritt... Sie wußte es so einzurichten, daß der Fremde auf der Treppe mit ihr zusammentraf. Es schien ihm ein unaussprechliches Vergnügen zu bereiten, ihr sich nähern zu können.

Seine schönen Augen hatten einen weichen, milden Ausdruck, als er die Gräfin ansprach, der Christine beinahe rührte... Die Liebe des jungen Mannes war so aufrichtig, so wahr — sie erinnerte die schöne Frau an die erste Zeit ihrer Jugend... Und mit ihm sollte sie ihre Kabalen weiterspinnen?... Ah bah! Weshalb nicht!... Schließlich, sie würde deshalb nicht fühllos sein gegen ihn — im Gegenteil, er gefiel ihr so gut mit seinen etwas schüchternen, unbeholfenen Manieren und seiner schönen männlich tiefen Stimme. Gewiß, er sollte seinen Lohn haben für seine treuen Dienste; wer weiß, ob nicht auch ihr Herz noch einmal sprechen könnte...

Der junge Mann nannte sich Fedor Freiherr Konstantin von Kronburg... Er war also ein Russe. Umso besser!... Das konnte ihren Plänen nur förderlich sein.

Fedor Konstantinowitsch wurde bald ein täglicher Gast bei der Gräfin, deren schöne Hände er zu küssen nicht müde wurde. Er war immer dienstfertig, schier untertänig und bis über die Ohren verliebt.

Christine behandelte ihn zuerst wie jemanden, den man aus Mitleid in seiner Nähe duldet, später fand sie ein lebhafteres Interesse an dem jungen Baron, der ihr am Abend mit seiner tiefen Stimme düstere russische Melodien vorsang, die er selbst am Klaviere begleitete; dabei weilte sein Auge bittend auf ihrem Antlitze...

Christine hatte ihn in ihre Pläne eingeweiht... „Rache an dem Prinzen", rief die leidenschaftliche Schwedin, „ich bin keine von jenen, die etwas halb tun... Rache — und dann, mein lieber Fedor Konstantinowitsch — dann wollen wir unserer Liebe leben."

Einmal hatte die Gräfin ein Schreiben Hitrovos erhalten, worin ihr derselbe jede Einmengung in die politischen Affären weiterhin und besonders für Darmstadt untersagt. Er befahl der Gräfin in diesem Brief, nach Wien zurückzukehren, um sich dem Baron Dunkelstein zur Verfügung zu stellen... Aber Gräfin Christine warf das Schreiben mit einem verächtlichen Auflachen in den Kamin. Sie sah ihrem Fedor Konstantinowitsch in die Augen und sagte:

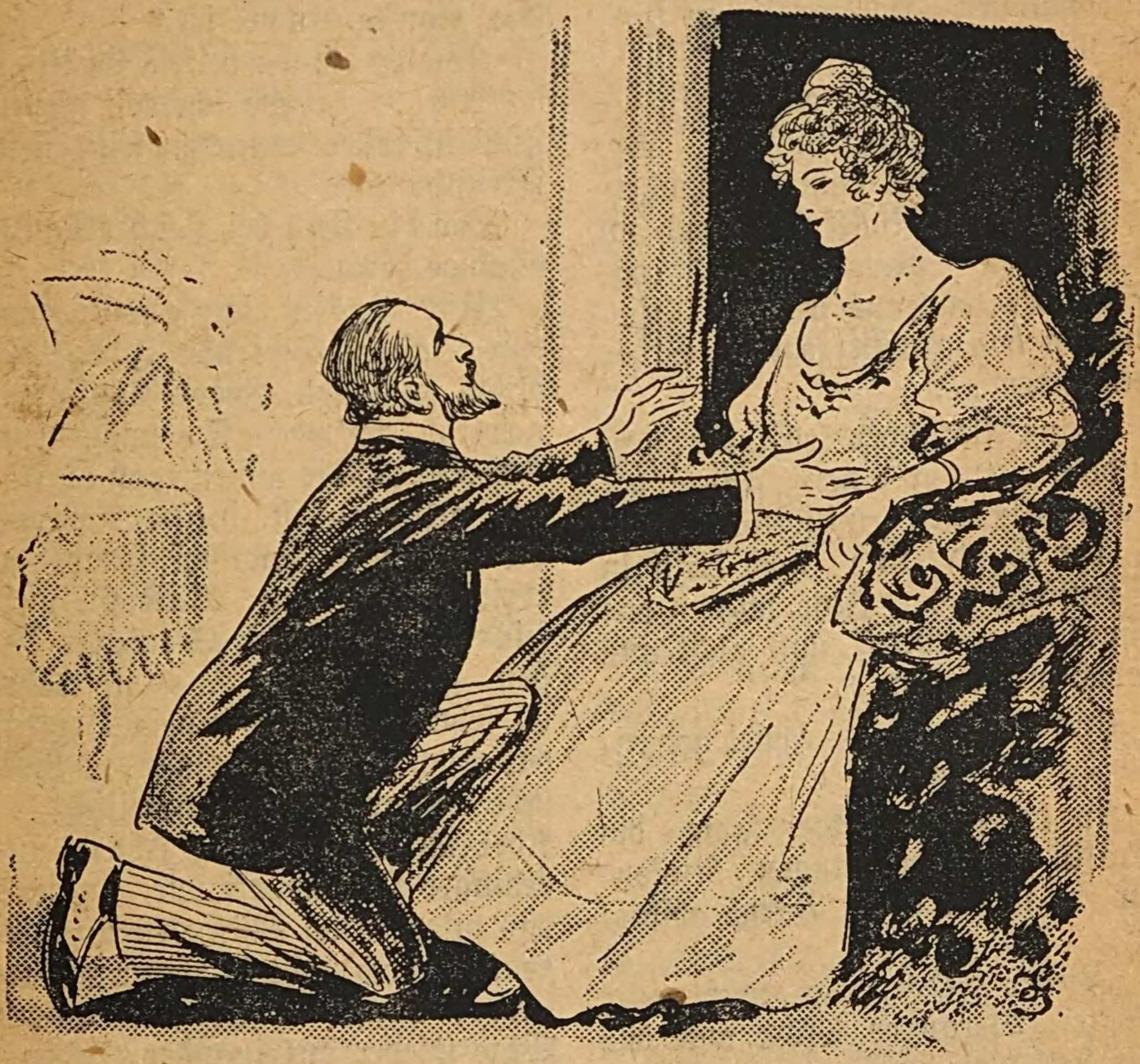
„Der Bukarester Narr!... Als ob das dem Zaren kein Dienst wäre!..."

Nein, es war kein Dienst für den Zaren, der die strengste Ordre erteilt hatte, die Situation gegenwärtig nicht weiter zu beunruhigen. Die russische Regierung arbeitete daran, sich jetzt in der Friedenszeit der Allianz Frankreichs vertragsweise zu versichern, um dem Dreibund ein Paroli bieten zu können. Zu diesem Behufe sollten die Wühlereien bis zur geeigneten Stunde ruhen. Das war die Lo-

sung, die an die Agenten Rußlands ausgegeben worden war. Aber Gräfin Christine hatte keine Ahnung hievon, denn Baron Dunkelstein hatte ihr keine einzige Verständigung zukommen lassen, da er es für vorteilhafter gehalten, sei-

„Wenn Sie es nicht tun, Fedor Konstantinowitsch, so wird es eben ein anderer tun."

Da fiel ihr der Russe zu Füßen, küßte ihre schneeweißen Hände und beteuerte ihr mit den heißesten Schwüren, daß er ihr in allem zu



Da fiel ihr der Russe zu Füßen mit den heißesten Schwüren, daß er ihr in allem zu Willen sein wolle . . .

ne Freundin Christine, die um so viele seiner Geheimnisse wußte, in ihr Verderben rennen zu lassen.

So achtete sie also der Warnung Hitrovos nicht und als der Russe in schüchterner Weise auch eine kleine Einwendung wagte, sagte sie in kalter, entschlossener Weise:

Willen sein wolle...

Die Machinationen der Gräfin hatten tatsächlich eine Entfremdung zwischen dem Prinzen und Fräulein Loisinger herbeigeführt. Alexander von Battenberg horchte nicht mehr auf die sanften beruhigenden Worte seiner Freundin, er

vertraute nicht mehr dem Balsam ihres süßen Trostes... Prinz Alexander stürzte sich für kurze Zeit wieder in den Strudel der Politik.

Schon begannen die Zeitungen abermals von einer Trübung des europäischen Horizonts zu sprechen.

Und dabei hatte die Gräfin in ihrer Leidenschaftlichkeit eine schwere Unbesonnenheit begangen. Sie hatte den Brief Hitrovos auf den Boden geworfen und das Schreiben war aus dem Hotelzimmer in das großherzogliche Schloß gewandert...

Prinz Alexander frohlockte; jetzt endlich hatte er einen Faden der niederträchtigen russischen Intrige in der Hand und noch dazu in Darmstadt... Jetzt sollte das schurkische Gewebe ihm nicht aus der Hand gleiten...

Und er befahl, das Hotel polizeilich bewachen zu lassen.

An demselben Tage sagte die Gräfin zu dem jungen Russen, der ihr soeben einen Besuch abstattete:

„Lieber Fedor, ich wüßte ein Mittel, Alexander sofort aus seiner Lethargie zu rütteln. Wessel schrieb mir, daß sich König Milan mit Abdankungsgedanken trägt.. Wenn ich das dem Prinzen zu wissen machte..."

„Das werden Sie nicht tun, Gräfin", sagte der Russe, mit großem Gleichmut die Beine kreuzend.

„Wie? Ich werde es nicht tun ... Ach ja, ich verstehe Sie schon, mein Teurer. Das wollen Sie selbst übrnehmen?..."

„Nein, das will ich nicht", erwiderte derselbe ebenso ruhig wie zuvor.

Die Gräfin schwieg eine Weile, dann sagte sie, ihm forschend in die Augen schauend:

„Wie soll ich das verstehen, Fedor Konstantinowitsch."

„Wie es Ihnen beliebt Gräfin."

„Ach!... Sie scheinen heute nicht in bester Laune zu sein, mein Freund."

„Ich bin stets bei gleicher Laune gnädige Frau."

„Und ich bin nicht gewillt, mir einen solchen Ton von Ihnen gefallen zu lassen, Fedor Konstantinowitsch, verstehen Sie mich, mein Lieber?... Sie wissen, daß es Ihnen gelungen ist, meine Neigung bis zu einem gewissen Grade zu erringen. Gut... Vielleicht, vielleicht... könnte ich Sie sogar lieben, Fedor, denn... es ist wahr, ich sehne mich nach einem Herzen, das auch für mich schlägt... Vielicht, Fedor Konstantinowitsch.... Aber ich verlange von Ihnen unbedingte Unterwürfigkeit — und das pflegt Euch Männern uns gegenüber doch nicht so schwer zu fallen... Sonst — führen unsere Wege wieder auseinander."

„Und Sie denken nicht an die Verwarnung Hitrovos, Gräfin?"

„Ich schere mich einen Plunder darum. Was ficht Sie an, Fedor Konstantinowitsch?" rief die Gräfin heftig.

„Ich bin ein guter Russe, Madame", erwiderte Fedor in seiner sanften, aber bestimmten Weise.

Die Gräfin musterte den Sprechenden mit großer Betroffenheit.

„Gestern haben Sie noch ganz anders gesprochen!"

„Gestern war eben noch ein anderer Tag."

„Wollen Sie sich nicht deutlicher aussprechen?"

„Gerne, wenn Sie mich anhören wollen. Bitte, bleiben Sie ruhig und nehmen Sie mir gegenüber auf diesem Fauteuil Platz."

Die Gräfin, die das sonderbare Gehaben des Russen nicht enträtseln konnte, tat, wie ihr geheißen und Fedor Konstantinowitsch setzte fort:

„Seit heute ist Alexander von Battenberg durch Ihre Unvorsichtigkeit im Besitze von Daten, die ihm kundtun, daß Sie eine russische Emissärin sind."

Die Gräfin zuckte erschrocken zusammen.

„Er besitzt den Brief Hitrovos ... zum Glücke ist Dunkelstein nur mit seinem Chiffrenamen bezeichnet und vorläufig weiß daher der Prinz nicht, wer darunter in Wien gemeint ist."

„Ach, mein Gott, so lassen Sie uns dies Hotel, diese Stadt verlassen", rief die Gräfin, von ihrem Sitze aufschnellend.

„Keinen Schritt werden Sie aus dem Hotel machen! Keinen Schritt!.. Das Hotel ist von der Polizei des Großherzogs umringt. In dem Momente, in welchem Sie abzureisen gedächten, würden Sie sofort verhaftet und das Geheimnis des Barons Dunkelstein und ihrer Auftraggeber wäre gefährdet."

„Was kümmert Sie das Wohl Dunkelsteins!... Gilts doch mein Wohl und Wehe!..."

„Gwiß, das weiß ich, Madame. Und ich weiß auch, daß Sie eben doch nur ein Weib, ein schwaches Weib sind. Ich weiß, daß Geheimnisse nirgends schlechter gehütet sind, als bei Euch Frauen.... Und diese Geheimnisse müssen und werden gewahrt werden."

Die Gräfin hatte mit steigendem Entsetzen den Worten des Russen gelauscht, die sie unvorbereitet trafen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

„Fedor Konstantinowitsch", flüsterte sie, erschreckt zu ihm aufblikkend, mit heiserer Stimme. „Fedor Konstantinowitsch, was haben Sie vor?"

Konstantinowitsch erwiderte nichts; aber er zog ein Papier aus seinem Portefeuille, das er mit einer stummen Geste der Gräfin vor Augen hielt.

Es war eine Legitimation, wie sie die Organe der gefürchteten vierten Abteilung besitzen.

Die Gräfin stieß einen dumpfen Schrechensruf aus, ihr Antlitz verriet ein wahrhaft grauenhaftes Entsetzen.

„So ist es, Madame", nahm Fedor Konstantinowitsch das Wort, „ich bin im Dienste der vierten Abteilung und beauftragt, Sie strengstens und unauffällig zu überwachen. Ich glaube, ich habe Ihnen eine schöne Probe meiner Geschicklichkeit geliefert."

Die Gräfin fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust; ihre Pulse tobten, ihr Atem ging heftig ... Ihre Gedanken wirbelten mit rasender Schnelle durcheinander ... Oh, gräßliches, verdammtes Bild das... Der Mann, in dem sie endlich echte, wahre Liebe zu finden gewähnt — hatte ihre geheimsten Gedanken belauscht; der Mann, für den in ihrem eigenen

Herzen warme Sympathie aufkeimen wollte, er wartete nur darauf, sie ihren Feinden auszuliefern.

„Ein Geheimpolizist!...“ murmelte sie ganz vernichtet, „ein Geheimpolizist.“

„Jawohl, Madame, jawohl, Frau Gräfin Fjordenson — ein Geheimpolizist ist Fedor Konstantinowitsch, dem Sie Ihre Liebe zu schenken im Begriff waren. Kein Freiherr, sondern ein gewöhnlicher russischer Untertan, der nichts anderes wünscht, als seinen Oberen gehorsam zu sein.“

Die Gräfin verbarg ihr Antlitz in den Händen. Große, brennende Tränen netzten ihre Finger. Dann, nach einer kleinen Weile sah sie auf. Alle ihre Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft, ihre Nasenflügel zitterten vor tiefer innerer Erregung... Das stolze, eitle Weib hatte einen Schlag erlitten, den es nicht verwinden konnte... Sie erhob sich langsam und ging mit schleppenden Schritten auf den Polizisten zu.

„Sie werden mir doch zur Flucht verhelfen, Fedor Konstantinowitsch?“ hauchte sie leise, kaum hörbar.

„Ich sagte Ihnen vorhin, Madame, daß eine Flucht unmöglich ist. Selbst im Korridor und unter Ihrem Fenster befindet sich ein Polizist.“

Die Gräfin erzitterte am ganzen Leibe, ihre goldroten Haare, in denen ihre weißen Hände wühlten, lösten sich los und fielen wie ein feuriger Mantel über ihre üppigen Schultern. Das heftige Wogen ihrer Brust, das Leuchten ihrer Augen, der bleiche Teint ihres Antlitzes ließen sie in diesem Augenblick, als sie ihren weichen Arm um Konstantinowitsch schlang, erscheinen wie die Circe in Venusberg, die mit ihren Lockrufen Tannhäuser betören möchte.

„Bei allen Heiligen des Himmels“, rief sie in tödlicher Angst und umschlang den sich Sträubenden fester. „Sie werden mich nicht so elend verderben lassen, Fedor. Ja, ja, ich... liebe dich, ich liebe — dich, Fedor Konstantinowitsch, mögest du nun sein, wer und was du willst... Ich liebe dich, wie dich noch kein Weib geliebt und ich will dich glücklich machen, wie keine Sterbliche auf Erden... Ich will dich hegen und pflegen und... deine Sklavin sein, wie das letzte russische Weib seinem Manne.... Fedor Konstantinowitsch lasse mich nicht in die Hände Alexanders von Battenberg fallen, — das wäre mein Tod, in seine Hände, an dessen Sturz ich tätigsten Anteil gehabt, in die Hände desjenigen, von dem gedemütigt zu werden, mir der fürchterlichste, der grausamste Tod wäre... Deine Augen, dein ganzes Antlitz, es ist ja mild, nein, nein, — es kann, es darf nicht lügen, dieses gute Antlitz... Fedor Konstantinowitsch, in deiner Begleitung kann ich dies Haus noch sicher und ungefährdet verlassen, ich weiß es, ich kenne die Macht der vierten Abteilung, kein Haar auf meinem Haupte wird mir gekrümmt, selbst wenn ich tausend Morde auf dem Gewissen hätte... Brauche die Zaubergewalt des Namens Sr. Majestät des Zaren... Rette mich, rette mich, Fedor Konstantinowitsch und dein ganzes Leben wird eine ein-

zige Kette von Wonnen sein, wie du Sie nie geträumt."

Die Gräfin hatte den Nacken des jungen Russen mit ihren weichen Schlangenarmen umfaßt, ihr schönes Haupt war auf seine Brust gesunken, sie schmiegte sich an ihn, wie ein hilfesuchendes Kind ...

Und Fedor Konstantinowitsch fühlte sein Herz stärker klopfen in der Brust, er empfand es, wie sich als ihr heißer, duftender Atem sein Antlitz streifte, sein Blut erhitzte, er fühlte, wie seine sonst so strenge gezirkelten Gedanken langsam in wollüstiger Glut ineinander flossen.

Gräfin Christine fühlte den starken Mann erbeben in ihrer Umschlingung und stärker, inniger umspannte sie seinen Hals:

„Fedor Konstantinowitsch, du liebst mich ... Fedor Konstantinowitsch, du liebst mich und wirst mich retten für dich ... Das Reich ist groß und der Zar ist weit."

„Ah, der Zar!" schrie der Russe und wand sich aus der fiebernden Umschlingung ihrer Arme ... „Der Zar. Du hat das rechte Wort gesprochen. Weib!.. Nein, nein, nimmermehr will ich zum Verräter an ihm werden ... Er würde mich und dich zu treffen wissen in dem verborgensten Winkel der Welt und sein Rachestrahl würde uns zerschmettern ... Hinweg von mir mit deinen Versuchungen ... Fedor Konstantinowitsch trotzt deinen Zauberkünsten!... Ah, der Zar, der Zar ..."

Die Augen Christinens öffneten sich weit, wie die einer Wahnsinnigen ...

„Erbarmen, Fedor Konstantinowitsch, Erbarmen!... Hilfe, Rettung ..."

Da zog der Russe eine kleine blinkende Phiole aus der Tasche, die mit einer bläulich schimmernden Flüssigkeit gefüllt war.

„Da... da", sagte er hastig, „das ist Hilfe, das ist Rettung, das... befreit dich in wenigen Minuten aus der Gewalt des Mächtigsten dieser Erde ..."

Die Gräfin, die mit schwankenden Schritten zurücktrat, stützte sich mit der Hand auf die Lehne eines Fauteuils, um nicht umzusinken.

Sie sah Fedor Konstantinowitsch fest in die Augen und ermannte sich dann plötzlich.

„Gift!" flüsterte sie, und sie lachte dazu ihr metallischestes Lachen. „Gift!... FedorKonstantinowitsch.. Das Elixier der vierten Abteilung ... Hahaha ... Das ist deine Hilfe ..."

Und sich hochaufrichtend, rief sie dann: „Gib her, FedorKonstantinowitsch ..."

Und sie leerte das Fläschchen mit einem Zuge.

— — — — — —

27. Kapitel

Der erste Blitzstrahl

Erzherzog Johann hatte bei Milly, wie er es übrigens vorausgesehen, durchaus nicht das bereitwilligste Eingehen auf die Idee der morganatischen Ehe gefunden.

„Du wirst mir zur linken Hand angetraut", hatte er ihr gesagt.

Und sie erwiderte mit Tränen in den Augen: .....

„Das hätte ich niemals erwartet von dir, Johann. Ist das etwas anderes, als deine Maitresse zu sein? Bleibt dir nicht das Recht, dir an deine rechte Hand eine andere, die richtige Frau antrauen zu lassen?“

„Und du glaubst, daß das jemals geschehen wird?“ nahm Frau Stubel das Wort. „Nie, niemals! Wer seiner Liebe so viel opfert, wie der Erz .... wie Johann Orth ... der bleibt auch treu bis an sein Lebensende ... Johann Orth ist treu wie Gold, Milly ... Oh, das hat auch schon mein armer Seliger gesagt“, schloß sie mit einem traurigen Blick nach Oben.

„Die Mutter hat nur zu sehr recht, Milly und ich verteidige mich nicht einmal gegen einen solchen Verdacht.“

„Weshalb ich denn die morganatische Ehe wünsche? ... Weil ich leider Gottes keinen anderen Ausweg sehe aus diesem Wirrsal von Vorurteilen und Gehässigkeiten. Weil ich mich stark genug weiß, um nicht fürchten zu müssen, daß eine morganatische Ehe auf meine Gefühle irgendwelchen Einfluß nehmen könnte. Weil ich weiß, daß du, Milly, mir morganatisch angetraut, vor Gott und vor der Welt mein Weib, mein geliebtes Weib sein wirst. Weil ich das letzte Mittel zur Beschwörung des Sturmes, das mir zu Gebote steht, nicht unversucht lassen will und mir der Gedanke, daß ich meiner greisen Mutter mutwillig den tötlichsten Schmerz zugefügt, keine ruhige Stunde mehr ließe ... Ist dir dies der Gründe nicht genug?“

Milly senkte den Kopf in stiller Resignation.

„Gewiß, es ist genug, mehr als genug ... Was du tust, ist wohlgetan, Johann ... Ich habe keinen Willen mehr als den deinigen“.

„Und du wirst so glücklich sein, mein teures, süßes Kind. Du wirst nicht meinen Willen haben, denn wir beide — wir werden nur einen Willen haben. Oh, wie schön, wie herrlich wird es sein, vereint durch das Leben zu wandeln, es sich gegenseitig zu verschönen, nein, nicht sich — sich und seinen Nebenmenschen .... Oh, wie viel rosige Pläne dämmern mir am Horizonte unserer Zukunft herauf ... Wie viel Gutes und Schönes können wir schaffen! Wie will ich alle meine Kräfte einsetzen für mein Vaterland, mein geliebtes Vaterland und mit Rudolf gemeinsam seine Macht und Größe fördern.“

Aus den Augen Johanns strahlte Milly eine solche hoffnungsfreudige Begeisterung entgegen, daß sie sich unwillkürlich von seiner Stimmung mitfortgerissen fühlte.

Frau Stubel und Lori, von Natur aus heitersten Gemüts, schlossen sich gewiß gerne dieser Freudigkeit an und in dem kleinen Familienkreise herrschte bald eine so gemütliche, heitere, behaglich fröhliche Stimmung, wie schon seit langem nicht ...

Am Tage darauf verfügte sich der Erzherzog in die Hofburg, um dem Monarchen seine Bitte vorzulegen, in seine morganatische Verehelichung zu willigen.

Im Wartezimmer traf er auf zwei Gäste, die dort zu finden ihm kein sonderliches Vergnügen machte: den Grafen Dornbirn und Baron Dunkelstein.

Er begrüßte die Herren höflich, aber kalt und machte, abweichend von seiner sonstigen Gewohnheit, von seinem Vorrechte des Vortrittes Gebrauch.

Graf Dornbirn war sehr ungehalten darüber und äußerte sich giftig zu dem Baron: „Und das heißt man dann Liberalismus!"

Baron Dunkelstein lächelte und erwiderte nur: „Er ist sehr frei, der Prinz — aber warten Sie nur. vielleicht wird er bald ganz frei sein, ganz frei sein ..."

Graf Dornbirn machte ein etwas verdutztes Gesicht, wie jemand, der über das Gehörte nicht recht im klaren ist, der Baron hingegen kreuzte ruhig die Füße übereinander und wartete, in einem Landschaftsalbum blätternd, mit der anscheinend gleichgültigsten Miene der Welt auf das Ende der Audienz, die dem Erzherzog gewährt worden.

Für sein Leben gern hätte er, wenn auch nur wenige Worte von dieser Unterredung erlauscht, aber das war selbstredend ein Ding der Unmöglichkeit, und der Baron konnte sich nur in Kombinationen ergehen und sich auf seine Beobachtungsgabe verlassen, auf seine Menschenkenntnis, die er in dem Antlitze der Leute zu lesen verstand.

Er hatte die Freudigkeit in dem ganzen Auftreten des Erzherzogs wohl wahrgenommen, ebensowie die Entschiedenheit seines Benehmens, die auf einen großen Entschluß hinzuweisen schien.

Er kannte, unterrichtet von Pietro, alle Ereignisse bei den Stubels bis in die kleinsten Details, so auch das Resultat des gestrigen Tages, das ihm Pietro, vor Eifersucht zitternd, mitgeteilt hatte. Er wußte, daß der Erzherzog sich entschlossen hatte, Milly zu heiraten und daß die Entscheidung bald fallen müßte. Es war also für ihn nicht schwer, den Zweck der Audienz des Prinzen zu erraten.

Da ihm auch die Stimmung des Hofes, die er bis zur letzten Minute selbst präpariert hatte, sehr gut bekannt war, da er gesehen, daß Oberst Stein, der von seiner im Duell mit Kögel erhaltenen Verwundung erst jetzt hergestellt war, gerade vor dem Erzherzog strahlenden Antlitzes den Audienzsaal verlassen, so hoffte er, von dem Ausgange dieser Unterredung eine mächtige Förderung seiner Pläne...

Ueber den Inhalt der Audienz ist niemandem etwas Näheres bekannt worden. Erzherzog Johann schwieg darüber ebenso wie der Monarch.

Die Wirkung derselben wurde bald offenbar.

Mit elastischen Schritten, die Brust von freudigen Hoffnungen geschwellt, war der Erzherzog eingetreten ... totenbleich, mit trübem Blicke und beinahe unsicheren Schritten verließ der Prinz das Kabinett des Kaiser-Königs.

Der starke Mann wankte bei der Türe, als häte ihn ein Blitzstrahl vernichtet ...

Selbst Graf Dornbirn begriff mit höhnischer Genugtuung, daß es keine freudigen Gefühle sein konnten, die den Erzherzog bewegten.

Erst als die Blicke des Prinzen die Grimasse, die der Graf schnitt streiften, faßte er sich gewaltsam und schritt mit kurzem Gruße dem Ausgange zu.

Dem Baron Dunkelstein aber hatten die wenigen Sekunden genügt, um ihm das Ergebnis der Audienz zu verraten: der Herrscher hatte dem Erzherzog die Einwilligung zu seiner morganatischen Ehe, auf die er seine ganze Hoffnung gesetzt, verweigert ...

So war es in der Tat ... Der Erzherzog hatte strenge, selten strenge Worte zu hören bekommen. Er hatte sich den ungeratensten Sohn des Hauses Habsburg nennen hören. Fürwahr, das war ein Blitzstrahl, der auf sein Haupt niedersauste ...

Baron Dunkelstein aber erhob sich, als er von dem Adjutanten vernahm, das Se. Majestät sich zu angegriffen fühle, um heute noch jemanden empfangen zu können, mit triumphierender Miene.

Er wandte sich an den Grafen Dornbirn: „Sie haben mir neulich Ihre Isabellen nicht verkaufen wollen, Graf. Werden Sie noch so hartnäckig sein, wenn ich Ihnen eine Nachricht mitteile, die Ihnen für Ihren Aerger von vorhin glänzende Genugtuung bietet und mit der Sie in der ganzen Stadt Furore machen können? Ich habe sie soeben vom Adjutanten erfahren ..."

„Nun, wir werden ja sehen ... Bitte, schießen Sie los!"

„Erzherzog Johann ist in Ungnade gefallen und vom Hofe verbannt!..."

„Auf Ehre?..."

„Auf Ehre!..."

„Sie sind ein Teufelskerl, Baron! Sie sollen die Pferde haben, halb geschenkt obendrein!... Ah. das ist ja kolossal sensationell... Großartig!!... Noch nicht dagewesen!... Ich eile... Auf Wiedersehen, mein Bester!... Ich eile zu meinen Freunden in den Klub..."

Und am Abende wußte es die ganze Residenzstadt:

„Erzherzog Johann ist in Ungnade gefallen ..."

28. Kapitel

Der Blitz schlägt ein

Erzherzog Johann hatte das Ergebnis der Audienz nicht einmal Milly mitgeteilt.

Es war dies auch vollkommen überflüssig; seine Mienen, sein düsteres Gehaben zeigten alles mit großer Deutlichkeit. Milly wußte, daß Se. Majestät dem Prinzen seine Bitte abgeschlagen... Was nun? Sie wagte es kaum, weiter zu denken. Sie sah keine Möglichkeit vor sich, jemals die eheliche Gefährtin ihres Johann zu werden.

Ein Prinz des kaiserlichen Hauses, ein Erzherzog, ein Feldmarschalleutnant konnte unmöglich gegen den Willen seines Monarchen eine Ehe eingehen... Ein tiefes. schmerzliches Weh erfüllte ihr Herz. Sie sollte also an seiner Seite wandeln, wie ein Schemen, das keine Gestalt, keinen Inhalt hat, und von der Welt — oh wie wehe ihr der Gedanke tat — als die Maitresse des Erzherzogs angesehen werden ...

Sie wußte und fühlte, daß man niemandem diesen Glauben werde rauben können, selbst, wenn sie so rein blieb wie eine Lilie ...

Gewiß, sie wird bis an ihr Lebensende — die Geliebte des Prinzen sein!...

Sie sah die vielen verletzenden, höhnischen, verachtungsvollen

Blicke bereits im Geiste auf sich ruhen und hörte die bissigen Nachreden, die ihre heiligsten Gefühle zu verletzen bestimmt sein würden: ihre Liebe zu Johann!...

Lori und die Mutter nahmen die Sache wohl nicht so ernst auf, aber da sie Milly und auch Johann kannten, enthielten sie sich vorläufig einer weiteren Meinungsäußerung.

Johann kam täglich zweimal zu Milly; aber gedrückt, stumm, ohne ein Wort zu sprechen, saß er im Zimmer und mied den Blick Millys, aus dem er einen Vorwurf zu lesen fürchtete, einen Vorwurf, so wie damals in Linz, daß er ihren Lebensweg gekreuzt..

Milly litt große Qualen unter dieser Situation; das arme Kind suchte verzweifelt nach einem Ausweg...

Entsagen?... Entsagen ihrem Johann, ihrem heißgeliebten Johann?... Nein, nein — das konnte sie nicht, dazu war sie zu schwach. Das hätte die Kraft eines überirdischen Wesens verlangt und sie war doch nur ein armseliges, schwaches Menschenkind...

Und doch — dieser Gedanke kam ihr immer wieder in den Sinn, so oft sie ihn auch seit jenem ersten Blitzstrahl der Ungnade zu verbannen versucht hatte. Er quälte sie, wenn Pietro kam, um der Mutter zu erzählen, daß man in der ganzen Stadt nur von der Ungnade des Erzherzogs Johann spreche; er bestürmte sie, dieser Gedanke, wenn sie in das tiefdüstere, sorgenschwere Antlitz des Prinzen blickte, wenn sie auf der Gasse die Leute raunen hörte: „Das ist die Stubel, die Milly Stubel!..." Wachend und träumend war ihr dieser Gedanke im Sinne und spann sie immer mehr ein, so wie jene Schwärmer Indiens von der Resignation auf das ganze Dasein umdämmert werden, bis sie sich selbst in das Selbstvergessen, in die wesenlose Nirwana eingelullt haben...

Sie fühlte eine Mattigkeit in allen Gliedern, eine Müdigkeit im Kopfe, als ob ein langsamer, schläfriger Strom durch alle ihre Nerven sich ergösse, ein trüber, alles ertötender Strom: der Strom der Entsagung... Sie fühlte sich krank, und wartete still und gelassen, ohnmächtig, sich ihres Leides zu erwehren, auf den Ausbruch der Krankheit....

So schlichen die Tage trübe dahin.

Es war ungefähr eine Woche nach der Audienz in der Hofburg, als Leutnant v. Kögel mit einem amtlichen Schreiben in das Kabinett des Erzherzogs trat.

Der Prinz öffnete es gleichgültig, warf einen Blick hinein und reichte es heftig erbleichend seinem Sekretär.

Von Kögel wurde gleichfalls bleich, als er das Schreiben gelesen und blickte in wortlosem Schrecken auf den Prinzen.

„Nun hat der Blitz endlich eingeschlagen", sagte der Erzherzog mit dumpfer Stimme. „Ich hätte es kommen sehen können, und habe es doch nicht gesehen..."

„Kaiserliche Hoheit... Mein Prinz... mein gnädigster Herr ..." stammelte der Leutnant, aber weiter brachte er es mit dem besten Willen nicht; die Ergriffen-

heit schnürte ihm die Kehle zu; er mußte abbrechen.

„Mein lieber Kögel! Wie sehr freut mich Ihre wortlose Teilnahme, Ihre aufrichtige Betroffenheit... Wir zwei, wir werden die alten bleiben .... Es freut mich nur, daß ich vor sechs Wochen noch — jetzt kann ich es Ihnen ja sagen — mein letztes bißchen Einfluß daran gesetzt habe, Ihre Beförderung zu erwirken; jetzt wäre mir das nicht mehr gelungen. Das November-Avancement bringt Ihre Beförderung zum Oberleutnant."

„Oh, mein guter, gnädiger Herr!" rief der Leutnant, der nach seiner Affäre mit dem Obersten Stein auf alles eher, als auf ein Avancement gehofft hatte.

„Da Ihr Onkel Ihnen ja auch das Gut in Steiermark auf die Fürsprache des Kronprinzen noch bei Lebzeiten überläßt, so dürfte Ihrer Verbindung mit der Prinzessin Alma nicht viel mehr im Wege stehen, besonders, wenn ich jetzt — keine Amtskanzlei mehr nötig habe..."

„Oh, kaiserliche Hoheit, wie könnte ich scheiden von einem so gütigen Herrn", rief v. Kögel mit nassen Augen aus.

„Nun, wir werden ja sehen, mein Lieber. Des einen Unglück ist oft des anderen Glück, das ist schon einmal so häßlich im Leben .... Doch wir werden ja sehen... Und jetzt, mein guter Freund, jetzt will ich zu meiner Milly eilen, und die Maske der Gefaßtheit abwerfen, — dort darf ich schwach sein, wie ein gewöhnlicher Sterblicher..."

— — — — — —

Milly merkte sofort, als der Prinz ins Zimmer trat, daß wieder etwas Großes vorgegangen sein mußte.

Sie schritt Johann rasch entgegen und fragte mit ihrer milden Stimme:

„Was hast du, mein teurer Johann?..."

Der Erzherzog entfaltete das erhaltene Schreiben und sagte, indem seine Stimme vor innerer Aufregung vibrierte:

„Mit dem heutigen Tage habe ich aufgehört, meiner geliebten Armee anzugehören... Ich bin kassiert... Hier die Verständigung: ich bin von heute ab — vom Kommando der dritten Infanterie-Division enthoben und bis auf weiteres zur Disposition gestellt."

Milly empfand den Schmerz, der in der Brust des Prinzen tobte, lebhaft mit. Ja, sie war gewiß noch viel tiefer ergriffen als er von dieser Demütigung!... Alle diese Leiden, diese Pein, diese Schmach mußte er wegen seiner Liebe zu ihr erdulden, ging es Milly durch den Kopf, zu ihr, diesem unbedeutenden Mädchen! Er sollte seine hervorragenden Talente nicht mehr dem Vaterlande widmen können, das ihm so sehr, so unendlich teuer war, er sollte auf alle seine hochstrebenden Pläne verzichten müssen — ihretwegen!

„Nein", rief sie plötzlich mit lauter Stimme, indem es sich wie ein Alp von ihrer Brust rang, „nein! Du sollst nicht meinetwegen büßen müssen, mein teurer Johann! Du sollst nicht Millys wegen dein Leben vertrauern."

Und mit verschleierter Stimme fügte sie mit gewaltsamer Ent-

schlossenheit hinzu, indem ihr die Tränen aus den Augen schossen:

„Wir müssen uns trennen, mein süßer Johann ..."

Der Prinz schaute erschreckt auf das Mädchen, das solche Worte gesprochen; und er sah, wie ein Schütteln durch ihren zarten Körper ging, wie ihre schönen Augen sich umflorten und reichlich ihre Tränen flossen ...

„Milly ... Milly! Was sprichst du da! ... Bist du krank, um Gottes willen? ..."

„Wir müssen scheiden voneinander, mein Johann, scheiden ..." wiederholte die Arme mit dumpfer Stimme, mechanisch, ohne Gedanken fast, so wie jemand, der auf dem Schafott der Welt sein letztes Lebewohl zuflüstert.

„Niemals, mein armes süßes Lieb, nicht wenn ich zehnmal des grausamsten Todes sterben müßte!" rief der Erzherzog, das zitternde Mädchen mit seinen Armen umfangend. „Niemals! ... Ich von dir lassen, von meiner Sonne, die meinen düsteren Lebenspfad erhellte, von dir, meine holde Braut, meinem einzigen Lebensglücke!"

Der tiefe Schmerz Millys milderte sich unter dem Eindrucke dieser Worte mit dem reichen Erguss ihrer Tränen. Und dennoch lispelte sie, sich selbst bezwingend, noch immer: „Es geht nicht, Johann ... du leidest zu viel, mein Teurer .... du bist zu großen Dingen geboren und sollst nicht der kleinen Milly wegen dein Leben verkümmern ... Wir müssen scheiden, Johann ..."

„Mein armes, gequältes Kind! Niemals gehen wir voneinander! Deine Schwäche hat mich stark gemacht ... Oh, was rede ich von deiner Schwäche, mein Engel! Deine heldenmütige Stärke, deine übermenschliche Entsagungskraft. Gut denn, entsagen will ich auf all' den Flitter und Flimmer meiner Macht, die mir bisher nichts geboten als Kränkungen, Demütigungen und Enttäuschungen. An deiner Seite will ich ausharren, so lange das Herz in meiner Brust noch schlägt, an Deiner Seite, mein Engel, will ich von jenen Wunden genesen, die mir das Leben geschlagen, bei dir und mit dir will ich bleiben der ganzen Welt zum Trotze und mir und dir zum Glücke! ... Zusammen leben, zusammen sterben mit dir."

Milly fühlte seiner Worte Sinn wie einen köstlichen Balsam durch ihre Adern rinnen, die lähmende Traumseligkeit, die sie in ihrem Banne gehalten, verlor sich ... Wie durch einen Schleier sah sie wieder in dem dunkeln Gewölke ringsum die Sterne ihrer Liebe blinken, glänzender, leuchtender als zuvor, als sie in die Lethargie der Entsagung versunken war ... Sie hielt mit ihren kleinen Händen den starken Arm des Erzherzogs fest und jauchzte auf, erlöst aus der Höllenpein ihres grüblerischen Schmerzes, befreit von der ihr Bewußtsein ertötenden Furcht, ihren Geliebten zu verlieren.

„Zusammen leben, zusammen sterben — oh, wie glücklich bin ich, mein Johann!" drang es jubelnd von ihren Lippen.

29. Kapitel

Die Katastrophe

Als der Kronprinz dem Erzherzog Johann in den letzten Tagen

des Dezembers einen Besuch abstattete, entsetzte dieser sich förmlich über das schlechte Aussehen seines Freundes.

„Mein lieber Rudolf, das kann kein gutes Ende nehmen, wenn du den Arzt nicht zu Rate ziehst", sagte er zu ihm.

Der Kronprinz zuckte ablehnend mit den Achseln.

„Siehst du die lustigen Flocken da draußen?" fragte er. „Wie sie so fröhlich durcheinander wirbeln! Und die Menschlein sagen: Welch' prächtiger Schneefall und lachen froh und freuen sich darob... Und der Schnee fällt immer dichter, immer dichter und hüllt die Erde in ein einziges, großes, weißes Leichentuch... Beneidenswerter Prinz! Flüstern die Toren ringsum, wie ihn alle Vergnügungen umgaukeln!.. Welch' herrliches Leben das!... Und sie sehen nicht, die Kurzsichtigen, wie sich auch um mein Herz ein Leichentuch ausbreitet, ein Leichentuch... Oh, mich schauert's, Freund!... Aerztliche Hilfe!... Ich habe kein Vertrauen zu den Aerzten der Seele."

„Du ruinierst dich, mein Freund, mit deiner selbstmörderischen Lebensauffassung. Ich glaube auch, — deine Augen sind so trüb geworden seit kurzem — du nimmst zu oft deine Zuflucht zum Chloralhydrat... Das ist ein gefährlicher Sorgenbrecher, mein Lieber."

„Ach bah! Gefährlich? Mir ist nichts mehr gefährlich, Freund.... Das schöne Weihnachtsfest, wie ist es so traurig für mich!... Ich wußt' es ja, ich habe es dir vor Wochen bereits gesagt, daß ich nie Kraft genug besitzen werde, um das unsinnige Versprechen, das ich gegeben, halten zu können. Ja, ich habe es gebrochen, dieses Versprechen — ich habe Marie wieder gesehen, wieder gesprochen! Es ist schlimm, ja, sehr schlimm, ich weiß es... aber doch, es ist besser so für mich als es früher war. Mir war unendlich elend zumute: ich vegetierte kaum mehr... Da flüchtete ich wieder zur Baronesse und legte mein müdes Haupt in ihren Schoß, wie damals in Mayerling, wie stets, wenn... Aber nein, ich wills dir nicht noch einmal vorschwätzen."

„Weshalb suchtest du nicht in den öffentlichen Ereignissen ein Beruhigungsmittel?"

„Als ob ich das nicht getan hätte!... Was hätte ein andermal die Wehrdebatte in Budapest mein Interesse gefesselt... Und neulich, als Herr von Tißa in Wien war und über die wichtigsten politischen Fragen in meiner Anwesenheit mit dem Grafen Taaffe diskutierte, war ich kaum imstande, dem Faden des Gesprächs zu folgen, — so matt und müde fühlte ich mich. Ja, selbst den Verhandlungen des Komités in Angelegenheit des Werkes „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild" fühlte ich mich außer Stande beizuwohnen. Ich habe Moritz Jókai dies in einem Briefe mitgeteilt. Ich habe ihm geschrieben, daß er die Liebenswürdigkeit haben möchte, für mich wegen der erforderlichen Zeichnungen aus dem Alföld mit den ungarischen Zeichnern Rücksprache zu pflegen. Du weißt, wie es früher meine Lieblingsbeschäftigung war, mich in die Ausführung dieses Werkes zu versen-

ken ... Ach, heute — heute ist alles vorbei!..."

Traurig stützte der Kronprinz den Kopf in die Hand und blieb einen Moment in stillem Nachdenken.

Dann sagte er:

„Ich habe bis zum Schlusse gehofft, daß du mir deinen Arm leihen wirst, wenn ich schwanke, daß ich ... Ach, was hab' ich nicht alles gehofft, und wie ist alles, alles so vergeblich gewesen!..."

„Und du hast alle Hoffnungen aufgegeben?" fragte Erzherzog Johann, indem er dem Kronprinzen scharf ins Gesicht sah.

Rudolf wich rasch seinem Blick aus und rief: „Gottlob! Wenigstens werde ich nie mehr enttäuscht werden."

„Was willst du damit sagen, Rudolf?"

„Bah, nicht viel! Wer wird auch leeren Worten nachgrübeln. Lassen wir das..."

„Ich habe gehört, du hast guten Tokajer in deinem Keller. Schenken wir uns ein Gläschen davon ein — das wird die dummen Sorgen verjagen."

Erzherzog Johann machte kein sehr zufriedenes Gesicht, als er die sprunghaft wechselnde Stimmung des Kronprinzen bemerkte, und Rudolf schien das wohl wahrzunehmen, denn er sagte, als man den Tokajer gebracht hatte:

„Geh', stoß an mit mir, Johann, wer weiß, was die Zukunft bringt... Es sind gewisse Dinge, die du von mir nicht für ganz recht findest. Ich weiß das, und — nun ja, du magst ja auch recht haben vielleicht. Aber das ist einmal nicht mehr zu ändern und wer sich nicht ins Unvermeidliche fügt, ist ein Narr. Du sagst, daß ich krank sei.... Auch das ist möglich. Stoß an mit mir also: Auf meine Genesung! Auf daß ich bald völlig gesunde!...."

„Ich kann mir nicht helfen, Rudolf, mir gefällt deine Stimmung, dein Gehaben ganz und gar nicht.

„Ach was, grüble nicht und stoße an!.. Ich habe heute eben eine große Versöhnung mit allen, mit — allen gefeiert... Ich wills, glaube mir, ändern dieses Leben. Ich will den Zwiespalt in meiner Brust töten und keinen Anlaß mehr geben... Sogar — freien will ich nochmals... Hahaha! War je in solcher Laune ein Weib gefreit!..."

Der Kronprinz stieß das Glas heftig an das des Erzherzogs, daß es klirrte, und es dann mit einem Zuge leerend, rief er:

„Ah, wie schön, wie wunderschön wäre doch diese Welt, wenn es keine Menschen darauf gäbe!"

Erzherzog Johann ergriff die Hand seines Freundes und sagte:

„Rudolf, mich beschleicht ein Grauen bei deinen Worten. Du sprichst, wie jemand, der mit sich abgerechnet hat, wie..."

„Gewiß, ich habe abgerechnet und die Rechnung stimmte nicht... Was ist da weiter dabei! Doch ich habe nur meine Pfunde vergeudet, nicht die anderer, folglich ist das einzig meine Sache und ich — bin ruhig dazu. Lassen wir dieses unerquickliche Thema. Ich habe mit dem Grafen Hoyos eine Jagdpartie nach Mayerling verabredet — bist du mit mir von der Partie?"

„Du weißt ja, daß ich Milly jetzt nicht verlassen kann."

„Ach ja, Milly — Grüß mir das herzige Kind... Schade, ich hätte mich so gefreut, mit dir zwei-drei Tage zusammen zu sein... Es ist so schön jetzt draußen ... Das weiße Leichentuch, darauf die Purpurflecken des erlegten Wildes — ha, das Waidmannsvergnügen!... Der Bratfisch wird mich hinausfahren."

„Kommt die Baroneſſe auch nach Mayerling?"

„Jawohl, sie wird uns nachfolgen, oder vielleicht ist sie jetzt in Heiligenkreuz..."

„Gottlob". sagte halblaut der Prinz, noch immer beunruhigt, das lebhafte Wesen des Kronprinzen musternd, „dann also laß' uns anstoßen miteinander auf ein fröhlicheres Wiedersehen."

„Leb' wohl", rief der Kronprinz, sein leeres Glas zu Boden schleudernd, wo es zerschellte. „Leb' wohl!"

Dann drückten sich die Prinzen die Hände und Erzherzog Johann verließ das Gemach seines Freundes.

— — — — — —

Große, schwere Flocken wirbelten durch die eisige Luft und legten sich schmeichelnd auf die Gräser des Waldes, auf Flur und Feld, alles, weit und breit in das Totenkleid des Winters hüllend. Das kleine Jagdschlößchen in Mayerling mit seinen einfachen, geraden Mauern nahm sich inmitten dieser toten Natur, inmitten des großen majestätischen Schweigens wie ein weißer Sarg aus... Schwach und fahl flimmerten die Sterne auf die erstarrte Erde... Nichts regte sich, nur aus dem Forste von Heiligenkreuz schallte klagend und weinerlich das Geschrei des Käuzchens herüber, dem Jammer eines furchtsamen Kindes gleich.

Auch in der Umgebung des Schlosses rührte sich nichts. Alles schien in tiefen Schlaf versunken; nur die beiden Fenster des Erkerzimmers waren erhellt und blickten wie zwei glühende Augen in die dunkle Nacht.

Hie und da huschte ein Schatten an dem erhellten Fenster vorbei.. Was drinnen vorging, das weiß niemand, das wird niemand wissen...

Mit schwankenden Schritten verließ eine schwarzgekleidete Frauengestalt das Schloß und schlug mutterseelenallein den Weg nach Heiligenkreuz ein...

Mitternacht war längst vorbei, als die Stille plötzlich gewaltsam unterbrochen wurde. Ein kurzer scharfer Knall ertönte, dann ein zweiter, wie als Antwort von ferne her, dann war wieder alles still... Aber nur für einen Augenblick. Im nächsten Momente wurden heftig Türen geöffnet und zugeschlagen, Schreckensrufe wurden laut, Lichter huschten hin und her...

Und von der Straße nach Heiligenkreuz nahte sich der Waldheger im eiligen Laufe... Dort war das weiße Leichentuch purpurrot gefärbt von dem Blute einer wunderschönen jungen Dame..

Und keiner achtete auf ihn in dem Schlosse. Keiner hörte ihm zu, als er jammerte, daß ein so junges, feines Geschöpf sich habe das Leben nehmen müssen...

Im Erkerzimmer lag eine königliche Leiche auf dem Boden leblos... Aus den Schläfen rieselte noch immer das Blut...

Und auf schweißbedecktem Rosse sprengt ein Reiter in den großen Hof der kaiserlichen Burg. Soeben beginnt im Osten der junge Tag aufzuschimmern ...

... Dort war das weiße Leichentuch purpurrot gefärbt von dem Blute einer wunderschönen jungen Dame ...

Und die ganze Burg wird wach und der greise Monarch stürzt mit einem Wehruf zusammen bei der Schreckensbotschaft und ein Klagen und Weinen erhebt sich in den glänzenden Sälen... Und jammernd ringt es sich von den Lippen des Kaiser-Königs:

„Mein Sohn, mein teurer Rudolf — tot!..."

Ein Meer von Schreck und Trauer wogt durch die Residenzstadt Wien und weckt die Bewohner aus ihren Träumen.

Und allüberall ertönt der wehklagende, tränenerstickte Ruf:

„Er ist tot... der Thronerbe Oesterreich-Ungarns, des Landes stolzeste Hoffnung, Kronprinz Rudolf ist tot!..."

29. Kapitel

Der kleine Gusti spielt eine große Rolle

Der kleine Gusti hatte richtig nicht nachgegeben. Er hatte so lange Zeter und Mordio geschrien, bis eines Tages Anina mit dem kleinen Kerl, der nirgends hinkam, nicht einmal in den Hof, wie die anderen Kinder, Mitleid fühlte und ihn in das Museum ihres Bruders mitnahm.

Das war natürlich ein großer Freudentag für Gusti und Pietro, der in seiner grämlichen Laune durch den Besuch seiner Schwester gleichfalls sehr erfreut war, empfing den kleinen Taugenichts wie nicht einmal seine besten Gäste.

Er führte Gusti, dessen Schwester Sabinchen mit ihm stets so freundlich war, in seinem ganzen Kabinett herum. Er zeigte dem jauchzenden Kleinen alle die Großen der Geschichte: Friedrich den Großen, Kaiser Napoleon und viele andere. Und Gusti klatschte vergnügt in die Hände und machte große Augen zu all' den Herrlichkeiten des Museums. Aber eine Szene, die mit nicht gewöhnlicher Kunstfertigkeit von Pietro selbst zusammengestellt worden war, flößte dem Kleinen schon mehr als gewöhnlichen Respekt ein.

Eine alte, gekrümmte, hagere Frau, mit einer Habichtsnase und großen glühenden Augen, führte, gestützt auf ihren Krückstock, neben einem alten Gemäuer im Walde ihre riesige borstige Katze spazieren.

Dieses Wachsbild hieß: „Die Hexe im Wiener Walde" und bildete in Hernals einen Hauptanziehungspunkt des Kabinetts Pietro.

Der kleine Gusti stieß einen gewaltigen Schrei aus, als er die „Hexe im Wiener Walde" zu Gesichte bekam.

Ganz entsetzt starrte das Kerlchen nach der Wachsfigur und verzog das kirschrote Mündchen vor lauter Schreck zum Weinen. Trotz der sonst ganz unfehlbaren Appellation an seine Manneswürde war der Kleine nicht mehr zu stillen: Er konnte sich von dem für ihn so furchtbaren Anblick nicht erholen und so blieb Anina, die ihn vergeblich auslachte, nichts anderes übrig, als mit dem schlimmen Schreier tunlichst bald den Rückweg anzutreten.

Noch auf der Gasse war Gusti voller Unruhe und Angst; der Eindruck war ein ungewöhnlich mächtiger gewesen, die natürliche Treue in dem häßlich verzerrten Vogelgesichte der Alten hatte ihn an alle Schreckniſſe seines Bilderbuches erinnert. Er schmiegte sich fest an Anina und das ungewohnte Treiben der Gassen, auf die sich das abendliche Dunkel senkte, scheu betrachtend, richtete er an „Tante Anina" die furchtsame Frage:

„Wird uns die böse Hexe nicht nachkommen?"

„Was fällt dir denn ein, du kleiner Schlingel?" schalt Anina, „schämst du dich nicht, so feige zu sein! Na, du wirst mir auch ein schöner Soldat werden."

Trotzig biß Gusti die Zähnchen zusammen und erwiderte dann mit verhaltenen Tränen:

„Ich bin nicht feig, Tante Anina. Ich bin gestern nicht davongelaufen, als der große Hund ins Zimmer trat und so, so stark bellte ... Aber das ist eine Hexe... Bitte, bitte, erzähls nicht Sabine oder Hans, daß ich mich gefürchtet habe, Tante Anina."

Anina lächelte über die Rechtfertigungsversuche des Bürschleins und versprach, nichts zu erzählen, da sie die Erregtheit des Kindes bemerkte, das unterwegs sogar nochmals den Kopf zurückwandte, wie um sich zu überzeugen, daß nicht plötzlich die Alte mit dem Kater hinter ihnen auftauchte und sie mit ihren Knochenhänden umkrallte...

So kamen sie endlich vor dem Groschenpalais an und traten in das dunkle Stiegenhaus.

Da stieß der kleine Gusti einen markerschütternden Schrei aus...

Auf der Stiege kauerte ein hageres, steinaltes Weib mit einer raubvogelartig hervorspringenden Adlernase und glühenden Augen; ein rauher Husten entquoll den verwelkten Lippen der Alten, zu deren Füßen eine große Katze kauerte...

„Die Hexe!... Die Hexe!..." schrie Gusti in wahnsinniger Angst und riß sich mit einem gewaltsamen Ruck von Anina los.

Dann rannte er, ohne sich zu getrauen, sich auch nur einmal um-

zusehen, zitternd wie Espenlaub in die Wohnung Rahls, wo er schluchzend und schreiend sich in dem Schoße Sabinens barg.

Zu Hause wußte man natürlich nicht, was dieser Schrecken und dieser rasche Eintritt Gustis ohne Anina bedeuten sollte. Es dauerte auch einige Minuten, bis der Kleine sich so weit erholt hatte, um sein Erlebnis erzählen zu können.

Allerdings wurde man hieraus auch nicht viel klüger. Gusti berichtete von der gräßlichen Hexe, die er im Museum Pietros gesehen, wie sie ihn dort gleich erschreckt hätte mit ihren bösen Augen und er auf dem ganzen Heimweg immer gefürchtet hätte, das häßliche Weib werde ihm nachkommen nach Hause.

Und richtig, im Treppenhause sei sie wieder plötzlich aus den Lüften niedergestiegen mit ihrer Katze und habe ihn fangen wollen, und da häte er zu schreien begonnen und wäre davon gelaufen.

Hans streichelte seinem Brüderchen beruhigend die erhitzten Wangen und fragte ihn, wo denn Anina geblieben sei. Darauf wußte nun Gusti keine Antwort... Wahrscheinlich sei sie noch im Hofe.

Sabine ging hinaus, um sich zu überzeugen, fragte auch bei der buckligen Marie, ob Anina nicht nach Hause gekommen sei, aber vergeblich! Niemand wußte etwas von dem Mädchen.

Nicht in bester Laune kam Sabine zurück, und schalt Gusti einen schlimmen Jungen, der sich wahrscheinlich bereits auf der Gasse irgendwo von Anina losgerissen, die ihn jetzt gewiß überall vergeblich suche.

Diese Beschuldigung aber nahm Gusti gewaltig krumm und er brach in ein krampfhaftes Weinen aus, das er nur mit dem Rufe unterbrach: „Die... Hexe... die böse Hexe... vom Wiener Walde!..."

Und als es Nacht geworden, da herrschte große Besorgnis bei den Rahls. Anina war nirgends zum Vorschein gekommen; Pietro, den man verständigt hatte, war in großer Angst zu Hans Rahl gekommen und konnte nur berichten, daß Anina sich mit Gusti um 5 Uhr nachmittags von ihm im besten Wohlsein entfernt hatte...

Den kleinen Gusti aber konnte man gar nicht fragen, er war in ein hitziges Fieber gesunken und schrie fortwährend, während ein heftiges Zittern durch seinen kleinen Leib ging: „Die Hexe... vom Wiener Walde..."

30. Kapitel

Nichts!... Nichts!..."

Daß Pietro mit abgöttischer Liebe an seiner Schwester hing, das ist den Lesern dieser Geschichte bereits bekannt. Wie wäre das auch anders möglich gewesen bei einem so liebreizenden Geschöpf, das ein jeder auf den ersten Blick liebgewinnen mußte, und bei den eigenartigen Verhältnissen des Italieners, der niemand anderen hatte, der sich ihm in aufrichtiger Liebe angeschlossen hätte... Zwar hatte ihm in der letzten Zeit Sabine, die Schwester Rahls, oft unleugbare Zeichen inniger Teilnahme gegeben, und einer Sympathie, die in dem gleichfalls stillen, fast könnte man sagen, verschlossenen Wesen Sabinens nur sehr begründet war

— aber, wenn Pietro diese Gefühle auch mit ganzem Herzen erwiderte, die qualvollen Tage, die ihm seine Liebe zu Milly bereitet, ließen in ihm keine tiefere Empfindung außer seiner hingebenden Zärtlichkeit für sein Schwesterchen aufkommen.

Wie wahnsinnig lief der Arme im Groschenpalais von einer Türe zur anderen, um überall nach Anina zu fragen. Er war bei dem Drechsler Keil, in dem Kaffeeschank im Hause — nirgends, nirgends eine Spur zu entdecken. Die Leute hatten das Mädchen seit dem Nachmittage nicht gesehen. Auch ihre Rückkunft mit Gusti wollte niemand bemerkt haben und verzweifelt rannte der Italiener in der Stadt umher, um die Vermißte zu finden.

Der Schmerz Hans Rahls war ein gewaltiger. Der Maler liebte das Mädchen mit heißer Glut; die Aufträge, die er erhielt, mehrten sich von Tag zu Tag und sein Name begann am Himmel der Kunstwelt bereits hell aufzuleuchten. Nichts wäre seiner Verbindung mit dem geliebten Mädchen, von dem er sich wiedergeliebt wußte, mehr im Wege gestanden und in wenigen Wochen hatte Rahl auch die erforderlichen Schritte zu ihrer Verehelichung unternehmen wollen.

Er hatte mit denselben nur aus Gründen gezögert, die er selbst oft als fixe Idee zu bannen bemüht gewesen, ohne daß ihm dies bisher gelungen. Hans Rahl hatte es sich, wie erwähnt, zur Lebensaufgabe gemacht, die Mörder seines armen Vaters ausfindig zu machen. Zu diesem Zwecke war er ja auch ins Groschenpalais gezogen und wenn er seinem Ziele auch nicht sonderlich näherrückte, er entdeckte doch, ohne daß er deshalb positive Anhaltspunkte erlangt hätte, die ihn in die Lage versetzt hätten, der Polizei Mitteilungen zu machen, so manches, was ihn auf die richtige Fährte dieser dunkeln Tat zu führen versprach.

So war er vor wenigen Tagen etwas später als gewöhnlich von dem Künstlerklub am Abend nach Hause zurückgekehrt. Der rückwärtige Trakt des Groschenpalais war bereits ganz finster; alles lag im tiefen Schlafe. Nur das Fenster der Schlafkammer Juringers war erhellt. Der Wirt war, wie so oft, auch diesmal betrunken. Trotz der kalten Winternacht öffnete er das Fenster und steckte seinen glühenden Kopf zur Kühlung in die schwarze Nacht hinaus. Hans hörte das Schluchzen der armen Marie und das weinheisere Schelten Juringers. Die Besorgnis, daß es vielleicht zwischen den Eheleuten zum Streite kommen und Anina, die im Nebenzimmer schlief, hievon Schaden nehmen könnte, ließ ihn einen Moment stehen bleiben.

„Mach' doch das Fenster zu, Karl", bat die Bucklige flehentlich, „du wirst dich erkälten."

„Weshalb läßt mich mein reicher Schwiegervater in einem solchen Loche schlafen, in dem man ersticken muß vor Hitze, ha!" schrie Juringer, indem er zornig an den Fensterladen schlug.

„Um Gottes willen, Karl, mach' keinen Lärm. Der Vater hat dir ja vorgestern erst wieder Geld gegeben ... Aber die schlechte Gesellschaft, Karl, in der du dich bewegst, der Kammerdiener Josef hat es

dir gewiß schon wieder abgenommen und die Marietta vom Kaffeeschank..."

„Was!" schrie noch heftiger Juringer. Die Marietta hat wenigstens keinen Höcker, wie manche Leute... So! Und der Josef ist eine schlechte Gesellschaft?... Oh, was mir der Vater vorgestern gegeben hat; lumpige fünfhundert Gulden! Das hat mir der Kartenteufel in einer Stunde entführt, und wenn ich das Doppelte gehabt hätte, hätte ich gewonnen... Oh, der Alte hat Geld unter der Haut — er kann Geld haben, immer

„Mach' doch das Fenster zu, Karl", bat die Bucklige flehentlich, „du wirst dich erkälten".

ich weiß, mich foppt man nicht — ich weiß, von wo das Geld herkommt... Die heimlichen Paktierungen und Abmachungen mit dem Bar..."

„Aber, Karl, um Himmels willen, du wirst die Nachbarn noch aufwecken", jammerte Marie.

„Meinetwegen", stieß Juringer rauh heraus. „Ist das auch Geld. wenn er will... Ich weiß das... Und er muß Geld hergeben, der Alte; weshalb hätte ich mir denn sonst ein buckliches Weib auf den Hals geladen."

Die Zunge des Elenden wurde immer schwerer, und die arme Marie, die still vor sich hinweinte in ihrem Unglücke, ließ ihn sich austoben.

„Ich sage dir", schrie Juringer noch, „wenn mir der Alte morgen kein Geld gibt, dann soll der grauköpfige Schuft was erleben!"

Dann wurde seine Stimme ganz leise und unverständlich; die Trunkenheit bekam das Uebergewicht über seine Sinne; er murmelte und lallte nur unartikulierte Töne... Dann schlief er auf dem Fensterbrett ein... Nur das Schluchzen Mariens unterbrach mehr die Stille.

Hans Rahl hate in großer Aufregung dies selsame Zwiegespräch vernommen. Wenn auch tiefes Mitleid mit der unglücklichen Marie sein Herz erfüllte, so konnte er sich es doch nicht verhehlen, daß hier ein Geheimnis verborgen war, was vielleicht zu mancherlei dunklen Taten, vielleicht sogar zu der Ermordung seines Vaters den Schlüssel liefern konnte...

Zu der Ermordung seines Vaters!... Wer sollte da die Hand im Spiele gehabt haben?... Martin Keil, der Biedermann?... ha, lächerlich!... Was für Interesse konnte Keil an der Hinwegräumung seines Vaters haben?... War es denn nicht seine Ueberzeugung, daß das ein politischer Mord gewesen!... Gewiß, sein erhitztes Gemüt ließ ihn schwarze Phantasiegebilde erblicken...

Auf die Worte eines Trunkenen hin baute er sich die schrecklichlichsten Dinge auf... Nichtige Vermutungen... Am besten wäre es nur, Anina je eher aus dieser unpassenden Atmosphäre zu entfernen. Wäre das Mitleid für Marie nicht gewesen, die in dem Umgange mit Anina, wie er wohl wußte, großen Trost fand, er hätte das Mädchen schon am nächsten Tage dazu veranlaßt, die Wohnung Juringers zer verlassen...

Nun, lange sollte es nicht mehr dauern; lange konnte und sollte es nicht mehr währen, bis er mit seiner geliebten Anina vereinigt wäre...

Mit diesem Gedanken entschlummerte er.

Und dann, drei Tage später geschah das Schreckliche, das rätselhafte Verschwinden Aninas!... Hans Rahl war in seinem Innersten aufgewühlt. Der kleine Gusti krank — seine Geliebte verschwunden!...

Das waren zwei harte Schläge, die ihn da auf einmal getroffen!... Sabinchen fand selber keine Worte, um ihn zu trösten: sie war selbst trostlos genug. Sie hatte Pietro in stummer Teilnahme die Hand gedrückt, während sich ihre Augen mit Tränen füllten.

Hans und Pietro durchquerten die ganze Stadt in den verschiedensten Richtungen, ohne natürlich auch nur eine Spur von der Vermißten zu finden. Wie hätte man auch in der riesigen Hauptstadt eine Verlorene wiederfinden können!....

Der Maler, der dies bald einsah, verfügte sich zur Polizei. Das Glück begünstigte ihn: er traf dort einen ihm bekannten Polizeikommissär, der sich der Sache eifrigst annahm.

„Sie wissen keinen Menschen, Herr Rahl", fragte freundlich der Beamte, „zu dem das Fräulein in Wien gegangen sein mag?"

„Keinen, Herr Kommissär! Sie hatte ja so wenig Bekannte hier und bei diesen haben wir bereits überall angefragt."

„Verzeihen Sie, meine Indiskretion, Herr Rahl", fuhr der Beamte fort, „aber das muß ich eben unbedingt wissen: hatte das Fräulein nicht vielleicht mit jemandem ein Liebesverhältnis?"

Hans Rahl wurde im ersten Momente etwas verlegen bei diesen Worten, dann aber sagte er ruhig:

„Anina ist meine Braut, mein Herr."

„Ach so", meinte der Beamte, indem er seine Blicke über den jungen Mann gleiten ließ, „entschuldigen Sie, das hatte ich nicht wissen können... Aber so wird der Fall noch rätselhafter. Es wäre mir als Polizist sowohl, den jeder geheimnisvolle Fall nur umso mehr interessiert, wie als Freund Ihres verstorbenen Herrn Vaters doppelt angenehm, Ihnen dienen zu können, d. h. Ihnen zur Auskundung des gegenwärtigen Aufenthaltes Ihrer Fräulein Braut zu verhelfen. Es wird zu diesem Zwecke am besten sein, wenn ich mit Ihnen in die Wohnung gehe.

„Vielleicht kann ich an Ihr kleines Brüderchen doch eine oder die andere Frage richten, die etwas Licht bringt in dieses Dunkel. Und dann zeigen Sie mir wohl auch ein Bild von der Verschwundenen".

„Oh, Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr", dankte der Maler dem freundlichen Beamten.

„Nicht der Erwähnung wert das, mein Herr Rahl, ich tue nur meine Pflicht."

Der arme kleine Gusti war alles eher fähig, als eine regelrechte Antwort zu erteilen. Er lag in hochgradigem Fieber in seinem Bettchen und Dr. Widerhofer, den Abt Kainzel herbeigebracht hatte, verschrieb dem Kleinen Eisumschläge auf das erhitzte Köpfchen und innere Beruhigungsmittel.

Als Hans mit dem Polizeibeamten ins Zimmer trat, rief Gusti eben wieder: „Die Hexe!... Die Hexe vom Wienerwalde!... Sie will mich forttragen... Anina, Anina, laß' mich nicht von dir... Oh, Anina, jage die häßliche Hexe davon!... Die Hexe... die Hexe.."

„Nun, da ist leider nichts zu fragen," sagte der Kommissär bedauernd, den Knaben aufmerksam betrachtend. „Zeigen Sie mir gefälligst ein Bild des Mädchens."

Ein Ausruf des Erstaunens entschlüpfte dem Beamten, als er das von Rahl gefertigte Porträt Aninas erblickte... „Ach", rief er, „dieses Fräulein habe ich gestern abends kaum zwei Minuten von diesem Hause gesehen. Ich erinnere mich dessen ganz gut. Jetzt entsinne ich mich auch des Bübchens, das sie an der Hand führte. Ich sah der jungen Dame, deren außerordentlich schöne Züge mir auffielen, einen Moment nach und ich sah auch, wie das Fräulein in den Hof eintrat.... „Ach, unbegreiflich!... Unbegreiflich!... Haben Sie wirklich im ganzen Hause nachgefragt?"

„Nur im Vorderhofe nicht! Aber, wenn Sie sie, Herr Kom-

missär, bei dem Tore des Hinterhauses in der Amselgasse eintreten sahen, so ist dies auch vollkommen überflüssig, da der vordere Trakt von dem rückwärtigen durch eine Mauer abgeschlossen ist."

„Hm, hm", murmelte der Beamte, „sonderbar, in der Tat sehr sonderbar."

Der arme Hans wußte nicht, welcher Besorgnis er sich mehr hingeben sollte, der Sorge um sein krankes Brüderchen, oder um sein auf so räthselhafte Weise verschwundenes Lieb.

Während der Maler das Köpfchen Gustis bequemer legte, sagte der Beamte:

„Nun, ich habe hier vorderhand nichts mehr zu tun. Aber ich werde wiederkommen, so wie ich Ihnen etwas mitzuteilen habe, und das wird hoffentlich bald sein ... Meine aufrichtigste Teilnahme, mein Herr."

Damit ging er. Hans Rahl aber sank, erschöpft und ermattet von seinen Kümmernissen, neben dem Bette Gustis in einen Stuhl. Dort blieb er ruhig bis zum Abend und half Sabine in der Pflege des Kleinen. Jeder Schrei Gustis zerriß ihm das Herz... Wenn er das liebe, kluge Kind verlieren sollte... Professor Widerhoffer hatte eine so bitterernste Miene gemacht, als er da war, und die Wangen des Bübchens waren so rot, so purpurrot!.... Wenn er Anna nicht mehr wiedersehen sollte... Oh, mein Gott, mein Got!...

Die Stunden kamen und gingen und es wurde Nacht. Und trostlos, verzweifelt langte Pietro bei Hans Rahl an und sah bange fragend um sich, und beider Lippen flüsterten das schmerzbewegte Wort: „Nichts!... Nichts!.."

Und der kleine Fieberkranke stöhnte: „Die Hexe... schafft doch die Hexe fort!..."

31. Kapitel

Trauer

Erzherzog Johann hatte die Katastrophe vom 29. Januar 1889 beinahe aufs Krankenbett geworfen. Er wandelte an dem Tage, als er die Botschaft erhalten, wie ein Schatten umher... Sein Freund, sein bester Freund, der hochherzige, so großartig veranlangte Prinz, der Thronerbe eines so mächtigen, großen Reiches, tot!... Unfaßbar schier war ihm der Gedanke... Oh, wenn er das unselige Schicksal geahnt hätte, damals, als Rudolf zum letzten Male kam, um ihn aufzusuchen, nein, um Abschied zu nehmen!... Wer weiß, ob er ihn nicht noch rechtzeitig vom Abgrunde seiner finsteren Ideen hätte zurückreißen können. Der Arme, der Unglückliche!.. Wie viel mußte er gelitten haben... Und sie, die Baronesse, das liebe edle Wesen, das nicht zurückgebebt vor dem Tod, so jung und so schön!... Galt es doch vereint mit Rudolf zu sterben...

Milly weinte mit dem Prinzen, als er ihr die Trauerbotschaft mitteilte, Tränen echten Mitgefühls. Die ergreifende Lebensgeschichte des Kronprinzen rührte sie tief.

„Oh, mein Gott, Johann", lispelte sie, „wenn ich bedenke, daß ich dich verlieren könnte..."

„Wie solltest du das, mein Lieb?“

„Ich weiß es nicht, jedoch der Tod des Thronfolgers ...“

„Nun ja, das ängstigt dich, mein Kind. Aber wärs für uns denn gar so entsetzlich, vereint zu sterben, wenn wir nicht vereint leben können? ... Oh, du brauchst nicht zu erschrecken, mein Engel! Wir werden vereint sein ... Wir brauchen den Tod hiezu nicht zu rufen, wenn er uns auch nicht schrecken soll .... Mein armer Rudolf ist nicht mehr — die einzige Freundesseele, die den Sturm einst noch hätte sänftigen können. Wir haben ihn beide verloren ... Doch ich schwanke und zage nicht. Mein Weg steht bereits fest und vorgezeichnet vor mir, jetzt, nachdem ich alle Hoffnungen verloren, eine Aussöhnung zu finden. Die Trauer um Rudolf tötet in mir vorderhand jeden Gedanken, aber in Bälde wird der Hof, wird die Welt darob staunen, was ein fester, männlicher Wille vermag. Du sollst es später erfahren, mein Lieb, zeitig genug. Jetzt aber — laß' unsere Herzen trauern um den so früh verstorbenen Freund!“

In der Hofburg hatte man die Anwesenheit des Erzherzogs gar nicht zu bemerken geschienen. Leute, die früher nicht früh genug dem Prinzen ihre Referenzen darbringen konnten, machten einen Bogen, weit und groß um ihn, um ja nicht in seine Nähe zu geraten. Selbst die diensttuenden Kämmerer mieden ihn und nur die Hoflakaien getrauten sich ihrer Impertinenz keinen anderen Ausdruck zu geben, als mit einem Drittel der sonstigen Verbeugungen und Knixe ...

Graf Dornbirn ging an dem Erzherzog vorüber, als wäre er Luft und als Abt Kainzel ein freundliches Wort an den Erzherzog richtete, lief der Graf alsogleich zu dem Fürsten Egon, um ihm dies als eine gewaltige Missetat zu hinterbringen, und der Fürst ließ sich tatsächlich dazu bewegen, ihm dies auch später vorzuhalten.

„Ein Priester, mein Fürst“, antwortete der kluge Geistliche, „hat nicht die Aufgabe, die Zwistigkeiten der Welt als Richtschnur seines Benehmens zu nehmen. Er hat nur den Menschen in jedem zu suchen und, wenn er ihn gefunden hat, dann kümmern ihn keine weltlichen Rücksichten. Und glauben Sie, Durchlaucht, daß der Mensch „Erzherzog Johann“ tausendmal mehr wert ist, als die vielen Leute, die ihn meiden, wie die Pest ....“

Der Fürst biß sich auf die Lippen, erwiderte jedoch nichts; er wußte, daß mit Abt Kainzel nicht gut disputieren war.

Uebrigens hatte er eine Genugtuung in dem Vorgehen der großen Majorität, die dem Erzherzog fein säuberlich aus dem Wege ging.

Der Prinz lächelte, als er das Gebaren der Hofleute bemerkte, es berührte ihn nicht; wie hätte niedrige Kleinlichkeit einen so hochdenkenden Geist verletzen können.

Als der Monarch des Erzherzogs ansichtig wurde, schritt er auf ihn zu und reichte ihm stumm, aber schmerzlich bewegt die Hand, die der Prinz ehrerbietig küßte. Nie hatte ihm der Herrscher mehr Ehrfurcht eingeflößt, als in der

Größe und Selbstbeherrschung seines gewaltigen Schmerzes.

Bald war alles zu Ende . . . Die Erde hatte ihr irdisch' Teil erhalten . . .

Eine schwere, tiefe Trauer lag in Oesterreich-Ungarn über Stadt und Land.

Der Monarch reichte ihm die Hand, die der Prinz ehrerbietig küßte . . .

Erzherzog Johann verbrachte die nächsten Wochen an der Seite der Familie Stubel in großer Zurückgezogenheit.

Er blieb den Vormittag über in seinem Palais, ordnete seine zahlreichen Schriften und Briefschaften, nachmittags ging er in die kleine mit bürgerlicher Bescheidenheit eingerichtete Wohnung, die er den Stubels auf der Landstraße eingerichtet hatte.

Dort verstrich ihm die Zeit im Gespräch mit seiner Geliebten. Ueber ihre Zukunft sprachen sie jetzt selten — Johann schien über einen großen Plan zu brüten, über den er jedoch nicht einmal auf die diplomatischen Andeutungen Frau Stubels ein Wort fallen lassen wollte. Eine direkte Anfrage getraute sich die gute Dame jedoch an ihn nicht zu richten, denn sie hatte noch immer einen riesigen Respekt vor ihrem zukünftigen Schwiegersohn, seitdem sie seine Beziehungen zum Herrscherhause kennen gelernt und sich von der Richtigkeit ihres von ihr selbst gar oft gerühmten Scharfblickes überzeugt hatte, daß Johann Orth denn doch etwas Rechtes, etwas Studiertes war . . .

Der Prinz unterhielt sich zumeist über die Ereignisse der Vergangenheit, über seine erste Zusammenkunft, die Entwicklung seines Liebesromans, die Entdekkung seines Ranges, den Tod des edlen Fürstensohnes . . . Er tat einen womöglich noch tieferen Einblick in das Geistes- und Gemütsleben Millys, als er bisher aus seinem Verhältnisse empfangen und, wie ein Taucher sich ganz in die Erforschung des Inneren dieses liebreizenden Wesens versenkend, fand er dort echte Perlen und lauteres Gold, das sein ödes Herz neu belebte. Dann setzte er sich wohl auch an das Klavier und spielte aus seinem bereits im Vorjahre aufgeführten Ballett „Die Assassinen", das eine sehr warme Aufnahme gefunden, und variierte und phantasierte oft stundenlang an dem Flügel, während Milly in stiller Andacht neben ihm saß, und entzückt auf das meister-

hafte Spiel ihres Geliebten horchte.

Von seinem früheren Personale hatte er nur den Oberleutnant v. Kögel, seinen alten Kammerdiener Toni und drei Lakaien in Wien in seinem Dienste behalten.

Oberleutnant v. Kögel half ihm seine Schriften ordnen und seine ziemlich ausgebreitete Korrespondenz führen.

Eines Tages langte ein Brief von Abt Kainzel an, worin dieser dem Erzherzog, als einem ihm so gewogenen Manne, voll Freude die Mitteilung machte, daß er in den nächsten Tagen zum Domherrn avancieren werde.

Diesen Brief übergab Oberleutnant v. Kögel nicht dem Erzherzog. Er besah ihn nur sehr erstaunt von allen Seiten und legte ihn dann auf die Seite, um nach den übrigen eingelangten Briefen zu schauen.

Da war vor allem ein Brief aus Linz, in welchem dem Erzherzog der von ihm angeordnete Verkauf seines dortigen Hauses angezeigt wurde, ferner ein Brief von der Prinzessin Alice, in dem dieselbe den Prinzen von dem Unterbleiben eines Festes unterrichtete, das bei ihr alljährlich stattfand, heuer jedoch wegen der Hoftrauer fortfiel, und ein Schreiben Hans Rahls.

Das Staunen von Kögels wandelte sich allmählich in die hellste Entrüstung um und ohne Zögern packte er die eingetroffene Frühpost zusammen und begab sich mit dem Paket zur Polizeidirektion.

Der Polizeipräsident empfing ihn mit großer Förmlichkeit, die bei den ersten Worten sich zur reserviertesten Kälte steigerte.

„Herr Polizeipräsident", sagte der Oberleutnant, „ich bin in einer seltsamen Affäre zu Ihnen gekommen. Sie gehört wohl in das Postdepartement, strenge genommen; aber wahrscheinlich werden Sie eher in der Lage sein, da etwas zu tun, als der Chef der Post, denn es handelt sich da um ein systematisches Vorgehen, das polizeilich zu verfolgen wäre; es ist dies die Verletzung des Briefgeheimnisses. Seit einiger Zeit habe ich bereits bei der Ueberreichung der Briefschaften Argwohn geschöpft, jetzt aber ist es bei mir zur Gewißheit geworden? Briefe für Se. kais. und kön. Hoheit, den Erzherzog Johann werden bei der Post geöffnet. Bitte, sehen Sie nur einmal."

Und auf den dargereichten Kuverten sah man untrügliche Spuren von der Wahrheit des Gesagten.

„Heute müssen die Manipulanten sehr ungeschickt gewesen sein", sagte der Oberleutnant, „sonst war es nicht so leicht wahrzunehmen."

Der Polizeichef nahm seine amtlichste Miene an und erwiderte kurz:

„Es ist mir unendlich leid, Ihnen in dieser Angelegenheit nicht dienen zu können."

„Ja, aber die Verletzung des Briefgeheimnisses ist doch ein Verbrechen, das gesetzlich verfolgt werden muß. Nicht als ob der Prinz irgendwie zu scheuen hätte, daß seine Briefe auch anderen bekannt werden, da kann keinerlei Gefahr daraus entstehen. Aber schließlich hat doch auch der Erzherzog dasselbe Recht, wie der allerletzte Privat-

mann. Sie müssen eine Untersuchung einleiten."

„Das werde ich nicht tun, mein Herr."

„Ah", rief v. Kögel, „steht die Sache so! Also man möchte dem Erzherzog mit Gewalt etwas Kompromittierendes entreißen. Nun, das wird den Herren nicht gelingen. Aber ich erkläre Ihnen hiemit, Herr Polizeipräsident, daß, wenn Sie diese — Spionage, welche die hohe Stellung, welche der Erzherzog vermöge seiner Geburt einnimmt, entwürdigt, nicht abstellen lassen werden, ich selbst, ohne Rücksicht darauf, was mir daraus erwachsen möchte, es zu einem öffentlichen Skandal bringen werde."

Und damit verließ er den ganz erstarrten Polizeipräsidenten, um seinem Herrn über die unerhörten Schikanen und Ränke seiner Feinde Bericht zu erstatten.

Der Erzherzog hörte ihn ruhig, ohne besondere Aufregung an, dann las er die Briefe und sagte nur:

„Die Nachricht von dem Verschwinden Aninas, dieses lieben Mädchens, die mir Rahl mitteilt, verursacht mir unendlich mehr Kummer, als diese Niedrigkeit. Sie, mein guter Kögel, waren abermals im Begriffe, sich für mich zu exponieren, ohne daß es etwas gefruchtet hätte. Lieber Freund, die Trauer um den verlorenen Kronprinzen und die mit ihm verschwundenen Hoffnungen halten mich noch eine Zeitlang in einer Art Traumleben gefangen, aber bald — bald werde ich erwachen und dann wird all' diese Niedertracht ein rasches Ende nehmen."

32. Kapitel

Auf dem Eislaufplatze

Auf der Bahn des Eislaufvereins glitt ein elegantes Publikum zu den Klängen der Militärmusik in lustigem Marschtempo durcheinander. Zahlreiche Mitglieder der Aristokratie und der besten Gesellschaft tummelten sich auf diesem Eislaufplatze, da die Bahn im Wiener Kaisergarten für heuer der Hoftrauer wegen geschlossen worden war.

Das Publikum war umso zahlreicher, als der Winter sich bereits stark seinem Ende zuneigte und jeder, der den frischen Eissport liebte, die letzte Gelegenheit auszunützen eilte.

Auch die Aristokratie war stark vertreten. Da sehen wir den Fürsten Egon, die Prinzessin Alice, den Grafen Dornbirn, den Oberleutnant von Kögel, den Baron Dunkelstein, den Polizeipräsidenten und viele andere noch, die sich gerne die Spitzen der Gesellschaft nennen hören.

Auf der Tribüne der Zuschauer plaudert Erzherzog Johann, der mit Rücksicht auf den Trauerfall in seiner Familie nicht an dem lustigen Treiben teilnimmt, mit dem Dommherrn Kainzel, der neben der Prinzessin Alice Platz genommen, und mit fröhlich funkelnden Augen auf das bunte Eislaufbild da unten blickte.

„Prinzessin Alma ist denn doch die graziöseste Eisläuferin der Welt", sagte der Geistliche, seine goldene Dose zuklappend, zu dem Erzherzog.

„Keine Captatio benevolentiae, mein Lieber", unterbrach ihn die Fürstin Alma, „ich weiß, ich weiß — Sie sind ein Schäcker trotz Ihres geistlichen Rockes. Sie möchten die Sache sehr geschickt einfädeln und meinem mütterlichen Stolze schmeicheln, um zum Ziele zu gelangen, aber ich bin nicht so leicht zu kaptivieren."

„Ach, da sehe man einmal dieses ehrende Mißtrauen! Bitte, halten Sie doch Umschau auf dem Eise! Zeigen Sie mir, durchlauchtige Frau, noch ein so rosiges Gesichtchen mit so prächtigen, blitzenden Augen und einer solch natürlichen Eleganz... Ah, sehen Sie doch nur, wie sie sich jetzt im rhythmischen Takte der Musik hin- und herwiegt, wie ihre schlanke Figur auf dem Eise an der Seite v. Kögels dahinfliegt, — ob man je ein schöneres Paar gesehen hat?"

„Aha, da kommt der Pferdefuß zum Vorschein, Sie entschuldigen, hochwürdigster Herr Kanonikus, aber es ist schon einmal so. Sie haben diese Liebe unter Ihre Protektion genommen..."

„Und ich habe wohlgetan, daran. Du lieber Gott, Sie die kluge, vielerfahrene Frau, die Fürstin, mit dem Scharfblick einer Dame von Welt, sollten allein die glänzenden Vorzüge des Bewerbers nicht erkannt haben! Sie allein, die beste Mutter sonst, sollten für die Tiefe der Gefühle der beiden Liebenden kein Auge gehabt haben?"

Die Fürstin war sichtlich verlegen bei diesen Worten, die auch der Erzherzog gehört haben mußte. Sie warf dem Priester neben sich einen halb strafenden, halb abwehrenden Blick zu, aber Kainzel tat, als hätte er nichts gesehen. Er wußte sehr wohl, was er wollte. Ihm war der Grund des Widerstandes der Fürstin gegen eine Verbindung mit dem Oberleutnant nur zu gut bekannt. Graf Dornbirn hatte eine ganz wirksame Intrige angesponnen, eine Intrige, die man dem Hohlkopfe gar nicht zugetraut hätte. Endlich hatte auch der Graf erfahren, weshalb man im Hause der Fürstin nicht von Lori Stubel sprechen dürfe... Er hatte endlich erfahren, wie sehr Prinzessin Alice berechtigt war, den Stubels gram zu sein...

Und da sein Freund Dunkelstein ihm hilfreich zur Seite stand, so war es nicht allzu schwer, der Prinzessin etwas vorzulügen. Leise Andeutungen genügten, um die Mutter vor einer Verbindung der Tochter mit Herrn von Kögel zurückschrecken zu lassen. Sie hatte diesen Andeutungen entnommen, daß von Kögel zu der dritten Stubel, zu Jenny in einem intimen Verhältnisse stünde und das war ihr mehr als genug, um ihre Einwilligung in eine Heirat ihrer Tochter mit dem Oberleutnant zu verhindern. Es war ja so natürlich das — deshalb also hatte sich von Kögel dem Erzherzog angeschlossen, um besser mit den Stubels in Verbindung sein zu können...

Und was das zu bedeuten hat, wenn den Ehegemahl eine geheime Herzensneigung von seiner Häuslichkeit abzieht, das hatte die arme Frau, die ihren leichtdenkenden Gatten trotz alledem und

illedem noch immer liebte, nur zu sehr erfahren...

Daß Fürst Egon eine Verbindung seiner Tochter mit dem immens reichen Grafen lieber sah, als mit dem Oberleutnant, das war bei der oberflächlichen Denkungsart des Fürsten etwas ganz Natürliches; dazu benötigte es keiner weiteren Intrige.

Der scharfsinnige Geistliche hatte die ganze Sachlage bald durchschaut, und da er Prinzessin Alma wirklich stark ins Herz geschlossen hatte, wollte er es, selbst auf die Gefahr hin, die Fürstin momentan zu erzürnen, versuchen, dieselbe zu einer Aeußerung zu provozieren, die dem Erzherzog etwas von der Intrige verraten hätte, welche er durch die Beichte der Prinzessin Alice erfahren, ohne daß er es notwendig gehabt hätte, dies Beichtgeheimnis zu verletzen.

„Sie allein, Durchlaucht", fügte er daher mit etwas erhobener Stimme fort, „sollten nicht wahrnehmen, mit welch' einem lauteren, keiner Verstellung fähigen, Charakter Sie es bei v. Kögel zu tun haben?"

„Keiner Verstellung fähig", fiel die Fürstin heftig ein, „aber Sie wissen doch — das heißt, Sie sind unterrichtet davon, was Graf Dornbirn einmal, ohne es zu wollen, in einem Gespräche verriet und was mir auch der Polizeipräsident bei der letzten Soirée im Winter bestätigte, der bekanntlich alle Geheimnisse Wiens kennt."

Kainzel lächelte ironisch, aber er sagte nichts; denn er sah, daß die Sache bereits ihre Wirkung getan hatte.

Erzherzog Johann, der es ohne zu beabsichtigen, die markanteren Wendungen dieses Gesprächs mit halbem Ohre mitangehört hatte, war bei Nennung des Namens seines Sekretärs aufmerksamer geworden.

Die aufrichtige Freundschaft, die er für den wackeren Offizier fühlte, veranlaßte ihn dazu, sich um die Sache sehr eifrig zu bekümmern.

Er erhob sich daher jetzt ganz unauffällig, um sich, wie, um zu promenieren, der Brüstung zu nähern, an die sich eben der Polizeichef lehnte, um ein wenig zu ruhen.

„Ah, schon müde, mein lieber Präsident", sprach ihn der Erzherzog an, „Sie wollen das Terrain frischeren Kräften überlassen?"

„Kein Wunder, kaiserliche Hoheit, mir bleibt zum Vergnügen eben herzlich wenig Zeit. Bin ich doch der meistbeschäftigte Mensch auf Gottes Erdboden."

„Das will ich meinen; ja die Aufstöberung der dunkeln Geheimnisse einer Weltstadt — das macht viel Kopfzerbrechen. Aber Sie sind auch eingeweiht, mein Lieber..."

Der Polizeichef schmunzelte geschmeichelt und bemerkte:

„Nun ja, man hat schon so seine Erfahrungen."

„Und doch dürfte es Leute geben, die Ihren scharfen Augen zu entwischen verstehen, deren Leben aber wie ein offenes Buch vor jedermann liegt...."

„Gestatten mir, Hoheit, hieran zu zweifeln. Solche gibt es nicht."

„So, so, nehmen wir einmal zwei solche Typen." Der Erzherzog sah auf dem Eise forschend umher, dann fragte er lächelnd: „Was ist Ihnen Geheimes von Baron Dunkelstein bekannt?"

„Es ist zwar Amtsgeheimnis, Hoheit, aber Sie haben meinen Ehrgeiz angestachelt... Ich riskiere es also: Baron Dunkelstein soll gar nicht so reich sein, als es den Anschein hat, aber er gewinnt Unsummen an der Roulette..."

„Bravo, das ist in der Tat interessant... Aber, halt, da —" lachte der Erzherzog, „da werde ich einen Menschen nennen, der kein Wässerlein zu trüben vermag: da ist mein Sekretär, Oberleutnant v. Kögel... Wenn Sie mir von diesem Herrn etwas Interessantes mitzuteilen wissen, dann — ja dann will ich Ihnen rückhaltloseste Bewunderung ausdrücken."

Das war eine herrliche Gelegenheit, überlegte rasch der Polizeichef, dem verhaßten Offizier, der es neulich erst gewagt, mit ihm in so hochfahrendem Tone zu sprechen, etwas am Zeuge zu flicken. Er konnte jetzt das Gerücht, daß v. Kögel Jenny Stubel, die Schwester der Angebeteten des Erzherzogs, verehre, an jener Stelle bestätigen, wo es für Kögel am schlimmsten wirken konnte...

„Oh, Herr Erzherzog, Sie haben mir die Sache sehr leicht gemacht", rief der Polizeichef. „Das weiß ja selbst bereits Graf Dornbirn, der neulich erst etwas davon in einer aristokratischen Gesellschaft entschlüpfen ließ... Der schmucke Offizier, der kein Wässerlein trüben kann, lag in Prag ein Jahr lang zu Füßen der schönen Primadonna des dortigen deutschen Theaters."

Der Erzherzog fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß bei dieser miserablen Verleumdung, an der, wie er wußte — kannte er doch die Quelle — kein wahres Wort war, aber er bezähmte sich und sagte bloß:

„In der Tat, Sie sind allwissend Herr Präsident..."

Als er in diesem Momente seine Augen wieder dem Eisfelde zuwandte, sah er, wie Graf Dornbirn und Dunkelstein angelegentlich mit dem Fürsten sprachen, der hiezu wohlgefällig mit dem Kopfe nickte. Der Erzherzog winkte den Oberleutnant zu sich und sagte zu Kögel: „Lieber Freund, Ihre Sache stände nicht so schlecht bei den Eltern, wenn man Sie nicht verleumdet hätte. Es ist nicht gut, Ihnen all' die Niederträchtigkeiten mitzuteilen, aber ich kann nicht anders, wenn ich Ihnen helfen will, sich reinzuwaschen. Man hat gesagt, daß Sie — eine Maitresse hätten..."

Aber der Prinz hatte nicht mit dem heißen Blute v. Kögels gerechnet, der natürlich sofort erraten mußte, von wo aus die Verleumdung ausgegangen, und jetzt noch sehen mußte, wie sich Graf Dornbirn seiner geliebten Alma näherte, um ihr zu einem Rundlauf seinen Arm anzubieten.

Wie ein Blitz schoß der Husarenoffizier dazwischen, mit haßerfülltem Blicke auf den Grafen Dornbirn schauend.

„Sie könnten auch geschickter sein“, näselte der Graf, den der Anprall v. Kögels beinahe aus dem Gleichgewichte gebracht hatte.

„Gehen Sie mir aus dem Wege, wenn Sie wollen, daß Ihnen kein Malheur passiert.“

„Ah!.. Pfeift der Wind von da her... Herr v. Kögel, Sie erkühnen sich sehr viel.“

„Gehen Sie mir aus dem Wege, wenn Sie wollen, daß Ihnen kein Malheur passiert“.

„Graf Dornbirn, man kann Verleumder und Ohrenbläser nicht mit Handschuhen anfassen“, erwiderte scharf der Offizier.

Da diese Worte von Prinzessin Alma und den Umstehenden, namentlich von deren Vater, dem Fürsten und den Baron Dunkelstein gehört werden mußten, war es unmöglich, die Antwort auf diese Provokation schuldig zu bleiben.

„Das ist eine Impertinenz, für die Sie mir Genugtuung geben werden“, schrie der Graf wütend.

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Graf“, erwiderte Herr v. Kögel, allsogleich beruhigt, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte.

Die Szene hatte großes Aufsehen gemacht, wenngleich sie nicht allzulaut verlaufen war. Prinzessin Alma war bleich wie der Tod und blickte mit geängstigten Augen, wie ein erschrecktes Reh auf den Offizier, der sich vor ihr elegant verbeugte und dann sofort den Erzherzog aufsuchte.

32. Kapitel

Ein polizeilicher Besuch

Der Polizeikommissär Weintrieb, den Hans Rahl um seine Intervention angegangen, war nicht müßig geblieben. Er hatte alle Umstände des Verschwindens Aninas näher durchforscht und sich erinnert, daß damals zwei Gestalten noch in die Nebengasse einbogen, als er Anina mit dem Knaben in die Amselgasse einschwenken sah. Den einen Passanten hatte er erkannt: das war Oberleutnant v. Kögel gewesen. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, den Offizier aufzusuchen.

„Jawohl, ich habe das Fräulein bemerkt“, hatte Herr v. Kögels Auskunft gelautet, und erinnere mich, daß Baron Dunkelstein den Hut lüftete, als sie vorbeischritt. Im Torwege entschwand sie uns.“

Also der zweite Passant war Baron Dunkelstein gewesen, der Bewohner des vorderen Traktes, bei dem man noch immer nicht

nachgefragt hatte. Kommissär Weintrieb entschloß sich demnach, sich auch zu dem Baron zu verfügen.

Weintrieb war Polizist mit Leib und Seele und das rätselhafte Ereignis stachelte seinen Amtseifer in hohem Maße an. Ueberdies hatte ihm Erzherzog Johann, der sich über das Verschwinden Aninas bei ihm eingehend erkundigt hatte, eine schöne Belohnung versprochen, wenn er ihre Spur fände. Er nahm sich daher vor, alles aufzubieten, um die Vermißte zu entdecken und das Dunkel, das diese Affäre umgab, aufzuhellen.

Als der Polizeibeamte sich durch den Kammerdiener Josef bei dem Baron hatte anmelden lassen, öffnete dieser selbst halb die Türe und lud mit einer Handgewegung den Kommissär zum Eintreten ein.

„Bitte, Herr Kommissär, wollen Sie gefälligst einen Augenblick hier Platz nehmen", sagte hierauf der Baron, der sich in einer eleganten Morgentoilette befand, zu ihm. „Ich will nur meinen Schlafrock mit einem halbwegs repräsentablen Habit vertauschen."

„Keine Umstände, Herr Baron, meinethalben", erwiderte höflich der Kommissär, der, eines der geschicktesten Organe der Wiener Polizei, sich auch als Mann von Welt zu geben wußte. „Es ist ja auch nur eine trockene Amtsangelegenheit, die mich dazu zwingt, Sie Herr Baron, früh morgens mit meinen Besuche zu molestieren."

„Das ist für mich keine Molestierung, mein Herr. Ich bin stets voll Anerkennung für Berufseifer und Talent, wie es Ihnen erst gestern, als ich bei dem Polizeipräsidenten zu Besuche war, nachgerühmt wurde", warf der Baron leicht hin.

Der Beamte verbeugte sich dankend, während der Baron mit elastischem Schritte ins Nebenzimmer ging, dort eine Art Jagdjoppe anlegte, wie er sie stets am Morgen trug und dann nach Josef läutete:

„Sie sehen, ich tue, als ob ich zu Hause wäre", sagte er lächelnd zu dem Kommissär, als er wieder eingetreten war und sich von Josef hatte sein Frühstück — Tee, Eier, Schinken, Butter und ein Gläschen Benediktiner — ins Zimmer kommen lassen.

„Oh, bitte, Herr Baron", wehrte der Angesprochene ab, „ich muß noch einmal um Vergebung bitten für die Störung... Aber es handelt sich um die Aufhellung des rätselhaften Verschwindens eines Nachbarkindes sozusagen, eines im selben Hause wohnhaften liebenswürdigen jungen Mädchens...."

„Aninas, meinen Sie", unterbrach ihn der Baron, indem er ein Stück Zwieback mit seinen aristokratischen Fingern in den Tee tunkte, wobei er unauffällig einen großen Solitair an seinem Finger spielen ließ. „Haben Sie von dem lieben Kinde vielleicht schon eine Spur entdeckt?"

„Leider nein. Und das ist eben ein Grund mit davon, daß..."

„Daß Sie mit verdoppelter Anstrengung diesem so anstrebenswerten Ziele nachgehen. Oh, ich bin überzeugt, daß Sie reussieren werden. Die Affäre hätte gar keinen geschickteren Händen anver-

traut werden können... Gewiß, Sie werden reussieren"

„Verzeihung, Herr Baron, Sie ließen mich nicht vollenden. Ich wollte sagen: und das ist eben ein Grund mit davon, daß ich Sie beim Frühstück behellige..."

„Ach", machte der Baron, etwas erstaunt, indem er in seinen Tee ein Löffelchen Kognak nachgoß, „fürwahr, das interessiert mich. wenn auch dieser Grund noch nicht ganz klar vor mir liegt. Bitte, setzen Sie fort, Herr Kommissär."

„Das Fräulein ist abends gegen 7 Uhr etwa, verschwunden. Wir haben überall Nachfrage gehalten, nur hier nicht im Vorderhofe. Vielleicht haben Sie das Mädchen irgendwo gesehen, Herr Baron."

„Oh gewiß", nahm der Baron rasch und bereitwillig das Wort, „gewiß habe ich Anina gesehen, sogar des öfteren, wenn ich drüben bei dem Maler Hans Rahl — ich bin ein großer Kunstschwärmer, Herr Kommissär — einen kleinen Einkauf machte, oder dort in seinen Schätzen herumstöberte. Oh, Anina ist ein herziges, liebes Kind... Sie war oft dort, wenn ich bei Rahls war. Ich glaube sogar", lächelte er, „daß sie ihr Herz zu Rahls hinüberzog... Das arme Kind! Nun ja, Anina wird sich in der großen Stadt vielleicht verloren haben... Man wird sie wiederfinden..."

„Pardon, daß ich Sie unterbreche, Herr Baron", warf der Kommissär mit großer Ruhe ein. indem er einen festen Blick auf sein geläufig plauderndes Vis-á-vis heftete, „Sie belieben mich abermals mißzuverstehen. Ich meine, ob Sie das Fräulein damals am Abende ihres Verschwindens, oder seither etwa wiedergesehen haben?"

„Wie, damals oder seither?" fragte der Baron verwundert, „Sie sagten doch soeben, daß Fräulein Anina noch immer verschwunden ist..."

Der Blick des Beamten verschärfte sich bei diesen Worten.

„Gewiß, aber Sie können sie gesehen haben, Herr Baron, als sie in das Haus eintrat, oder auf der Gasse, oder sonst irgendwo..."

„Nein, nein, mein Lieber", erwiderte der Baron etwas kühl, „so intim ist mein Kontakt mit den Leuten des Hinterhauses nicht. Uns trennt eine hohe Hofmauer, über die ich nicht hinüberzugucken pflege. Enfin, ich habe sie seit Tagen nicht gesehen, das heißt seit dem Tage vor ihrem Verschwinden."

„So, so". sprach nachdenklich der Beamte, während er, als betrachte er die Bilder an den Wänden, im Zimmer herumblickte, „Herr Baron haben das Fräulein nicht gesehen... Sie entsinnen sich dessen ganz sicher... Das ist schade... So haben wir richtig keine Spur von Anina...! Das ist sehr, sehr schade, denn ich glaubte, daß..."

„Was glauben Sie?" fragte nachlässig der Baron und leerte das Gläschen Benediktiner mit einem Zuge.

„Ich glaubte", sagte der Beamte, sein Antlitz dem des Barons wieder voll zuwendend, „ich glaubte in der Tat, daß Sie, Herr Baron, das Fräulein am Abende.

kurz vor ihrem Verschwinden, in der Amselgasse gesehen hatten."

Der Baron zog eine Lade seines Schreibtisches auf und entnahm derselben ein Kistchen Zigarren, das er dem Kommissär mit einer eleganten Handbewegung hinreichte.

„Es ist ein treffliches Kraut das", sagte er sehr freundlich, „echte ausgesuchte Havannas, sie sind mir gestern zugeschickt worden. Bitte, bedienen Sie sich."

Und während er sich selbst einen Stengel anbrannte, fuhr er, den blauen Wölkchen behaglich nachsehend, fort: „Also, ich soll sie durchaus gesehen haben, mein Bester, die kleine Anina... und zwar an dem Abende, an dem sie verschwand... Warten Sie einmal, lassen Sie mich einmal nachdenken..."

Dann, nach einer kleinen Weile sagte er halblaut:

„Hm, es kann wohl sein.... Wer zum Kuckuck soll auch denken, daß so eine kleine Wahrnehmung einmal noch zu einer Entdeckung notwendig sein kann. Ja, ja, jetzt erinnere ich mich... Ich habe das Fräulein flüchtig gesehen, als es an mir vorbeiging. Ich grüßte sogar, ich war derart in das Gespräch mit dem Oberleutnant v.Kögel vertieft, daß mir dies kleine Vorkommnis, dem ich damals weiter keine Bedeutung zuschreiben konnte, vollkommen aus dem Gedächtnisse entschwand. Sie passierte an mir vorbei in den Hof des Hinterhauses, wo sie verschwand. Weiter weiß ich nichts. Sollte ich Sie vielleicht auf eine Spur geführt haben?"

„Möglich, Herr Baron", erwiderte der Beamte, noch immer scharf beobachtend, und eine gewisse Gezwungenheit im Tone beibehaltend, mit großer Ruhe. „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ich die Auffindung des Mädchens Ihnen, Herr Baron, d. h. eigentlich Ihren Worten zu danken haben würde."

„Ah das wäre in der Tat ganz famos", lächelte der Baron, während er den sich Erhebenden zur Türe geleitete, dort an einen Knopf drückend, „das würde mich wahrhaftig sehr erfreuen."

In diesem Momente trat Josef ins Zimmer und stellte ein Lederkästchen auf den Tisch mit den Worten: „Es ist alles bereit, Herr Baron."

Der Kommissär hatte den Inhalt des Kästchens sofort erkannt: Es war ein Pistolenbehälter; und seine Vermutung fand in dem zornigen Augenblitzen des Barons noch seine Bestätigung, der den Diener mit den Ausrufe anfuhr: „Es ist gut, Dummkopf, du!..."

Der Kommissär wartete, auf der Straße angelangt, einige Minuten. Allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf, über die er sich allerdings nicht recht klar werden konnte. Das Gehörte, die trotz der gut geheuchelten Gleichgültigkeit wahrgenommene Verlegenheit hatte eigentümliche Gefühle in ihm wachgerufen, aber er hatte noch nicht Zeit gehabt, dieselben zu analysieren, als er den Baron in einen Wagen steigen sah.

Rasch einen zweiten herbei zu winken und in Begleitung eines Zivilwachmannes in demselben

dem Baron nachzufolgen, war das Werk weniger Sekunden. Nach einer halbstündigen scharfen Fahrt langten sie in dem im Prater gelegenen Kavaliertwäldchen an, nicht ohne vorher den Grafen Dornbirn und seinen zweiten Sekundanten von seinem Palais abgeholt zu haben. Im Wäldchen harrte ihrer bereits Herr v. Kögel mit zwei Offizierskollegen als Duellzeugen.

Der Kommissär hatte seinen Wagen einige Minuten früher halten lassen und näherte sich in Begleitung des Zivilwachmannes, der sein Polizeiabzeichen aufgesteckt hatte, dem Zusammenkunftsorte.

Er kam eben in dem Augenblicke an, als die Gegner einander auf dem ausgemessenen Platze gegenüberstanden und Baron Dunkelstein zählte: „Eins — zwei ...“

Da stürzte der Kommissär mit einem lauten Rufe vor: „Im Namen des Gesetzes — halt, meine Herren.“

Die Herren senkten verblüfft ihre Pistolen. Oberleutnant v. Kögel machte eine ärgerliche Miene und Baron Dunkelstein flüsterte dem Kommissär zu, indeß dieser die bei solchen Gelegenheiten üblichen polizeilichen Formalitäten erledigte: „Was, das hätten Sie heute früh kaum gedacht, Herr Kommissär; Sie haben mich auch verlegen gemacht mit Ihrem Besuche — auf Ehre sehr verlegen.“

33. Kapitel

Was im Groschenpalais vorgeht

Anina war damals, als der kleine Gusti sich von ihr mit dem Entsetzensrufe: „Die Hexe vom Wiener Walde!“ losgerissen, selbst im Augenblicke zusammengeschreckt und nahe daran gewesen, das Beispiel Gustis zu befolgen. Aber die Alte, die sich, halb zusammengekauert, an das Stiegengeländer hielt, brach nun in ein so böses, rasselndes Husten aus, das ihr eine große Pein zu verursachen schien daß Anina unwillkürlich ihren Schritt anhielt und sich über ihre lächerliche Furcht selber Vorwürfe machte. Jetzt fiel ihr auch ein, daß dies wohl die alte Mutter des Mieters im ersten Stockwerke sein könnte, von der sie bei den Juringers hie und da eine Erwähnung machen gehört hatte. Und da sie die alte Frau leiden sah, näherte sie sich ihr, wobei sie nur die Vorsicht gebrauchte, der Riesenkatze mit den glühenden Glotzaugen aus dem Wege zu gehen, und fragte die Alte mit ihrer sanften Stimme: „Wo fehlts denn, Mütterchen?“

Die Mutter Wessels — denn diese war es tatsächlich — machte ein sehr klägliches Gesicht und zeigte auf ihre keuchende Brust und dann auf den Stock, den sie ersteigen wollte, wie um zu sagen, daß ihr dies jetzt in diesem elenden Zustande ganz unmöglich wäre.

Aber Anina erwiderte: „Nur Mut, meine Liebe, es wird schon gehen ... Ich werde Sie schützen ... So, geben Sie mir Ihren Arm, Mütterchen, und halten Sie sich nur recht fest ...“ Dabei legte sie ihren rechten Arm um den Leib der Alten, während sie mit der linken Hand deren Arm faßte und begann sie langsam nach auf-

wärts zu schieben. Es war kein leichtes Stück Arbeit — denn die Alte war kaum imstande, einen Schritt zu machen und die abscheuliche Katze behinderte auch noch ihre Schritte, aber schließlich gelang es dem kräftigen Mädchen dennoch, sie nach oben zu schaffen.

tete, der alles eher, denn dankbar zu nennen war.

Anina fühlte sich auch nicht sehr behaglich unter dem Blicke, nur ihre wahrhaftige Menschenliebe, das Erbarmen mit der armen, gebrechlichen alten Frau, hielt sie noch eine Weile im Zimmer zurück.

„Das hast du gut gemacht, Friedrich", kicherte sie anerkennend, „der sizilianische Schlaftrunk hat rasch gewirkt".

Dort öffnete sie die Türe von Wessels Wohnung und führte sie durch das dunkle Vorzimmer in die erste Stube, wo Wessel, als er die beiden erblickte, seltsam bewegt, in die Höhe sprang und das Mädchen mit einem Blicke betrach-

Sie ließ die Alte sanft auf ein dort befindliches Ruhebett niedergleiten und sagte einfach und herzlich zu Wessel: „Ihre Frau Mutter wurde auf der Stiege von einem Hustenkrampf überfallen und da hielt ich es für meine

Pflicht, ihr dazu behilflich zu sein, nach Hause zu kommen."

„Oh, ich danke Ihnen, mein Fräulein", sagte lächelnd Wessel, während er seine dürren Finger knacken ließ und auf seine Mutter schaute, die sich sehr rasch zu erholen schien: „in der Tat, ich bin Ihnen sehr verpflichtet."

„Ach, das ist ja doch nur Menschenpflicht", erwiderte Anina.

„Hahaha Menschenpflicht". lachte die Alte mit heiserer Stimme, indem sie mit ihrem Krückstocke die schnurrende Katze von sich stieß, „Menschenpflicht — ja, das haben sie geübt gegen mich, als ich noch jung und hübsch war, mein schönes Kind... Aber jetzt gibts keine Menschenpflicht gegen mich... gegen die alte Hexe... Hahaha!"

„Was achten Sie auf den Ruf eines schlimmen Buben? Gusti ist ein kleiner Tunichtgut, dem ich zu Hause schon für seine Unart gehörig die Lewiten lesen werde... Ah, da erinnere ich mich, daß das schlimme Kerlchen mir davongelaufen ist. Es ist wahrscheinlich bereits zu Hause, aber ich will doch nach ihm sehen."

Wessel, der bei diesen Worten gerade aus dem Vorzimmer zurückkam, wo er sich etwas zu schaffen gemacht hatte, sagte jedoch, auf Anina zutretend und aus einer Flasche Tokajer zwei Gläser voll schenkend: „Oh, mein Fräulein. Sie werden uns nicht verlassen, bevor Sie sich nicht von Ihrer Mühe ein wenig erholt und ein Gläschen dieses feurigen Ungarweins verkostet haben. Meine arme Mutter wäre dort, auf der Treppe ohne Sie zusammengebrochen, und da ja kein Mensch — nicht wahr, kein Mensch sie dort sah, außer Ihnen, einer so barmherzigen– Samaritanerin, hilflos liegen geblieben... Wir sind Ihnen ewig dankbar."

„Aber..."

„Bitte, kein Aber, mein Fräulein... Sehen Sie, dieser Wein tut meiner Mutter nach den Anfällen immer sehr gut. Er kräftigt so rasch und strömt wie ein neues Leben durch die Adern. Bitte, versuchen Sie!"

Anina wollte nicht unfreundlich erscheinen, sie ergriff daher, nachdem die Alte ihr Glas geleert, das zweite grünliche Kelchglas und tat einen Schluck daraus.

Der Wein war in der Tat sehr gut. Ein würziges Aroma prickelte ihren Gaumen und ließ sie noch einmal an dem Glase nippen.

Die Alte hatte bereits alle ihre Kräfte zurückerlangt und erhob sich von dem Ruhebette, auf dem das junge Mädchen neben ihr Platz genommen.

Anina wollte ihr Beispiel nachahmen, aber ihr war, als hielte sie ein Gewicht auf ihrem Sitze nieder und als sie verwundert nach der Ursache der bleiernen Schwere, die sie niederzuziehen schien, forschte, bemerkte sie, daß die große Katze es sich zu ihren Füßen auf ihrem Kleide bequem gemacht hatte und mit einem falschen, häßlichen Ausdrucke zu ihr aufblickte.

Entsetzt wollte sie aufspringen und das Tier von sich abschütteln, aber eine schwere Mattigkeit strömte durch ihre Glieder und lähmte alle ihre Bewegungen; sie wollte sprechen, um Hilfe rufen,

doch ihren Lippen entrangen sich nur einzelne, unverständliche Worte; noch machte sie eine gewaltsame Anstrengung, um sich zu erheben — dann fiel sie schwer auf das Ruhebett zurück...

Die Alte lachte, als sie die Ohnmacht bemerkte, die sich der Sinne Aninas bemächtigt hatte, gell auf:

„Das hast du gut gemacht, Friedrich", kicherte sie anerkennend, „der sizilianische Schlaftrunk hat rasch gewirkt."

„Nicht besser, als du, Mutter .... Oh, ich wußte ja, daß wir das Täubchen in unseren Käfig bringen würden, wenn du dich der Sache annimmst. Allerdings hat uns auch ein glücklicher Zufall begünstigt.... War nur niemand auf der Treppe damals?"

„Keine Seele... Oh, die fünftausend Gulden, die Baron Dunkelstein versprochen hat, sind unser, wenn er sein Wort hält."

„Wenn er sein Wort hält?... Wie kannst du überhaupt zweifeln daran? Erstens hält Dunkelstein in allen Fällen sein Wort, und dann kenne ich den Baron durch und durch."

„Er ist ganz Feuer und Flamme für das junge Geschöpf da und würde auch das Zehnfache opfern, um zum Ziele zu kommen. Es ist mir beinahe leid, daß ich es so billig getan habe."

„Nun, nun, man muß nicht so ungenügsam sein... Fünftausend Gulden sind auch ein schönes Geld."

„Doch ja, das prächtige, das funkelnde Gold — wie ist es doch tausendmal verführerischer, als alle Mädchengesichter auf dieser Erde..."

„Das Gold, das Gold ist keine Chimäre", trällerte er dann, mit den Händen herumtastend, als wollte er mit Goldstücken klimpern...

„Teufel, man kommt wahrscheinlich, um nach dem Mädchen zu fragen", rief nun Wessel plötzlich aufhorchend, „man darf Anina hier nicht finden, man soll mir meinen Schatz nicht entreißen... Nein!"

Und mit Riesenkräften umspannte er den schlanken Körper des Mädchens und trug Anina wie eine leichte Puppe in das dritte Zimmer; dort öffnete die Alte die geheime Türe, durch die wir in den Anfangskapiteln dieser Geschichte bereits den Baron Dunkelstein mit Pietro eintreten sahen, als der Baron die forschenden Blicke des auf der Gasse spähenden Kommissärs Rahl vermeiden wollte.

Von dort führte bekanntlich ein Gang und eine Wendeltreppe in die Eingeweide des Groschenpalais hinunter.

Wessel legte nicht den ganzen Weg zurück; er setzte seine leblose Last hinter der geheimen Türe auf einen rasch dahingeschobenen Fauteuil ab und ging dann mit großer Unbefangenheit den Pochenden entgegen, um mit den Ausdrücken des Bedauerns zu versichern, daß er das arme Mädchen mit keinen Auge gesehen...

34. Kapitel

Ein Blick in die Zukunft

Die Duellgegner Graf Dornbirn und Herr von Kögel hatten wohl ihr Wort gegeben, sich nicht zu schießen, das hinderte aber natürlich nicht, daß sie sich zwei Tage später in dem Fechtsaale im vorderen Trakte des Groschenpalais trafen, um dort ihre Affäre mit Säbeln zu erledigen.

Der Zusammenstoß der Gegner war ein sehr heftiger, und gleich beim ersten Gange brachte von Kögel dem Grafen, ihm in der Führung der Waffen weit überlegen, eine Wunde an der rechten Hand bei, die eine weitere Fortsetzung des Kampfes unmöglich machte. Der Arzt erklärte die Verwundung für keine ganz unbedenkliche.

Kommissär Weintrieb hatte sich seit der Zeit seines Besuches bei Baron Dunkelstein sehr oft in der Nähe des Groschenpalais aufgehalten. Wohl hatte die sichere Haltung des Barons, den in seinem Innern aufgetauchten Argwohn wieder zu verscheuchen vermocht, aber, teils um seinem Pflichtgefühle Genüge zu tun, teils aus Aerger, über die Verschwundene nichts erfahren zu können, war Weintrieb auch heute früh wieder vor dem Groschenpalais erschienen. Wäre er nur fünf Minuten früher gekommen, so hätte er das Duell abermals verhindern können; so aber blieb ihm nichts anderes übrig, als, da er die Folgen des Zweikampfes wahrnahm, als Polizeibeamter seines Amtes zu walten und einen Bericht abzufassen.

Aber die Nachricht von dem Duell bekam alsbald auch ohne sein Referat die rascheste Verbreitung in allen Kreisen der Residenz, denn selbst der sonst allen Zuträgereien abholde Domherr Kainzel sorgte in diesem Falle sehr eifrig dafür, daß die Kunde allen Freunden und Bekannten des fürstlichen Hauses zu Ohren komme...

Er wußte sehr gut, was er tat. Denn alle Welt erzählte sich, daß sich Herr v. Kögel für die Prinzessin Alma geschlagen habe und die Familie des Fürsten Egon hielt am Abende Familienrat darüber, was jetzt zu geschehen habe.

Auch der Onkel v. Kögels, Baron Dühren, erfuhr von dem Duell; Baron Dühren war der größte Stallkonkurrent Graf Dornbirns auf dem Wiener Turfe und hatte gar nichts dagegen, daß der hochmütige Graf von seinem Neffen einen kleinen Denkzettel erhalten. Ja, er ließ sich sogar herbei, Oberleutnant v. Kögel auf die Fürsprache des Erzherzogs Johann, die dieser ihm seinerzeit zugesagt, in den Besitz seiner Güter in Steiermark noch bei Lebzeiten einzusetzen. Diese Tat des alten Sportsman war allerdings nicht von den edelsten Motiven diktiert.

Aber es ist im Leben mehr als einmal der Fall, daß selbst das Gefühl der Selbstsucht jemanden zu einer scheinbar uneigennützigen Tat verleitet, wievielmehr erst das Gefühl befriedigter Rachsucht. Baron Dühren hatte für alle, selbst die wackersten Taten seines Neffen nie auch nur die geringste Aufmerksamkeit gehabt.

Als Herr v. Kögel einen alten Herrn und eine Dame vor Jahren mit eigener Lebensgefahr aus den reißenden Fluten der Ems gerettet, hatte er ihm auch nicht mit einem Wort seine Gutheißung dieser schönen Tat ausgedrückt. Jetzt aber, als er hörte, Oberleutnant v. Kögel habe jenem Manne, der ihn mit seinen Rennpferden so oft übertrumpfte, ein Leid zugefügt — erwachte plötzlich eine große Zärtlichkeit in der Brust des alten Sonderlings und er übermachte ihm das große Erbteil.

Nun konnte von Kögel frei und offen auftreten; nun war er reich genug, um seiner angebeteten Alma ein ihrer würdiges Heim bieten zu können und kein spöttisches Achselzucken seitens des Fürsten befürchten zu müssen.

Er wurde auch gar nicht so übel aufgenommen mit seiner Werbung. Der Fürst überlegte, daß die hohe Gesellschaft den Namen von Kögels mit dem seiner Tochter ohnehin bereits in Verbindung gebracht hatte und daß schließlich Herr v. Kögel jetzt nicht der schlechteste Schwiegersohn sei.

Die Fürstin, der von Kainzel das eigentliche Duellmotiv mitgeteilt worden war, und die aus der verzweifelten Besorgnis ihrer Tochter auf die Größe ihrer Liebe zu schließen gelernt hatte, begann nachgerade gleichfalls die Geradheit des Charakters von Kögels' zu erkennen und zu schätzen, und so kam es, daß drei Wochen, von dem Tage des Duells gerechnet, Alma und von Kögel glückliche Brautleute waren.

Milly war hocherfreut darüber, daß der wackere Offizier endlich an sein Ziel gekommen war, als ihr Erzherzog Johann dessen Verlobung mit der Prinzessin Alma mitteilte.

„Schade nur, daß v. Kögel uns jetzt verlassen wird", sagte sie zu dem Erzherzog.

„Ja, um einen solchen Preis — was ließe man da nicht alles!" war die Erwiderung des Prinzen. „Uebrigens — v. Kögel hätte sowieso nicht lange bei uns bleiben können."

„Wie meinst du das, Johann?"

„Weil ich endlich ins Klare kommen will.... Nächste Woche reisen wir nach Zürich ab. In dem Luftkreise der gewaltigen Gebirgsnatur will ich neue Kraft zu neuem Leben trinken..."

„Neues Leben..." sagte Milly, träumerisch ihren Arm um den Nacken ihres Geliebten legend, neues Leben.... Oh, welch eine Erlösung liegt in diesem Worte!...."

„Und sie wird nicht lange mehr auf sich warten lassen, mein Lieb, die Erlösung. Gewiß, du darfst den Mut nicht verlieren. Du armes, süßes, teures Lieb — du opferst mir alles, dein Glück, deine schönste Jugend — drei Jahre bist du mir zur Seite, und grollst mir nicht...."

„Ich dir grollen?... Und gibt es denn ein Glück für mich außer deiner Liebe?... Oh, wenn ich bedenke, was aus mir geworden wäre, wenn du mich nicht zu dir erhoben hättest... Niemals hätte ich dem gleißenden, falschen Theaterflitter entrinnen können, dieser Welt von Aeußerlichkeiten und Truggestalten... Oh, wie un-

glücklich wäre ich jetzt ohne den guten Vater, der mich so sehr geliebt, ohne eine Stütze auf dieser abschüssigen Bahn ..."

„Ja denn, es ist gut so, mein Kind. Und bald — bald wird es ganz gut sein ..."

„Es wäre aber auch schon Zeit, endlich", sagte, sich über ihre eigene Kühnheit verwundernd, Frau Stubel, die soeben in das Zimmer getreten war.

Der Erzherzog lächelte über die-

„Jawohl, Mutter Stubel, bald — bald werden wir alle glücklich sein".

sen Zwischenruf und erwiderte nur ruhig, FrauStubel freundlich zunickend:

„Jawohl, Mutter Stubel, bald Orth! ... Sie wissen gar nicht, wie mich die Neugierde plagt, das heißt nicht einmal die Neugierde, die Teilnahme um Sie, um meine Tochter, um uns alle. Oh, wenn von hier, ruhig, friedlich, glücklich ..."

35. Kapitel

Was im Groschenpalais vorgeht

Baron Karl Dunkelstein hatte große Erfolge errungen. Er hatte überall triumphiert und sein Prestige bei der russischen Regierung befestigt.

Der Battenberger war ein Privatmann geworden, das wichtigste Werkzeug der den Umsturz herbeiführenden Intrige, die Gräfin Fjordenson, unschädlich gemacht. Erzherzog Johann, der einzige Faktor, der der russischen Politik hätte gefährlich werden können, seines Einflusses beraubt.

— bald werden wir alle glücklich sein."

„Wenn Sie nur ein Sterbenswörtchen über das „Wie" verraten möchten, Herr Erz ..... Herr ich es erleben könnte, daß Sie. Herr Erz ...., Herr Orth und meine Milly ein Paar würden — das wär', Gott steh' mir bei, der schönste Tag meines Lebens."

„Das wird für uns alle der schönste Tag werden und vertrauen Sie nur mir — ich blicke in die Zukunft — kein Jahr wird es dauern und er wird da sein dieser Tag. Ich sehe mich in neuen Welten vereint mit Milly, entrückt dem gehässigen Getriebe der Kreise, die Unfrieden in meine Brust gesät; ich sehe mich an Millys Seite als einfacher, gerader Bürgersmann, entkleidet des fürstlichen Flitters, der mir so wenig Glück gebracht, fern von jenem Glanze, der wohl zu blenden, aber die Macht des Ungücks und

des Elneds auch nicht mit einem Strahle zu erhellen vermag, fern.

Ja, der Baron, der seine Machinationen gerne auf persönliche Motive zurückführte, sagte sich, daß er die Demütigungen, die der Prinz ihm zugefügt, mit den schweren Seelenkämpfen, die derselbe zu überstehen gehabt, reichlich heimgezahlt hatte. Er hatte eine Saat von Mißgunst, Haß, Neid und Böswillen ausgesät und sie war üppig in die Halme geschossen und Jammer, Unglück, Elend und Tod war aus ihr entstanden.

Und er, Baron Dunkelstein, stand unerschüttert im Zenite seiner Macht, seines Ansehens bei Hofe und überall, wo man ihn kannte. Jedermann hielt gut Freundschaft mit dem einflußreichen Manne; er hatte Geld im Ueberflusse und fühlte sich sicherer denn je.

Er blies die Rauchwölkchen seiner Havanna zur Decke seines Zimmers empor und dachte...

Er wußte selbst nicht, wieso, — aber seine Gedanken führten ihn zurück in eine längstentschwundene Zeit, in eine Zeit, die er längst für vergessen gewähnt...

Er sah einen lachenden, blauen Himmel vor sich, eine blumige Küste mit grünen Fluren und malerischen graublauen Felsen, die tief in das Meer hineinragten ... Das Meer — das Meer wehte ihn an mit seiner frischen, salzigen Brise und gierig sog er den Duft ein und jugendlicher kreiste das Blut in seinen Adern.

Und er sah ein junges lustiges Geschöpf vor sich stehen, eine kleine Madonna mit nachtschwarzen Augen, trällernd wie ein Singvogel. Zwei weiche Arme umschlossen ihn und heiße Lippen drückten sich auf die seinen... Und dann ein Schreckensruf: „Nani kommt! ... Nani, mein Mann!..“ Ein kurzer Kampf und alles war vorbei, versunken in die schwarze Nacht, die ihn, den Flüchtigen unter ihren Fittigen verbarg...

Oh — was war es doch, das ihn an diese dummen, alten Geschichten denken ließ, jetzt gerade, wo er triumphierend seinen Weg ging, wo neue Jugend, neue Liebe in sein Herz gezogen...

Anina!... War es vielleicht dieserName,der in ihm die Bilder seiner Reisen im Süden wachrief? ... Ah bah — einerlei... Weg mit diesen törichten Grübeleien! Ists nicht genug, an die Gegenwart zu denken, wenn sie so schön ... Ja, Anina war schön, herrlich schön, und er war noch nicht alt genug, um dies nicht zu sehen.

Sie sollte, sie mußte sein werden!... Wer würde ihn hindern daran?... Anina selbst?... Und weshalb sollte sie ihn nicht lieben können?... Er war noch immer eine elegante Figur, zehnmal interessanter als Rahl mit seinem Künstlerkopfe... Und er, der Baron, hatte ihr ja stets eine große Sympathie eingeflößt.

Allerdings, seitdem das Mädchen sich in seiner Gewalt wußte. war dies anders. Aber dies war nur sehr natürlich und konnte gar nicht anders sein. Sie wußte jetzt, daß die Wessels auf den Befehl des Barons gehandelt hatten. als sie sie in ihre Wohnung lockten und dort gefangen hielten. Der Schrecken, das Bewußtsein,

von ihren Lieben getrennt und eine Gefangene zu sein, konnte sie nicht sehr günstig stimmen für den Baron. Sie hatte sich sogar sehr trotzig gezeigt gegen ihn. Auf seine glühendsten Liebesbeteuerungen hatte sie keine Antwort gehabt. Stumm, unbeweglich war sie in dem Zimmer, das ihr jetzt in den unterirdischen Räumlichkeiten des Groschenpalais zum Wohnsitze diente, auf der großen Chaiselongue, die ihr der Baron zu ihrer Bequemlichkeit hatte dahin bringen lassen, dagesessen und hatte Dunkelstein mit ihren großen, tränenschweren Augen mit wortlosem Vorwurfe ins Angesicht gesehen, daß dieser unwillkürlich seinen Blick abwenden mußte....

Aber dies konnte nicht lange so dauern, schließlich würde sie einsehen lernen, daß es am besten wäre, sich seinen Wünschen zu fügen. Sie mußte sich gestehen, daß sie hier bis ans Ende ihrer Tage würde verbleiben können, ohne entdeckt zu werden und daß es daher denn doch viel besser wäre, in Gesellschaft des Barons bei Nacht und Nebel Wien zu verlassen, um in fremde Lande zu gehen und dort mit ihm das Wohlleben einer vornehmen, reichen Dame zu führen, wie er es ihr ja auch bereits vorgeschlagen hatte.

Da unterbrach der Eintritt Wessels seinen Gedankengang.

„Nun, wie geht es unserer schönen Gefangenen? fragte ihn der Baron.

Dieser zuckte verächtlich die Achseln.

„Was geht dem Trotzkopf ab? ... Könnte bald glücklich sein und im Golde wühlen. Aber derlei Zierpuppen wollen stets ihren eigenen Willen haben und meinen, Gott weiß was, wenn ihnen jemand wohl will, von dem sie es nicht erwarten. Hat ihr meine Mutter das Zimmer da unten, wo ich mich einst aufgehalten, nicht aufs beste und schönste eingerichtet? Fehlt ihr etwas an Speise und Trank? Und dennoch sitzt sie oft den ganzen Tag lang und ißt keinen Bissen. Sollte sie nicht froh sein mit einer so angenehmen Gesellschaft, wie der Ihrigen, Herr Baron?... Und dennoch ist und bleibt sie trotzig und stumm..... Ein so liebenswürdiger Kavalier, wie Baron Dunkelstein..."

„Lassen Sie das, Wessel... Sie scheinen heute in besonders devoter Laune zu sein und da Sie selten etwas ohne Absicht tun, so verursachen Sie damit nur, daß ich mir den Kopf zerbreche, um herauszubekommen, was Sie eigentlich wollen; die versprochenen fünftausend Gulden habe ich Ihnen doch längst eingehändigt..."

„Ich glaube, diese fünftausend Gulden waren nur für die Habhaftwerdung des schönen Täubchens ausgesetzt und diesen Preis habe ich redlich verdient", sagte lauernd Wessel.

„Ach — Sie lieblicher Schäfer Sie, wußt' ichs doch, daß es jetzt kommen würde. Also auf wie hoch berechnen Sie sich die Pflege, Kost, Quartier, kurz den ganzen Unterhalt Aninas?"

„Du mein Gott — wie hoch?... Ich für mein Teil, wäre ja gerne geneigt dazu, die fünftausend Gulden mit in den Kauf gehen

zu lassen, aber meine alte Mutter hat damit Plage und Ausgaben die Menge. Der heimliche Aufenthalt verteuert ihre Erhaltung beträchtlich und ich glaube, daß ich nicht hoch greife, wenn ich ihre Pension, die Gefahr und die Plage auf, auf — sagen wir — weitere fünftausend Gulden berechne."

Der Baron sah dem habgierigen Schurken kalt und gleichgültig in die Augen, dann erwiderte er:

„Gut, Ihr sollt das Doppelte haben, ja noch mehr, viel mehr sogar, aber es handelt sich wieder um einen nicht ganz ungewöhnlichen Auftrag, den zu erfüllen Ihr hoffentlich im eigenen Interesse nicht anstehen werdet. Ein zweiter Rahl ist — uns erstanden ... Kommissär Weintrieb schleicht tagsüber sehr oft, viel zu oft um das Groschenpalais herum. Es könnte nicht schaden, wenn Ihr, Sie und Keil, der Drechsler, ihn aufs Korn nehmen wolltet, so wie Ihr es mit seinem Vorgänger getan ...

Wessel strich sich mit großer Entschlossenheit über das lange, spitze Kinn.

„Wenns weiter nichts ist", sagte er, seine Finger knacken lassend, als wollte er bereits an die Arbeit gehen, „das kann bald geschehen."

„Unterschätzen Sie den Mann nicht", warnte der Baron. „Er dürfte Ihnen mehr Arbeit geben, als Sie vermuten; er ist schlau wie ein Fuchs und kräftig wie ein Bär, das habe ich wahrgenommen, als er mir einen Besuch abstattete."

„Ah bah, als ob unsereins auf den Kopf gefallen wäre und nicht auch seine rechtschaffenen Knochen hätte... Wenn Keil mir nur recht zur Seite steht, so wollen wir es schon machen... Allerdings ist Keil in der letzten Zeit nicht ganz der alte. Sein Schwiegersohn, der Wirt Juringer, geht ihm im Kopf herum, aber ein gutes Angeld und die Sorge um seine eigene Haut wird ihn schon munter machen."

„Gut, gut — das „Wie" ist meine Sorge nicht... Jetzt aber will ich ein wenig selber nach der Wildtaube sehen, wie Ihr Anina gar nicht schlecht benannt habt."

Anina saß in derselben Zeit in dem unterirdischen Zimmer des Groschenpalais in einem Fauteuil, der aus der Wohnung Wessels stammte. Das arme Kind war bleich und abgehärmt, aber in den lebhaften Augen Aninas war der blitzende Strahl der Energie nicht erloschen, war keine Spur von müder Resignation zu lesen.

Sie lag halb in dem Fauteuil, aber ihr Geist ruhte nicht und beschäftigte sich eifrig damit, einen Plan ausfindig zu machen, der sie mit der Außenwelt wieder in Verbindung bringen könnte. In dem Gelasse da unten war es so stille wie in einem Grabe. Wenn Wessel oder der Baron oder die Alte sich nahte, hallten ihre Schritte bereits von weit her.

Dies diente ihr zu zwei Dingen: Erstens benachrichtigte sie dieses Geräusch von dem Nahen eines ihrer Widersacher, so daß sie nicht überrascht werden konnte und zweitens führte es sie auf die Spur der Ausgänge. Sie wußte, daß es deren gab, durch einen

Gang war sie hiehergeführt worden; durch diesen kamen auch die Wessels zu ihr.

Derselbe führte also offenbar in die Wesselsche Wohnung, ebenso, wie der andere, in der entgegengesetzten Richtung, durch welchen der Baron stets eintrat, in die Wohnung Dunkelsteins. Außerdem war noch ein dritter Ein-, resp. Ausgang vorhanden, den der Baron, sowie Wessel hie und da gemeinsam benützten und von dem sie — derselbe endete oben in der Fechtschule — nicht wußte, wohin derselbe münde.

Jedenfalls aber, sozusagen instinktiv, weckte dieser Weg in ihr das größte Vertrauen und sie beschloß daher, ihr Augenmerk besonders auf diesen Weg zu richten.

„Wie" — das war allerdings eine überaus schwierige Sache. Alle drei Gänge waren mit Türen verschlossen, die sich nach dem Oeffnen ganz geräuschlos schlossen und hiedurch die Flucht unmöglich machten.

Aber Anina ließ sich nicht abschrecken durch diese Schwierigkeiten und setzte in aller Stille ihre Beobachtungen fort. Lange Zeit schien ihr jedes Sinnen vergeblich... Wie sollte sie durch diese dicken Mauern hindurch, durch die fest verschlossenen Türen den Weg zur Freiheit finden können? ... Und doch, seit den letzten Tagen war sie auf eine Idee gekommen, die ihr nicht unausführbar schien.

Sie hatte gesehen, daß sich die Türen mit mäßiger Geschwindigkiet schlossen. Es war also möglich, dazwischen zu treten und sich noch rasch durchzuzwängen... Nein, das ging nicht an, denn einer ihrer Gefängniswächter ging ja wenige Schritte voran und hätte eine Flucht verhindern können.

Aber Anina hatte einen ganz anderen Plan. Sie wollte nichts, als einen kleinen harten Gegenstand, einen Schlüssel, den sie bei sich trug, unauffällig und rasch zwischen die Türe und die Schwelle schieben, natürlich in dem Momente, als ihre Peiniger sich entfernten. Dies würde die Türe verhindern, in das Schloß zu fallen und wenn sie ruhig wartete, so konnte sie dann die Türe vielleicht weiter aufstemmen und ihren Fluchtversuch beginnen.

Wohin? Das wußte sie selber nicht. Auch war ihr klar, daß dies nur bei dem dritten Ausgange, dem gemeinsamen, wie sie ihn in Gedanken nannte, möglich sein konnte. Das heißt, sie hoffte es mit bangender Furcht, daß diese Hoffnung nicht zuschanden würde.

Und dieser Lichtstrahl, den diese Hoffnung in ihren Kerker fallen ließ, machte sie stark und besonnen.

Sie gewann es über sich, sich vorzunehmen, den Baron zum Scheine freundlicher entgegenzukommen, um keinen Argwohn bei ihm zu erwecken, ja, im Gegenteil, diesen schrecklichen Mann, der ihr, diesem armen, unschuldigen Wesen, das sich mit solcher Sympathie an ihn angeschlossen eine solch' niederträchtige Falle gelegt hatte, ganz sicher zu machen.

Sie nahm es sich vor — aber trotz ihrer Anstrengungen war sie bisher nicht imstande gewesen, dem Baron, der sie von ihren Lieben losgerissen und ihr einen solch' tiefen Schmerz zugefügt, freundlich entgegenzukommen. Und doch,

es mußte sein, wenn sie ihren geliebten Hans, ihren Bruder und alle ihre Lieben jemals wiedersehen wollte...

In diesem Augenblicke, da Anina sich dies zum zehnten Male vielleicht wiederholte, hörte sie wieder Schritte aus einem der unterirdischen Korridore hallen. Sie horchte aufgeregt, aus welcher Richtung der Schall käme, aber zu ihrem Mißvergnügen nahm sie wahr, daß die Richtung die Wohnung des Barons andeute.

Gleich darauf trat auch der Baron zu ihr in das Gemach.

„Wie gehts, meine Kleine?“ sagte er, das Mädchen wohlgefällig betrachtend, „noch immer so ungehalten?“

Anina, die bisher nur eine Antwort gehabt: „Lassen Sie mich ziehen, Herr Baron!“ wandte ihm ihr Gesicht zu:

„Ich bin nicht ungehalten, Herr Baron, es schmerzt mich nur, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe.“

„Getäuscht?...“ sagte der Baron, angenehm berührt von dem freundlichen Tone in der Stimme Aninas. „Ja aber, ich sagte ja Ihnen unzählige Male, daß ich Sie liebe, leidenschaftlich liebe und Sie glücklich machen will, wie Sie es nicht in Ihren kühnsten Träumen gedacht. Sie haben mir früher viel, viel Sympathie bezeugt und das hat mein Herz, das an Haß und Feindseligkeit gewöhnt war, erfreut und erquickt, als wäre aus einem Jugendbrunnen der Schönheit, der Jugend und der Liebe ein Strahl auf dieses tote Herz gefallen und hätte es neu belebt. Oh, wenn mein Haar auch bereits zu bleichen beginnt, noch kann ich jung und feurig fühlen... Ich weiß nicht, Anina... Die schönsten Weiber dieser Erde sind an mir vorbeigezogen, ich hätte nur die Hand ausstrecken müssen nach ihnen: aber keine vermochte mich länger zu fesseln, als bis die Sonne einmal auf- und einmal unterging, bis auf Eine... bis auf Eine, ein märchenhaft schönes Weib, vor Jahren, das längst im

„Weshalb halten Sie mich denn gefangen hier?“

kühlen Grabe liegt und bis auf dich, auf dich, Anina, die mein Blut entzündet hat, daß es wie flüssige Glut durch meine Adern rollt.“

Anina senkte den Kopf bei diesen eindringlichen Worten und flüsterte nur:

„Weshalb halten Sie mich denn gefangen hier?“

„Du hältst mich in Banden mit

deiner Schönheit, Anina. Baron Dunklestein, dessen höchster Ehrgeiz schon seit Jahren war, die Fäden der Politik in seiner Hand zu vereinen, girrt zu den Füßen eines kleinen, unschuldigen Mädchens ... Weißt du, Kind, wie rasend diese Leidenschaft sein muß, die einen nüchternen Mann, wie mich, derart verblenden kann. Und ich flehe doch nur um das, was mir mit Gewalt zu erlangen ein leichtes sein würde."

Anina schauderte unwillkürlich, als sie in die glühenden Augen des Barons blickte, dieser aber fuhr, ihre zitternde Hand ergreifend, hastig fort:

„Ich weiß nicht, mir ist, als hätte ein Fieber meinen sonst so klaren Kopf verwirrt, seit ich dich gesehen. Ein unbekanntes Etwas zog mich zu dir hin und verwirrte meine Sinne. Mir war, als hätte jemand ein geheimes Band um uns geschlungen, das uns immer inniger verknüpfte. Deine Stimme schlug schmeichelnd und bekannt an mein Ohr; ein schaurig süßes Wonnegefühl durchströmte meinen Körper und brachte mich zu den Wonnen längst verschwundener Stunden zurück... Anina, ich liebe dich... Liebe mich auch nur ein wenig, ein klein wenig... Wir wollen fort in ein fremdes Land, dort, wo du Rahl in den Vergnügungen eines dir neuen, glanzvollen Lebens vergessen wirst... Komm mit mir, Anina, und ich werfe meine ganze, Haß atmende Vergangenheit in den tiefen Abgrund des Vergessens und flüchte mit dem Schatze, der mein eigen, in eine rosige, glückliche Zukunft. Willst du, Anina?..."

Anina sprach kein Wort. Es war dem armen Mädchen entsetzlich schwer, den Ton der Verstellung zu treffen. Sie schwieg daher, und Baron Dunkelstein wiederholte noch einmal:

„Willst du, Anina?..."

Da hob sie den Kopf wieder und mit einem festen Entschlusse alle ihre Kraft zusammennehmend sagte sie, indem sie an Hans Rahl dachte: „Ich will!"

Der Baron brach in einen Jubelruf aus.

„Oh du Gute, Süße, Teure — ich wußte es ja, daß auch du mir stets eine warme Zuneigung schenktest. Oh wie glücklich, wie unendlich glücklich hast du mich gemacht!... Wie werde ich dir zeit meines Lebens dankbar sein hiefür... In wenigen Tagen bereits, in ein-, zwei Wochen werden wir Wien den Rücken kehren und ferne Gestade aufsuchen. Bis dahin ist es noch notwendig, meine Teure, daß du hier in diesem Gemach bleibst, doch soll dir nicht das Geringste mangeln, wenn du einen Wunsch hast. Bald — bald wirst du frei sein, mein Liebchen."

Sie hatte auf diese Herzensergüsse nichts als ein Kopfnicken. Was hätte sie auch sagen sollen... Sie fürchtete, sich zu verraten und schwieg... So schieden sie voneinander.

36. Kapitel

Wieder auf Schloß Orth

Wieder war es Frühling geworden. Die alte Erde schmückte sich mit dem grünen Kleide der Wiesen und Wälder. Die gefiederten Bewohner der Luft zwitscherten

dem Lenz ihre fröhlichsten Willkommlieder entgegen. Der Morgen war noch frisch und etwas kühl und ein silberner Tau badete Feld und Flur und die heißen Stirnen eines jungen Paares, das sich auf dem Wege von Gmunden dem Schlosse Orth nahte.

Es war der Erzherzog und seine Braut Milly Stubel... Sie hatten auf dem Wege nach der Schweiz in Gmunden halt gemacht, denn Johann wollte seine Mutter besuchen, die greise Erzherzogin Margarete von Toskana, um Abschied zu nehmen von ihr für seinen neuen Lebensweg.

„Du kommst mit mir Milly", hatte er zu seiner Braut gesagt, „ich will, daß meine Mutter dich kennen lerne, mein Lieb, auf daß sie meine Kämpfe, meine Entsagungsfreudigkeit zu verstehen wisse."

„Oh, Johann, ich wage es nicht, vor die hohe Frau hinzutreten", sagte zaghaft Milly.

„Die Braut Johann Orths hat vor niemandem Scheu zu hegen. Und glaube mir, mein Lieb, meine Mutter wird dir alles eher denn Furcht einflößen. Das ist eine gütige, engelsmilde Frau mit einem warmfühlenden Herzen, das nur für ihr Kind pocht. Sie wird dich mit offenen Armen empfangen."

So schritten sie denn am frühen Morgen dem stolzen, alten Stammschlosse des Erzherzogs zu, Arm in Arm, schweigsam und doch beredt. Sie verstanden sich, wenn ihre Augen sich trafen, wenn sie einen leisen Armdruck wechselten, wenn ihre Schritte, als sie dem Schlosse näher kamen, sich unwillkürlich verlangsamten.

Milly kannte die Großherzogin nur aus den Schilderungen ihres Sohnes. Daß ein Sohn seine Mutter mit anderen Farben schildert als ein Fremder, das ist eine nur zu natürliche Sache. Oh, wenn sie in der Großherzogin eine adelstolze, steife Dame finden sollte, die sie, die arme Bürgerliche, zurückstoßen, als Verführerin ihres Sohnes aus ihrem Hause weisen würde — grundgütiger Gott, wie würde sie diesen Moment ertragen können, diesen Moment, der tiefsten Beschämung und Erniedrigung, diesen Moment, in dem die Flamme der Zwietracht aufflakkern müßte ihretwegen zwischen Mutter und Sohn!...

Gerne hätte sie Johann bestimmt, sie zurückzulassen, aber sie kannte seine Entschlossenheit und fürchtete, ihn durch ihre Zaghaftigkeit unnützerweise zu kränken.

Sie verschloß daher ihre Befürchtungen still in ihrer Brust und sprach kein Wort. Aber Johann schien ihre innere Unruhe dennoch zu erraten, denn im Schlosse angelangt, sagte er zu dem Kastellan, der ihm ehrerbietig entgegengekommen war:

„Grüß Gott, mein lieber Friedberg, ist das Wartezimmer in Ordnung?"

„Gewiß, kaiserliche Hoheit".

„Gut, so lassen Sie diese Dame einstweilen dort eintreten".

Und zu Milly gewendet, fügte er halblaut hinzu: „Du wirst dort, mein Lieb, warten, bis ich dich holen komme. Ich will die Mutter vorerst vorbereiten".

Mit klopfendem Herzen nahm das junge Mädchen im Wartesalon Platz. Sie betrachtete die Ge-

mälde und Kunstgegenstände ringsum und die fürstliche Pracht schnürte ihr geängstigtes Herz nur noch mehr zusammen.

Indeß hatte sich Erzherzog Johann zu seiner Mutter begeben. Die Großherzogin, die von seiner Ankunft bereits unterrichtet war, empfing ihn mit zitternder Freude und größter Zärtlichkeit.

„Mein guter, lieber Johann", lispelte die alte Dame, ihn mit ihren Armen fest umfassend, „mein teurer, einziger Sohn, hast du dein Mütterchen nicht vergessen!... Kommst du, wenn auch nach langer Trennung wieder zu ihr, die dich mit Schmerzen geboren und mit der zärtlich hingebenden Liebe eines treuen Mutterherzens aufgezogen, die mit dir gefühlt und mit dir gelitten. Kommst du zu deiner Mutter wieder in traurigen Tagen, um Heilung zu finden für die Glut, die deine Stirne brennt und Trost für die Täuschungen, welche dich ereilt... Oh komm, mein süßer Sohn, in meine Arme und klage, klage mir, was du zu tragen hast... Schwere, düstere Tage sind herangebrochen für das stolze Haus Habsburg, deß' schönste Blüte dahin... Kronprinz Rudolf hat das erlauchte Herrscherpaar allein gelassen auf Erden mit den Mühen und Sorgen der Krone... Er ist nicht mehr, dein edler Freund. Und auch du bist allein, mein Johann, allein in dem bösen Getriebe der gehässigen, selbstsüchtigen Welt... Oh, mein Johann, mein Sohn — was haben sie dir angetan... Wie haben Sie dein armes Herz gekränkt... Oh, daß ich das erleben mußte, an der Neige meiner Tage... Weshalb ließ der Allmächtige mich nicht früher in das Grab steigen? Weshalb mußte ich alte Frau so viel des Leids und Kummers sehen!..."

„Oh, sprecht doch nicht so, gute liebe Mutter. Ihr zerreißt mir das Herz. Mütterchen, Mütterchen, sagtest du nicht soeben: Bei wem sollte ich Trost und Kraft in meinen Leiden suchen, wenn nicht bei dir? Wo sollte ich mich ausweinen, wenn du mir nicht wärest!... Oh, und wenn der Schnee auch deinen Scheitel bleichte, mir ists noch immer, als sähe ich dein schönes jugendliches Antlitz vor mir, Mutter, so wie ich als Kind, als Knabe im Garten an deiner Seite schritt. Und wie das wilde Pferd mich schreckte, und ich mich zitternd in deine Schürze barg, so komme ich auch heute wieder, geschreckt und erschüttert von den mannigfachen Schlägen des Geschicks.

Ich berge mein Haupt in deinen Schoß und rufe: Da bin ich, Mutter, da bin ich, dein Johann, noch immer brav und ehrlich, wie einst... Du darfst auch heute deinen Johann lieb haben".

Und die alte Dame strich kosend über das Antlitz ihres Sohnes und flüsterte unter Tränen:

„Bist du da, bist du bei mir Johann?"

„Ich bin da, um dir alles zu sagen, was meine Brust bedrückt, um dir alles zu eröffnen, aus meinem vergangenen und meinem zukünftigen Lebensweg. Ich weiß es, du wirst mich nicht verurteilen, Mutter, du wirst auch begreifen... Ich bin gekommen, um — mein Haus zu bestellen."

Die Greisin erhob sich mit leb-

haftem Erschrecken, aber Erzherzog Johann fuhr allsogleich fort:

„Oh, fürchte nichts, teure Mutter. Ich steuere meinem Glücke entgegen. Wenn ich mein Haus bestelle, so rechne ich wohl mit der Vergangenheit, doch nicht auch mit der Zukunft ab. Oh nein, im Gegenteil — die Zukunft winkt mir mit den hoffnungsvollsten Zeichen .... Ich bin gekommen, um deine Gutheißung zu erlangen ... Mit dem Hof ist es aus ... Das weißt du und ich, Mutter. Was ich zu tun gedenke, will ich dir sofort sagen, nur vorerst erfülle mir meine Bitte."

„Sprich, mein Sohn, was ist dein Begehren?"

„Es ist kein Begehren, es ist eine Bitte, eine flehentliche Bitte ... Milly ist hier — hier im Schlosse ... Willst du sie nicht sehen, Mutter? ... Willst du ihr nicht ein freundliches Wort geben?"

Die Erzherzogin richtete sich hoch auf und schaute ihrem Sohne einen Moment schweigend in die Augen. Ihr aristokratisches Antlitz hatte einen stolzen, ihr sonst nicht eigenen abweisenden Ausdruck angenommen. Ihre Haltung war unwillkürlich steif und vornehm geworden. Aber nur für einen Moment .... Dann erweichte sich ihr Gesichtsausdruck. Ihre Augen wurden wieder mild und zärtlich. Ein leichter Seufzer entfloh ihren Lippen und leise mit den stillen Triumphe der Selbstüberwindung sagte sie:

„Geh, mein Sohn, bring' mir meine Tochter"

Mit einem Jubelrufe sprang der Erzherzog in die Höhe und umarmte die gute Frau so stürmisch, daß sie, unter Tränen lächelnd, abwehren mußte.

In wenigen Sekunden hatte der Prinz dann seine Braut herbeigeholt.

Mit scheuer Zaghaftigkeit und doch gefaßt, trat das holde Mädchen in den Salon.

Ihre Samtwangen waren von der Farbe des Purpurs übergossen, ihre strahlenden, blauen Augen hatten einen feuchtverklärten Glanz.

Mit anmutiger Verbeugung schritt sie auf die Fürstin zu, beugte demütig ihr schönes Haupt auf die Hände der Großherzogin herab, die sie ergriff und mit zitternder Ehrfurcht an ihre Lippen führte. Die greise Großherzogin aber zog sie sanft und liebreich an sich, und sie herzhaft auf ihren kirschroten Mund küssend, rief sie halblaut zu der Beglückten, die ihr zu Füßen fallen wollte: „Hier, meine Tochter, an meiner Brust, nicht zu meinen Füßen, ist dein Platz! ..."

Und in das vielgeprüfte Herz Millys zog ein so wonnevolles Gefühl des Glücks und der Freude ein, daß sie sich nicht länger zu fassen vermochte und in ein heftiges, wohltätiges Weinen ausbrach.

„Oh, meine Fürstin", flüsterte sie, von Schluchzen unterbrochen, „wie gut, wie engelgut sind Sie. Wie unendlich glücklich haben Sie mich armes Mädchen gemacht."

„Ei, ei, mein Kind", scherzte die liebenswürdige Dame, ihr die Tränen aus dem erhitzten Antlitze streichend, „mein Sohn soll dich glücklich machen, nicht aber ich,

alte Frau, die Euch höchstens ihren besten Segen mitgeben kann."

Und zu Johann gewendet, fuhr sie fort: „Du hast recht getan, mein Sohn ... In einer solch' schönen Hülle muß auch ein edler Kern sein."

Der Erzherzog ließ sich vor seiner Mutter auf die Knie nieder und bedeckte ihre Hände mit heißen Küssen der Liebe und Dankbarkeit.

Nun war er ruhig, vollkommen ruhig. Das Leben konnte ihm keine neue Bitternis mehr bringen. Er sah der Zukunft mit Festigkeit entgegen.

Und in fröhlicher Eintracht blieben sie so bis in die späten Abendstunden beisammen ...

Am nächsten Tage — das Brautpaar hatte bis dahin die Gastfreundschaft der Großherzogin genossen — begann der Prinz nach dem Diner folgendermaßen:

„Mit dem Abendzuge fahren wir nach Zürich ab. Ich will nur noch die Post abwarten hier. Nicht als ob es mich fortdrängt von hier, Mütterchen, im Gegenteil, ich wollte, ich könnte bis an das Ende meiner Tage bei dir bleiben. Aber es bleibt mir keine Wahl. Mein Entschluß steht unwiderruflich fest. Meine Widersacher bei Hofe haben gesiegt; ich bin nichts mehr, ausgestoßen aus der Armee, unbeachtet und verbannt ... Gut denn, mag es sein ... Ich will nichts mehr von dort. Ich hoffe nichts mehr von dort. Und Gnade will ich noch weniger. Gnade läßt man dem Verbrecher angedeihen und ich fühle mich rein und schuldlos ... So will ich denn selber den Weg betreten, auf den man mich gehetzt hat, wie ein Wild, so will ich selber die schwachen Fäden auseinanderschneiden, die mich noch an dieses häßliche Getriebe fesseln .... Ich will in die Ferne gehen, weit, weit weg von da, über das Meer hinüber, doch nicht allein, sondern mit Milly, mit meinem trauten Weibe, um mir dort ein neues Haus, einen neuen Herd zu gründen, einen einfachen, bürgerlichen Herd ganz allein, aus eigener Kraft ... Ja denn, Mutter, ich werfe den falschen Flitter der Fürstenkrone, die nur zum Scheine noch mein Haupt umstrahlt, von mir. Ich will ein einfacher Bürgersmann werden, der sich selber sein Haus baut, der ehrlich mittun hilft zum Erwerbe des Lebens, der sein redlich Teil Arbeit dazu gibt zu dieser Welt. Ich will an der Seite meiner Milly mir selbst mein Schicksal schmieden mit starker Hand und es nicht mehr dem Zufall meiner Geburt verdanken ... Man wird spotten über mich, man wird mich verlachen, verhöhnen, verdammen, mich einen verrückten Schwärmer heißen, aber das wird mich nicht hindern auf meinem Wege und in meinem Glücke. Das, jawohl, das wird mein Glück und meine Wonne sein und die Achtung der Wenigen, die mich kennen, so wie ich bin. Deine Zärtlichkeit und Millys Liebe werden meine Seligkeit sein auf Erden."

Der Erzherzog schwieg; Milly schmiegte sich voll liebevoller Sehnsucht an ihren Geliebten ... Die Großherzogin schaute mit wehmütiger Bewunderung auf diesen Sohn, in dem das Blut der Habsburger kreiste und der an edelmü-

tiger hochsinniger Denkungsart der Ersten einer war...

„Ja, mein Sohn", sprach sie endlich, seine Hände drückend, „so tief es mich auch schmerzen mag, es ist gut so... So wehe mir auch dieser Abschied tut, es ist ein braver, wackerer Gedanke das...! Aber nur eines, mein teurer Johann, mußt du mir zugestehen... Warte mit der Ausführung dieses Entschlusses nur noch einige Zeit. Verweile inzwischen in Zürich mit Milly und gedulde Dich eine Weile... Der Schmerz, der den Monarchen betroffen, ist noch zu neu und zu gewaltig... Und dann — weißt Du, das mußt Du mir alten Frau schon zugute halten — aber ich hoffe noch immer auf einen versöhnlichen Schluß..."

Der Erzherzog lächelte schwermütig. „Gerne will ich Dein Verlangen erfüllen. Ich warte noch — wenn auch nicht lange mehr, liebe Mutter."

„Deine Zärtlichkeit und Milly's Liebe werden meine Seligkeit sein auf Erden".

Die Ankunft der Post unterbrach ihr Gespräch. Von Oberleutnant von Kögel fand sich ein Brief an den Erzherzog vor.

Es war eine Nachricht, die den Prinzen nicht wenig bestürzte: die militärischen Pläne und Zeichnungen, die unter seiner, des Erzher-

zogs Leitung in Linz ausgearbeitet worden waren und die er nach seiner Enthebung im gemeinsamen Kriegsministerium deponiert hatte, waren gestern nacht von dort spurlos verschwunden.

Es war sicher, daß hier eine verbrecherische Hand im Spiele gewesen,wenn man auch keinenAnhaltspunkt dafür hatte, wohin die entwendeten Dokumente, die Dinge von hoher strategischer und militärpolitischer Wichtigkeit enthielten, verschwunden sein könnten Die Polizei hatte insgeheim die eifrigste Untersuchung eingeleitet.

Der Erzherzog war heftig erschrocken, als er den Brief zu Ende gelesen. Das war in der Tat eine höchst unangenehme, nein, mehr als das, eine peinliche Affäre. Ganz abgesehen von der Bedeutung und Wichtigkeit der Papiere, war es ihm doppelt unangenehm, daß gerade die von ihm gefertigten Pläne aus dem Ministerum entwendet worden waren. Er fürchtete zwar keinen Augenblick, daß auch die niedrigste Verleumdung es wagen würde, deshalb seinen Namen mit dieser Verbindung auch nur zu erwähnen, aber immerhin war seine Situation hiedurch gerade nicht erleichtert worden.

Er beschloß daher, die Gründe nur leicht andeutend, vorerst nach Wien zurückzureisen und sich erst später — er wollte dort die Resultate der Untersuchung abwarten — nach Zürich zu begeben.

37. Kapitel

Der erste Verdacht

Der kleine Gusti hatte unter der sorgsamen, aufopfernden Pflege seiner Schwester Sabine seine Gesundheit wiedererlangt und durfte, wenn auch blaß und schwach, das Krankenbettchen wieder verlassen. Mehr hatte man durch ihn über das Verschwinden Aninas doch nicht erfahren können, ja Professor Widerhoffer hatte sogar sowohl Hans als auch Pietro die den Kleinen mit ihren Fragen nach Anina plagten, entschieden verboten, auf diese Weise ihre Nachforschungen fortzusetzen, wenn sie nicht wollten, daß Gusti, der bei der Erinnerung an die „Hexe vom Wienerwalde“ stets in heftige Erregung geriet, wieder ernstlich krank werde.

So nahmen die Recherchen nur einen sehr schleppenden Fortgang und zwar umso mehr, als Kommissär Weintrieb seit den letzten Tagen auch mit einer zweiten geheimnisvollen Affäre beschäftigt war. Diese Angelegenheit, von der der Familie Rahl nichts Näheres bekannt war, und die Weintrieb in die Hand genommen, war die Eruierung der Dokumentenräuber im Reichskriegsministerium. Während der Kommissär sonst allabendlich bei den Rahls vorgesprochen und den Betrübten Trost gespendet hatte, erschien er jetzt, da ihm wenig Zeit blieb, kaum einmal in der Woche bei ihnen.

Die Stimmung in der Familie war ebenso gedrückt, als die Pietros, der ganz verzweifelt umherwanderte oder sich stundenlang allein in sein Museum einschloß und über die abenteuerlichsten Pläne nachbrütete.

Der Leser weiß bereits, daß Sabine dem stillen Manne stets eine besondere Gewogenheit gezeigt; als

sie Gelegenheit hatte, seinen tiefen Schmerz zu sehen, den Pietro über das rätselhafte Schicksal seiner Schwester empfand, steigerte sich diese Gewogenheit zu einer ausgesprochenen Neigung, die sich so aufrichtig offenbarte, daß auch Pietro derselben ansichtig werden mußte.

Und sonderbar — die Neigung des schönen Mädchens, die wenigstens seinem Eigengefühle hätte schmeicheln sollen, verursachte dem merkwürdigen Menschen mehr Pein als Trost. Nicht als ob ihm das liebe Mädchen irgendwie mißfallen hätte — im Gegenteil — aber eine eigentümliche Empfindung ergriff ihn, die er bei seiner unerwiderten Leidenschaft für Milly nie gehabt hatte. Die Empfindung, daß er Sabinens, dieses unschuldigen, reinen Geschöpfes nicht wert sei... Und diese Empfindung, gemischt mit der bei weitem nicht erstorbenen Leidenschaft für die Braut des Erzherzogs — Pietros Herz war nicht gemacht, zum raschen Wechsel — ließen in ihm keine Erwiderung der Herzensneigung Sabinens aufkommen, wenn er dem Mädchen auch für die Zeichen ihrer Liebe und Sympathie aufrichtig dankbar war. Aber er gestand sich in seinem Innern — woran er bei seiner Liebe zu Milly in naturgemäßer Folge der Verhältnisse zu denken gar nicht Gelegenheit gehabt — daß er das Mädchen, wenn er ihr Schicksal an das seinige bände, nur sehr unglücklich machen könnte. Wie sollte auch dieses einfache, ehrliche Wesen an der Seite eines Mannes, der mit allerlei Dunkelmännern in intimem Bunde stand, das gesuchte Glück finden können?

Gewiß, er hatte das Böse nicht des Bösen willen geübt, er hatte den Einflüsterungen seines leidenschaftlichen Herzens Raum gegeben, als er diese Bahn betreten. Ja, er hatte damals die Wahrheit gesprochen, als er dem Baron Dunkelstein gesagt, daß er die Oesterreicher, ihre Politik aus dem Grunde seiner Seele hasse. Er hatte diesen Haß noch in dem Hause seiner Eltern in sich aufgenommen. Sein Vater Nani Giovanni war ein glühender italienischer Patriot gewesen, der Attentäter Oberdank ein Onkel Pietro Giovannis, ein Bruder seiner Mutter. Auch das Rachegefühl für das Unglück seiner Mutter, das ein österreichischer Nobile auf dem Gewissen hatte, seine Liebe für Milly, die ihm ein österreichischer Erzherzog geraubt, trieb ihn in die Arme des Intriganten Dunkelstein, der Oesterreich feindliche Pläne verfolgte.

Wohl, er hatte dem Rachegedanken, seinem patriotischen Chauvinismus nicht selbstlos gedient, er hatte seine Hände mit Sündenlohn befleckt, er hatte Geld genommen... Und doch, er hatte das nicht aus Geldgier getan, wie Wesel... Nein, Pietro Giovanni fühlte oder ahnte stets, daß sein ruheloses Streben nach Rache gegen den Verführer seiner Mutter, gegen den Prinzen Johann, gegen den Erzfeind seines Vaterlandes, wie er Oesterreich in seinem Inneren nannte, ihn einst mit sich fortreißen würde in den finsteren Strudel der Leidenschaft, aus dem es dann kein Entrinnen geben würde.

Und wenn er untergehen würde in diesem Wirbel, wer sollte sich dann seiner Schwester Anina annehmen, die er über alles auf Erden liebte, nicht mit jener Glut, die ihn verzehrte, wenn er das Antlitz Millys sah, sondern mit der reinen, heißen Flamme selbstloser Zärtlichkeit...

Dies war der Grund, weshalb Pietro Goldstück auf Goldstück, Banknote auf Banknote zusammenlegte; und er hatte bereits ein hübsches Sümmchen in einer Vorstadtsparkassa auf den Namen Aninas hinterlegt....

Seit er die Liebe Hans Rahls für Anina wahrgenommen, hatte er beruhigter in die Zukunft geschaut, da er den Maler als einen ausgezeichneten Künstler und wackeren Mann hochschätzte. Seine größte Angst war es seither gewesen, Hans Rahl könnte sich durch seine Nachforschungen, wieso sein Vater das Leben gelassen, den gerechten Zorn des Baron Dunkelstein zuziehen. Er frohlockte darob, daß die Liebe zu Anina alle anderen Gedanken des jungen Mannes in den Hintergrund gedrängt zu haben schienen, und plötzlich kam ihm dann die Katastrophe mit dem Verschwinden seiner Schwester wie ein Blitzstrahl, der das Gebäude seiner Hoffnung jäh über den Haufen warf.

Die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen steigerte seine Verzweiflung. Er wußte sich selber nicht zu raten und auch Rahl keinen Trost zu spenden.

Er war froh darüber, daß Baron Dunkelstein seine Dienste in letzter Zeit weniger in Anspruch nahm und sich mehr auf Wessel und Keil verließ...

Müde und matt begab er sich nach dem Groschenpalais. Im Hinterhofe schallte ihm aus der Wohnung des Wirtes ein wüstes Gezänke entgegen. Der Mann der buckligen Marie war wieder betrunken wie gewöhnlich und übte an der Armen seine Roheit.

Das Mitleid mit Marie veranlaßte Pietro zum Eintreten; er kam gerade recht, um zu verhindern, daß der Bösewicht sich an dem wehrlosen Weibe tätlich vergriff.

Pietro stieß den Elenden kräftig zurück.

„Ei, ei, was macht Ihr da, Juringer?“ rief er.

Der Trunkene starrte ihn mit einem halbblöden Blicke an.

„Was soll ich machen?... Sie will ihren Geldschrank nicht öffnen“, schrie er mit einem rauhen Lachen, indem er höhnisch auf den Höcker der unglücklichen Frau wies, „und ich weiß, daß das Weibsbild da jetzt Geld bekommen hat von dem Alten. Er hat wieder einen Fang gemacht, der alte Keil... Hahaha! So wie damals, damals, als... Nun ja, doch das gehört nicht hieher“, lallte er mit schwerer Zunge. „Genug an dem, er hat Geld, der alte Kater und sie, die junge Katze auch, und sie wollen mir keines geben...“

„Aber Karl, du weißt es ja, daß ich nichts mehr vom Vater zu verlangen wage“, weinte Marie, die Hände ringend.

„Gut also“, schrie der Trunkenbold, „dann weiß ich, was ich zu tun habe, dann gehe ich

hin und sage alles von jener Nacht... Alles sage ich", wiederholte er mit stumpfsinnigem Trotze, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß die arme Frau vor Schreck zusammenzuckte.

Pietro hatte mit ungeheucheltem Entsetzen die Worte des Wirtes angehört, deren Sinn ihm nur zu klar war.

„Hört", sagte er nun zu dem Betrunkenen, ihn mit starker Hand umfassend, „ich will selbst versuchen, mit Keil über das Geld zu reden, aber nicht Euretwegen, sondern der armen Marie halber, der Ihr nicht wert seid, die Schuhriemen zu lösen. Bis dahin bleibt Ihr da. Aber daß Ihr Euch nicht getraut, an die Arme Hand anzulegen, sonst, so wahr mir Gott helfe, habt Ihr es mit mir zu tun."

Der Trunkene, der in nüchternem Zustande im Vertrauen auf seine Riesenkräfte diese Drohung wahrscheinlich mißachtet hätte, ließ sich einschüchtern und kauerte auf einen Schemmel neben dem Fenster nieder, indem er nur wie ein Hund knurrte:

„Gut, ich will warten, aber Geld muß ich haben."

Pietro verfügte sich so eilig wie möglich zu dem Drechslermeister, der in seiner Werkstätte beschäftigt war, aber sobald er Pietros ansichtig wurde, ließ er seine Arbeit im Stiche und begab sich mit seinem Gaste in die Nebenstube.

Dort begann Pietro ohne jede Einleitung:

„Ihr habt da einen bösen Schwiegersohn, Meister Keil."

Der Drechsler stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Gott seis geklagt!... Wenn ich das gewußt hätte... Mein armes Kind... Meine arme Marie."

„Da hilft kein Klagen jetzt, da muß gehandelt werden, Freund, und Eile tut not."

„Wie meint Ihr das, Pietro?"

„Nun ich nehme hier Eure Besorgnis für Marie erst in zweiter Linie an, obwohl sie der Bösewicht einmal noch totschlägt, wenn sie bei ihm bleibt, ich denke aber dabei in erster Reihe an Euch, an Eure Haut..."

Martin Keil zuckte zusammen.

„Hat der Elende wieder gesprochen?"

„Nur halb und halb, aber genug für Euch, um das Schlimmste zu befürchten."

Ja, ja", murmelte Keil, „damals an jenem unseligen Abende war es, als ich und Wessel dem Befehle des Barons Dunkelstein gemäß in der Amselgasse dem Kommissär Rahl auflauerten. Der Teufel hatte den Juringer an den halbgeschlossenen Fensterladen seiner Wirtsstube sitzen lassen, von wo er alles mit Gemächlichkeit mit ansah. Er sah, wie ich den Kommissär nach der Zeit fragte und ihn, als dieser die Uhr aus der Tasche gezogen, mit eiserner Kraft bei den Handgelenken anfaßte, indes Wessel ihm von rückwärts mit Blitzesschnelle den Dolch in das Genick stieß... Rahl fiel ohne einen Laut auf das Straßenpflaster hin, während wir rasch in das Tor des Groschenpalais eintraten ... Oh, ich hätte es vielleicht gar

nicht übernommen mehr, dieses Geschäft, wenn ich nicht das Geld für die Ausstattung und die Mitgift Maries hätte haben wollen. Und seit dieser Stunde hat der Elende, der meine Tochter so betrogen, mich in der Hand.... Gleich in der ersten Woche ließ er mir es verlauten, daß er von meinem Handel Kenntnis habe und preßte mir mit seinen Drohungen die schönen Goldfüchse aus..... Oh, nicht die irdische Gerechtigkeit ist es, die ich so fürchte, — nein, viel, viel mehr graut mir vor dem Gedanken, daß mein gutes Kind, meine Marie, die nichts von alldem weiß und nur aus den Andeutungen des Niederträchtigen ein schreckliches Geheimnis ahnt, erfahren könnte, daß Sie ihren

„Wer anders als der Baron", entgegnete verwundert der Drechsler, „vor einer Woche bereits".

Vater verachten, verabscheuen muß, daß ihr Vater ein Mörder ist!..."

„Oho, Alter, das ist nicht so allein, da geht es nicht um Euren Kopf nur, da ist der ganze Bund im Spiele, ich und Wessel und der Baron und weiß Gott wer noch... Ihr dürft den Burschen um keinen Preis plaudern machen."

„Oh manchmal denke ich, es wäre am besten wohl, ich nehme ihn bei der Gurgel und würgte ihn mit meinen beiden Händen so lange, bis er tot wäre. Aber — leider, ich weiß es, Marie, die arme, sie liebt ihn noch immer den Elenden... Und deshalb zwinge ich meine Wut mit übermenschlicher Gewalt nieder und schweige..."

„Ja aber, er wird nicht schweigen."

„Was will er denn schon wieder?"

„Geld!"

„Der Abscheuliche! Er ist wie ein Rabe, der den Leichnam riecht... Fast sieht es aus, als wisse er, daß nun auch der Doppelgänger Rahls verschwinden soll..."

„Was soll das heißen?" rief Pietro hoch aufhorchend.

„Ich sollte es eigentlich keiner Menschenseele mitteilen, selbst Euch nicht, wie mir Wessel auftrug", antwortete Keil, scheu um sich schauend, „aber ich habe es nie begreifen können, weshalb man vor Euch Geheimnisse machen soll... Und da Ihr mir jetzt ohnehin die Nachricht bringt von Juringer, so sehe ich nicht ein, warum ich vor einem der Unsrigen den Duckmäuser spielen soll."

Pietro hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, aber er sprach

kein ermutigendes Wort und Keil fuhr daher etwas zögernd fort:

„Es handelt sich nämlich um die Entfernung eines neuerlichen unliebsamen Spähers, des Kommissärs Weintrieb, der in die Geheimnisse des Groschenpalais endringen möchten ..."

„Ja aber, Weintrieb will ja nur den Aufenthaltsort meiner Schwester eruieren", wollte Pietro einwerfen, aber er hielt an sich und hörte weiter.

„Mir und Wessel ist hiefür eine hübsche Summe zugesagt, die wohl genügen wird, dem elenden Menschen meinem Eidam, wieder für kurze Zeit den Mund zu stopfen ... Es ist ein gräßliches Schicksal das, immer für diesen Weinschlauch arbeiten zu müssen."

„Wer hat Euch den Auftrag gegeben?" fragte Pietro hastig.

„Wer anders als der Baron", entgegnete verwundert der Drechsler, „vor einer Woche bereits."

„Ach ja, der Baron", murmelte Pietro wie geistesabwesend. Dann sprang er plötzlich auf und verließ, Meister Keil ganz bestürzt zurücklassend, mit großer Eile die Werkstatt.

Er stürmte hinauf zu Wessel, den er auch in seiner Wohnung antraf und der über das bleiche Antlitz Pietros nicht wenig konsterniert war.

„Wo fehlt es denn, Pietro?" fragte er.

„Nirgends, nirgends ... Ich habe nur eine Frage an Euch", stieß Pietro hervor. „Was ist es mit Weintrieb? ... Wann solls ans Werk gehen mit ihm? ... Keil braucht Geld, mein Lieber, um die Plaudersucht seines Schwiegersohnes zu unterdrücken, der von der Sache des Kommissärs Rahl weiß ..."

Wessel schloß die Augen halb, als blende ihn etwas, knackte mit den Fingern und überwand einen Hustenanfall.

Pietro kannte dieses Zeichen der Verlegenheit an ihm bereits.

Aber Wessel besaß die Gabe, sich ebenso blitzschnell fassen zu können.

„Hm, Weintrieb ja ... Ich sagte, daß man Euch nichts davon mitzuteilen brauchte, weil das ohnehin nicht Eure Sache sei .... Es handelt sich nämlich um die vorgestrige Entwendung der militärischen Pläne, die der Baron für Rußland braucht und die sehr gut bezahlt werden sollen. Da ich allein — mit Hilfe eines Konzipisten die Hand dabei im Spiele hatte und Wentrieb mit den Recherchen betraut ist — .... Ihr versteht mich mit einem Worte, Pietro ..."

„Ah ja, ich verstehe Euch ganz gut, , Wessel", flüsterte Pietro, indem er allerlei Gedanken, die in ihm aufstiegen, gewaltsam zurückdrängte. „Oh ja, ich verstehe Euch ..."

38. Kapitel

Auf der Spur

Erzherzog Johann hatte in Wien sofort mit dem Polizeikommissär Weintrieb Rücksprache gepflogen.

„Sie haben also gar keine Spur", sagte er ganz trostlos am Schlusse des Gesprächs.

„Oh doch", erwiderte dieser, „wenn auch nur eine schwache."

„Und das sagen Sie mir erst jetzt; bester Herr Weintrieb, Sie ahnen gar nicht, wie viel mir daran liegt, daß diese Affäre je eher zu einem guten Abschlusse gelangt, das heißt, daß entdeckt wird, wohin die Papiere geraten sind, wer sie an sich genommen hat ..."

„Verzeihung, Hoheit, aber eben weil ich nur eine Spur und keine Sicherheit habe, will ich nicht viel Aufsehen damit machen."

„Sie sind ein seltener Mensch, mein Lieber. Reden Sie nur immerhin, Sie erfreuen mich auch durch das Geringste, was Sie in dieser Angelegenheit in Erfahrung gebracht."

„Wenn kaiserliche Hoheit es mir befehlen, dann will ich gern meine kleine Entdeckung mitteilen!"

Dann erzählte Weintrieb folgendes, während der Erzherzog mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte:

„Daß die Papiere nicht ohne das Einverständnis eines Beamten des Reichskriegsministeriums geraubt worden sein konnten, das war mir, als langjährigem Praktikus auf dem Gebiete der Verbrechensverfolgung, im ersten Momente klar. Die Dokumente befanden sich im Archiv des Kriegsministeriums, zu dem im ganzen zwei Personen die Schlüssel hatten, deren Zuverlässlichkeit selbst bei mir mißtrauischem Menschen gänzlich außer Frage steht. Von einem Nachschlüssel konnte gleichfalls nicht die Rede sein, die Türen zu dem Archiv sind Wertheimsche Kassatüren, und zwar doppelter Konstruktion. Da sich auch nirgends die Spuren von Gewalt zeigten, so mußte der Raub mit dem Einverständnisse einer solchen Person vollführt worden sein, die im Archivzimmer selbst in der Zeit, in der es geöffnet ist, beschäftigt ist, und natürlich in einem Augenblicke, in welchem diese Person sich dort allein befindet. Im Archivzimmer verkehren nicht allzu viele Leute; es sind dies insgesamt fünfzehn Beamte, die man dort benötigt. Ich ließ also insgeheim sämtliche dort beschäftigt gewesenen Personen von Zivildetektiven beobachten, ohne daß diese mir irgend etwas Auffälliges hätten von ihnen berichten können. Ich selbst nahm natürlich gleichfalls an diesen Beobachtungen Teil, und merkwürdigerweise — ich weiß selbst nicht warum — hatte ich mir gerade den unbedeutendsten Beamten ausgewählt, einen jungen Konzipisten, der an dem Tage, an welchem der Raub entdeckt worden, ebenso wie an dem vorhergehenden gar nicht im Amte anwesend gewesen war, angeblich wegen einer Erkrankung. Man schilderte mir Fritz Küchel — so heißt der Konzipist — als einen einfachen, vorwärts strebenden, sehr eifrigen Menschen ... Als ich mich im Hause, wo er wohnte, erkundigte, woran Küchel krank sei, war man sehr erstaunt, zu vernehmen, daß derselbe sich nicht seiner vollkommenen Gesundheit erfreue. Im Hause hatte man nicht das Geringste davon bemerkt; er war zu den gewohnten Stunden aus seiner Wohnung fortgegangen; daß er im Amte nicht erschienen, das wußte ich allerdings ebenso gewiß; dies

weckte meinen Argwohn. Nicht als ob es nicht vorkommen könnte, daß ein junger Mann eine Krankheit vorschützt, um aus dem Amte wegzubleiben, aber dann pflegt man gewöhnlich den betreffenden nicht als besonders strebsam und gewissenhaft zu charakterisieren. Kurz, ich hatte Verdacht geschöpft und versuchte, zu eruieren, wo der junge Mann während der Abwesenheit aus dem Bureau eigentlich gewesen war.

„Dies wollte mir jedoch trotz meiner Bemühungen nicht gelingen, als mir der Zufall, der beste Detektiv, hiebei zu Hilfe kam. Ich habe mit Bezug auf eine andere Affäre öfters im Groschenpalais in der Amselgasse zu tun — es handelt sich um die Eruierung eines verschwundenen Mädchens."

„Aninas?" warf der Erzherzog ein.

„Ganz richtig, kaiserliche Hoheit, Aninas, wenn Ihnen die Angelegenheit bekannt ist... Gestern nachmittags verfügte ich mich in die Amselgasse, wo ich in ein gegenüber befindliches kleines Wirtshaus eintrat, um das Haus gegenüber, das Groschenpalais, etwas im Auge zu behalten. Außer dem stets halbtrunkenen Wirte Juringer befand sich dort nur noch ein Gast, ein junger Mensch, dessen Gesicht ich nicht gleich wahrnehmen konnte, weil er es in die Hand gestützt hatte. Als der Wirt ihm seinen Wein herbeibrachte, nahm er jedoch die Hand weg, um das Glas zu ergreifen und in demselben Moment erkannte ich sofort in dem einsamen Gaste den Konzipisten Fritz Küchel vom Kriegsministerium, dessen Photographie ich mir hatte zeigen lassen. Ich beschloß, ihn unauffällig zu beobachten, aber er trank ruhig seinen Wein und sah nur mehrere Male nach der Uhr, wie jemand, der auf etwas wartet. Ab und zu wandte er auch seinen Kopf dem Fenster zu und blickte aufmerksam auf die Amselgasse hinaus. Als es fünf Uhr geworden, erhob er sich, zahlte und verließ das Wirtshaus. Ich folgte ihm, ohne viel Aufsehen zu machen, und bemerkte, wie er seine Schritte beschleunigte, um jemanden, der aus dem Groschenpalais herausgekommen war, zu ereilen. An der Ecke der Amselgasse traf er auch mit dem Manne zusammen, dieser wandte sich um und ich erkannte in demselben den gewesenen Geheimsekretär der Gräfin Christine Fjordenson, die sich hier bei der Polizei durch allerlei geheimnisvolle Machinationen verdächtig gemacht, von der es hieß daß sie eine Emissärin Rußlands gewesen und die dann plötzlich auf eine ganz rätselhafte Weise in Darmstadt durch Gift ihrem Leben ein Ende gemacht hat. Einen Moment schien es mir, als ob die beiden, Küchel und Wessel, miteinander sprechen wollten, aber letzterer hatte im Umwenden einen Blick durch die Amselgasse geworfen, mich auch vielleicht bemerkt, ja es ist sogar möglich, daß mich mein argwöhnischer Sinn mit Unrecht auf diese Fährte geführt hat, — genug an dem, sie sprachen nicht miteinander und sowohl der Konzipist, wie Wessel setzten in entgegengesetzten Richtungen ihren Weg fort. Das wäre unnütz gewesen, dem einen oder dem anderen jetzt folgen

zu wollen, zumal Wessel auf mich en Eindruck eines ungemein schlauen, verschlagenen Menschen macht; ich hielt also meine Schritte an und ging zurück in das Wirtshaus, wo ich mir noch ein Glas Wein bestelle und mit dem Wirt zu plaudern begann. Aus diesem Weinseligen etwas herauszubekommen ist nicht schwer. Bald wußte ich, daß Küchel seit zwei Tagen bereits zu mehreren Malen Gast bei ihm gewesen, stets, wie auch jetzt, die Uhr ungeduldig angesehen und das Lokal immer so plötzlich verlassen habe... Das ist das ganze, was ich bis jetzt erfahren konnte; wie Ew. Hoheit sehen, ist es nicht viel, ja vielleicht überhaupt keine Spur, obwohl ich selbst fest davon überzeugt bin; aber immerhin ist es etwas, was mich vielleicht auf den richtigen Weg bringen wird", schloß der Kommissär seine Mitteilungen.

„Hm, hm — Wessel, der Sekretär der verstorbenen Gräfin Fjordenson... Was sollte der für Interesse an den Papieren haben?"

„Hoheit wissen doch, daß die Gräfin mit Rußland in Verbindung stand."

„Ja ich weiß es... Baron Dunkelstein selbst hat es mir seinerzeit mitgeteilt."

„Baron Dunkelstein?" fragte in höchster Verwunderung der Polizeibeamte.

„Ganz gewiß, Baron Karl Dunkelstein."

„Wahrhaftig, das scheint ein gefährliches Nest zu sein, in das wir da hineinstechen... Da verwirren sich ja selbst meine Gedanken bei einer so verwickelten Intrige... Baron Dunkelstein warnte Ew. Hoheit und, soviel ich weiß, dankte die Gräfin den Umstand, daß sie von der Polizei unbehelligt blieb, einzig und allein dem Einflusse des Barons... Oh, jetzt muß ich diesem dunkeln Geheimnis auf die Spur kommen, und wenn ich dabei alle meine Kräfte zersplittern und selber untergehen sollte..."

„Oh, mein Lieber, untergehen werden nur die Ränkespinner. Ich sehe mit großer Freude, daß diese für mich und uns alle so hochwichtige Angelegenheit bei Ihnen in den besten Händen ist."

Kommissär Weintrieb empfahl sich nun mit dem Versprechen, dem Prinzen baldigste Nachricht zukommen zu lassen und begab sich wieder in die Amselgasse in das Juringersche Wirtshaus.

Er kam gerade in dem Momente, als der Wirt aus seiner Wohnung mit schwankenden Schritten in sein Geschäft hinübertaumelte.

„Oh, Herr Kommissär", rief er mit schwerer Zunge, „Sie kommen mir gerade recht... Die Katze will kein Geld hergeben und der alte Kater auch nicht... Aber wartet, Lumpengesindel... Ihr glaubt, ich fürchte mich vor Euch... Haha!... Ich werde Euch schon einheizen... Alles werde ich sagen... Ja, kommen Sie, Herr Kommissär ... Dem alten Kater sollt Ihr das Fell hinunterziehen!..."

Da trat jedoch in diesem Augenblicke gerade auch Pietro in die Schankstube. Er hatte gerade noch die letzten Worte Juringers gehört.

Rasch eilte er auf den Kommissär zu, der, aus den verwirrten

Worten des Betrunkenen nicht klug wurde, aber immerhin mit richtigem Instinkte einen Wendepunkt in der geheimnisvollen Affäre der letzten Zeit aus dem Geschwätze Juringers zu ersehen glaubte. Er fühlte unwillkürlich, daß er seinem Ziele wieder um einen Schritt näher gekommen, daß der Wirt ihm etwas eröffnen wollte, was auf die Angelegenheiten, die ihn beschäftigen und deren Fäden er manchmal ineinanderlaufen sah, von großer Wichtigkeit sein konnte.

In dieser Erwartung störte ihn der Eintritt Pietros.

Der Italiener näherte sich ihm, und ihn beim Arme fassend, sagte er zu Weintrieb:

„Ich habe zu reden mit Ihnen, Herr Kommissär."

Weintrieb zögerte keinen Moment, ihm auf die Straße zu folgen. Juringers war er sicher. Der Trunkene war leichter auszuforschen, wie ein Kind.

Er fühlte es in allen Fasern seines Herzens, daß er auf der Spur war...

39. Kapitel

Ein Ueberfall

Pietro war in einer einigermaßen schwierigen Lage, als er den Polizeikommissär zur Seite rief. Er hatte die Absicht, ihn vor Wessel und Keil zu warnen und wagte es trotz seiner aufgeregten Stimmung nicht, offen mit ihm zu reden. Die Mitteilung Keils, das Benehmen Wessels hatte einen Verdacht in ihm wachgerufen, von dem er sich nicht bestimmte Rechenschaft zu geben vermochte . . . Er ahnte, daß Weintrieb fortgeräumt werden solle, nicht wegen der gestohlenen Papiere, sondern einzig und allein wegen der zweiten, oder vielmehr ersten Affäre, die ihn beschäftigte, wegen des Verschwindens Aninas. Denn wie hätte man sonst notwendig gehabt, vor ihm Heimlichkeiten zu machen. Zwar war er nicht imstande, sich den Zusammenhang dieser Dinge zusammenzureimen, da ihm ja in der Kette seiner Kombinationen das wichtigste Glied — die Liebe des Barons zu Anina — fehlte, aber immerhin hatte sich der Verdacht in ihm festgewurzelt und er war entschlossen, dem Kommissär einen Wink zukommen zu lassen.

„Herr Weintrieb", sagte er daher zu dem Beamten, als sie auf der Straße waren, „es ist vielleicht ein Unsinn, den ich Ihnen da erzählen will, aber ich kann nicht anders, ich muß es doch tun. Sie haben für meine verschwundene Schwester so viel Teilnahme gezeigt, Sie haben mir und Rahl so viel Trost gespendet in unserer Leidenszeit, daß ich unwillkürlich eine aufrichtige Freundschaft und Dankbarkeit für Sie empfinde... Ich möchte Sie bitten", — setzte er zögernd fort, — „nicht etwa Ihre Recherchen aufzugeben, — Gott behüte — aber dieselben doch etwas behutsamer zu betreiben . . . Bedenken Sie, in dieser Gasse war es, in der Kommissär Rahl auf bisher nicht aufgeklärte Art seinen Tod gefunden — und dann . . . dann, es mag Ihnen kindisch erscheinen, aber ich habe heute im Traume . . . Sie mit einer Wunde in der Brust auf

dem Straßenpflaster der Amselgasse liegen sehen, und... das hat mir eine unbegreifliche Angst eingejagt ... Ich möchte um Gottes willen nicht, daß Ihnen ein Unglück zustieße".

Weintrieb schaute den Sprechenden von der Seite an; dann erwiderte er mit einem halben Lächeln:

„Sie sind also abergläubisch, mein Freund, und glauben an Träume ... Nun, ich glaube nicht daran, habe also keinen Grund mich deshalb zu ängstigen ... Uebrigens glauben Sie mir, ich bin ziemlich vorsichtig; mir passiert nicht so leicht etwas."

„Wie, Sie meinen", versetzte Pietro, der sich nicht getraute, in den Kommissär weiter zu dringen, und froh war, ihn überhaupt gewarnt zu haben, „nur gestatten Sie mir, daß ich Sie in den nächsten Tagen in die Amselgasse begleite. Es ist dies zu meiner eigenen Beruhigung."

Im nächsten Momente spürte er bereits einen heftigen Ruck am Hals ....

„Gut also", entgegnete freund-

ich der Kommissär, „von morgen also sollen Sie mein Begleiter sein ..."

Und am Abende dieses Tages geschah etwas, was den Polizeibeamten in Verbindung mit den Worten Pietros nicht wenig konsternierte.

Er hatte sich gegen 10 Uhr abends noch einmal in das Juringersche Wirtshaus verfügen wollen, um von dem Wirte das, was dieser ihm mitzuteilen versucht hatte, nachträglich in Erfahrung zu bringen.

Es war bereits vollkommen dunkel, als er die Amselgasse erreichte. Der Warnung Pietros eingedenk, schaute er vorsichtig in die einsame Gasse hinein, in der er jedoch keine Seele bemerkte.

Eben war er an dem Tore des Groschenpalais vorbeigekommen, als plötzlich etwas pfeilschnell durch die Luft sauste ... Im nächsten Momente spürte er bereits einen heftigen Ruck am Hals, der ihn mit Wucht zu Boden warf. Eine Garnschlinge hatte sich um seinen Hals gewickelt, mit der ihn jemand von rückwärts zu Boden schleuderte ...

Aber die Schlinge hatte sich an einem harten Metallknopfe seines Ueberziehers verfangen. Dies war das Glück Weintriebs. Denn als sein unbekannter Angreifer die Schlinge jetzt zuzog, rollte sich ihm ein Teil seines Mantelkragens mit um den Hals und verhinderte es, daß er erstickte. Ja, er war sogar imstande, einen inartikulierten, weit hörbaren Hilferuf auszustoßen.

Am Eingange der Amselgasse passierte eben ein Offizier zu Wagen mit einer jungen Dame vorbei. Den Hilferuf hören und aus dem Wagen springen, dem Orte zueilen, woher derselbe gedrungen, war für den jungen Militär das Werk einer Minute.

Aber seine klirrenden Sporen verrieten ihn, der heimtückische Angreifer ließ sein Opfer mit dem Stricke um den Hals auf dem Pflaster der Straße liegen und suchte das Weite, noch ehe der Offizier herbeigekommen.

Dieser aber blieb bei der Toreinfahrt stehen und spähte nach der Ursache des Lärms. Das Stöhnen Weintriebs lenkte ihn bald auf die richtige Spur.

Er eilte auf den am Boden Liegenden zu und befreite ihn von der Umschlingung des Strickes.

Weintrieb erhob sich ganz verstört, und in dem Offizier den in Wien bekannten Oberleutnant v. Kögel erkennend, dankte er seinem Befreier in lebhaften Worten.

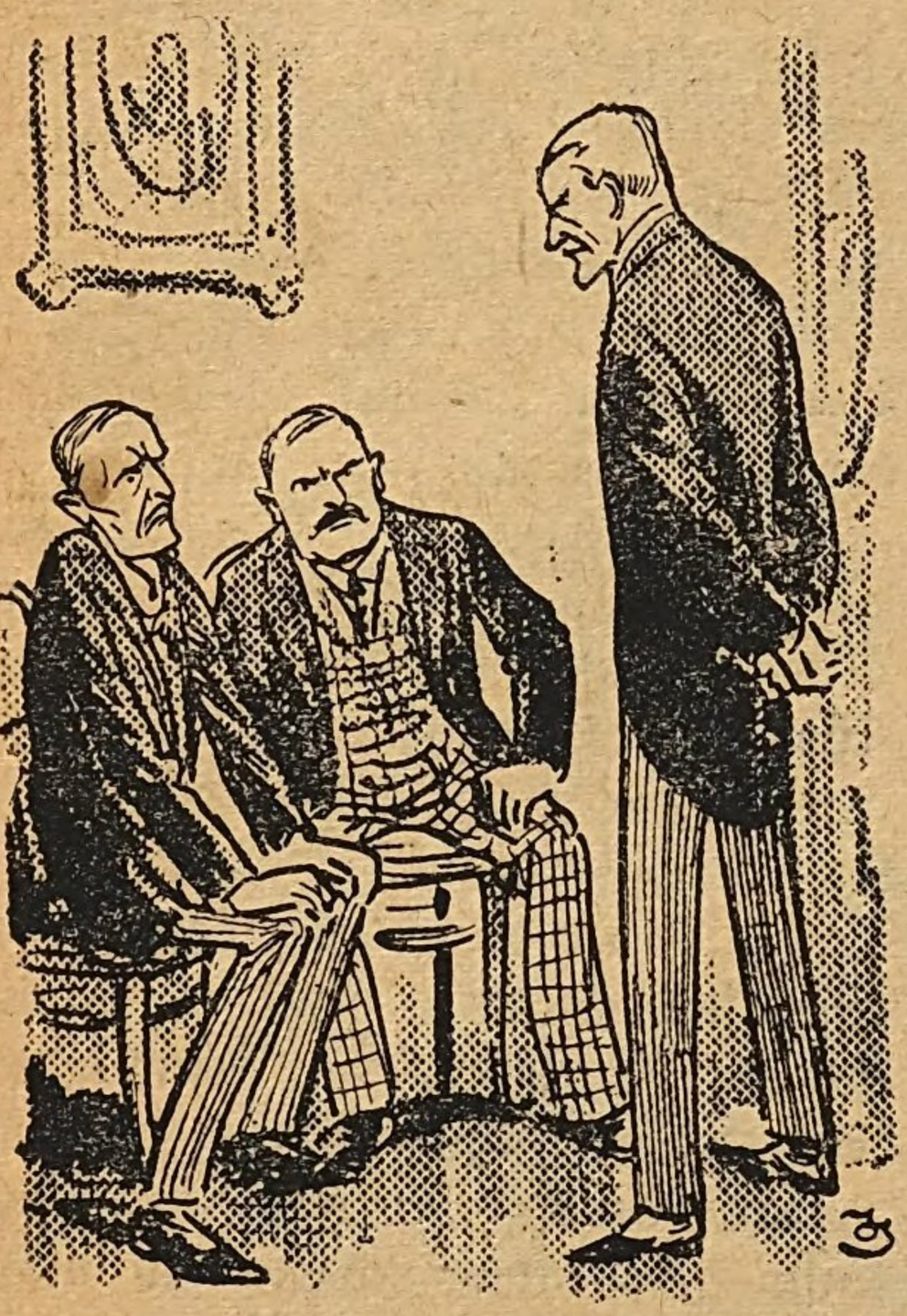
„Ja, aber was geht denn hier eigentlich vor?" fragte verwundert der Offizier, den Dank des Kommissärs ablehnend, „das ist ja ein förmliches amerikanisches Lasso-Attentat ... Wenn ich nicht mit meiner Gemahlin soeben aus dem Theater nach Hause zurückgekehrt wäre und zum Glück den Bösewicht hätte verscheuchen können, hätte man Ihnen übel mitspielen können."

„Ganz gewiß, mein Herr. Und ich danke Ihnen nochmals vom Herzen für Ihre Hilfe, Herr v. Kögel. Der Ueberfall soll mir zur Warnung dienen; aber ich will nicht Weintrieb heißen, wenn ich den Schurken nicht entdecke", rief

der Kommissär, der sich inzwischen gänzlich erholt hatte.

„So, so, Sie sind also Kommissär Weintrieb, von dem mir der Erzherzog Johann heute erzählt hat. Nun ist es mir doppelt lieb, daß ich zu Ihrer Rettung kam. Kann ich Ihnen für die Heimfahrt meinen Wagen anbieten, mein Herr?“

Der Polizeibeamte sah sich forschend nach allen Seiten um, aber er konnte nirgends auch nur das



„Ihr seid Dummköpfe“, rief zornig Baron Dunkelstein zu Wessel und Keil.

geringste Verdächtige entdecken. Es war, als ob der Schlingenwerfer in der Luft verschwunden wäre. Er nahm daher die freundliche Einladung des Offiziers an und sagte nur:

„Doch, ich komme wieder...“

— — — — —

„Ihr seid Dummköpfe“, rief zornig Baron Dunkelstein zu Wessel und Keil, die mit den Zeichen lebhaften Schreckens in seinem Kabinette saßen. „Wer hat Euch geheißen, um 10 Uhr abends auf Weintrieb loszugehen. So etwas macht man spät nach Mitternacht ab. Es wäre Euch recht geschehen, wenn man Euch abgefaßt hätte.“

„Aber es war Gefahr im Verzuge“, entschuldigte sich Wessel „der Schuft hat Wind bekommen von unseren Geschäften, und da wollten wir eilen. Der Satan mußte gerade den Wagen in diese verlassene Gegend bringen. Nächstens soll er uns nicht entgehen.“

„Es wäre wirklich Zeit“, grollte Dunkelstein, sein Kabinett mit langen Schritten durchmessend. „In einigen Tagen langt das Geld von Rußland für mich an und, da Anina gefügig ist, könnte ich mit ihr dann die kleine Lustreise antreten, die ich im Sinne habe, natürlich, wenn dieser Spion nicht seine Augen auf dem Palais hätte. Schaut also dazu, daß ich ihn vom Halse bekomme. Ich verdopple gerne den Preis.“

Mit funkelnden Augen sagte Wessel zu, indes Keil überlegte, wie lange das Sündengeld für seinen Schwiegersohn wieder währen könnte.

40. Kapitel

Ein Ball in der Vorstadt

Am Alsergrund wurde heute ein gar interessantes Fest gefeiert .... Das Lokal zum „goldenen Ochsen“ mit dem riesigen Gast-

hausgarten war das ganze Jahr über von Gästen nicht allzusehr frequentiert. Aber da hatte jetzt der Wirt die Idee gehabt, dort ein Frühlingsmaskenfest á la Schwender zu arrangieren und die Ankündigung dieses Festes hatte am Alsergrund tatsächlich viel Furore gemacht.

Am Abende des Balles strömte auch eine große Menge von Besuchern zu der Kassa, wo ein riesiges, buntes Plakat der Vergnügungen eine schwere Menge aufwies, die man sich für den Bettelpreis von 1 fl. verschaffen könne.

Zumeist gehörten die in das Festlokal strömenden Gäste natürlich den niedrigen Volksklassen an. Aber man sah auch hie und da Leute aus besseren Kreisen, die sich auch unter dem Volke ein wenig umschauen wollten.

Ein schlanker junger Mann, den wir gerade eintreten sehen, gehört zu unseren jüngsten Bekannten. Es ist dies der Konzipist aus dem Reichskriegsministerum Fritz Küchel. Er scheint heute bei besonders guter Laune zu sein; seine Augen leuchten vor Lebenslust, und ein Liedchen trällernd, nahm er im Vorsaal, um sein Kostüm zu ergänzen, einen Rittermantel um, dann eilte er in den Festsaal, wo er auf einen kleinen Debardeur zuschritt, vor dem er sich elegant verbeugte. Seine Einladung schien auf die lustige Dame, die Kassierin aus dem Café in der Amselgasse, große Wirkung zu machen.

Sie lächelte ihm freundlich zu und akzeptierte knixend den Arm des jungen Ritters zum großen Mißvergnügen des Wirtes Juringer, der seiner Dulcinea ohne Maske hieher nachgefolgt war. In eifersüchtigem Zorne mußte er sehen, daß das Dämchen ihm einen anderen vorzog, und mit verhaltener Wut in dem weingeröteten Antlitze schlich er dem Pärchen nach.

In seiner Nähe standen zwei junge Leute, welche seine eifersüchtigen Kapriolen zu einer Bemerkung veranlaßten, welche wenig schmeichelhaft für Juringer war.

„Der Niederträchtige", sagte der Untersetztere, der ein italienisches Nationalkostüm am Leibe hatte. „Sehen Sie nur, Herr Rahl, wie er der Dirne nachläuft, indes die arme Marie zu Hause sich die Augen rot weint vor Schmerz und Kummer."

„Wundert mich gar nicht, Pietro, von dem rohen Gesellen", war die Antwort des anderen, der sich im Kostüm der florentinischen Maler des 15. Jahrhunderts befand. „Uebrigens widert mich das ganze Treiben im höchsten Maße an. Fast tut es mir leid, daß ich Ihnen hierher gefolgt bin."

„Sie wissen ja, Rahl, daß ich nicht zum Vergnügen hergekommen bin, sondern in der Hoffnung in dieser Volksmenge vielleicht eine Spur von Anina zu finden. Was soll man tun, wenn man der Verzweiflung nahe ist; man muß sich an jedem Strohhalm klammern."

„Schauen Sie dort das eigentümliche Kostüm, den Kapuzinermönch in der braunen Kutte und mit der riesigen Weinnase..... Sehr stilgerecht."

Sie sehen alles mit den Augen des Malers... Aber wahrhaftig, der Kerl ist interessant... Ich glaube gar, er schleicht ebenfalls dem Pärchen nach."

In der Tat drängte sich der Mönch voraus der Menge, die mit ihm ihre mehr-minder feine Scherze trieb und suchte die Kaffeehausfee und ihren Seladon zu erreichen, als seine Aufmerksamkeit durch das Erscheinen zweier neuer Gäste abgelenkt wurde: Der eine, ein Faust mit eleganter Tournüre und einem unbewußt vornehmen, etwas salopp vorgebeugtem Gange, stützte sich auf den Arm eines sehr hageren Mephistos mit einer riesigen Hahnenfeder, während er im Garten eifrig Umschau hielt.

Dann flüsterte Faust etwas seinem Gefährten zu und beide begaben sich in eine der Lauben, die im Garten zum traulichen Stelldichein für Verliebte errichtet schienen.

Der Mönch zauderte einen Moment, dann schritt er durch den Saal hinaus in das Entrée, wo er den Lokalbesitzer auf die Seite nahm.

„Die dritte Laube rechts im Garten bei der Grotte besitzt doch auch einen anderen Zugang, als den bei den Boskett's?"

„Warum das?" fragte ziemlich überrascht der Etablissementeigentümer.

„Weil ich denselben benützen möchte, mein Lieber", war die trockene Antwort.

„Ich versichere Ihnen, das hat gar keinen Zweck. Ich kenne die Herren zwar nicht persönlich, welche die Laube genommen haben, aber ich sah sie in den Saal treten. Das ist nichts für Sie... Sie nahmen die Masken erst im Vorsaal vor... So viel sah ich, daß sie sehr distinguierte Leute sind und der besten Gesellschaft angehören müssen... Der eine, der die Billetts löste, der Faust, hat bei der Kassa von zehn Gulden nichts zurückgenommen, da der Kassier ihm nur zerknittertes Geld hätte geben können..."

„Sehr schön, mein Bester, das wird mich aber in meiner Absicht nicht im geringsten behindern.... Wollen Sie mir also den geheimen Zugang angeben, Sie wissen, wir verstehen in derlei Dingen keinen Spaß".

„Nun, wenn Sie durchaus darauf bestehen", murrte der Besitzer. „Jean, führe den Herrn durch die Grotte von rückwärts zu der Laube Nr. 3".

Und als sich der Mönch mit dem Kellner entfernt hatte, brummte der Wirt giftig: „Der Teufel hole die Polizei mit allen ihren Kommissären. Da soll man ein Geschäft machen können, wenn sie einem so die besten Kunden vertreiben."

Inzwischen war der Mönch mit der roten Weinnase bereits in der an die Laube anschließenden Grotte angelangt, ohne daß die dort Befindlichen auch nur die leiseste Ahnung von seiner Anwesenheit hatten.

Die Grotte war von der Gin-

sterlaube durch ein Staket getrennt und da der erstere Raum auch nicht beleuchtet war, so war es unmöglich, jemanden, der sich dort verbergen wollte, zu erkennen.

Der Mönch machte sichs auf einem Vorsprunge der Grotte so bequem als möglich, wie jemand, der sehr lange auf seinem Posten zu bleiben gedenkt, und spähte durch das Staket hindurch in das Innere der hell erleuchteten Laube.

Dort saßen Faust und Mephisto im vertraulichen Gespräch bei einer Flasche Bordeaux beisammen; sie sprachen ziemlich leise und ihr Gespräch war daher für den Lauschenden nur zum geringen Teile verständlich.

„Er ist da!" sagte Mephisto, indem er an seinem Glase nippte. Was der andere sagte, blieb unhörbar, nur die Entgegnung Mephistos war zum Teile verständlich, da seine rasselnde Stimme auch beim Flüstern durchdringend war.

„Gewiß, er hat das Papier bei sich, der Schuft. Ich hätte diesen einfachen Jüngling niemals für so raffiniert gehalten ... Er weiß zwar nicht, für wen die Papiere gehören, aber er bedient sich sehr gut der einträglichen Gelegenheit. Er zögerte nur deshalb mit der Uebergabe derselben, um einen höheren Preis, als bei den übrigen zu erlangen. Er ist sehr gerieben für seine Jugend."

Dann begannen die beiden wieder so leise zu sprechen, daß der Lauschende kaum einen Laut vernehmen konnte.

Endlich sagte Faust etwas lauter: „Bis Mitternacht müssen wir das Papier besitzen. Ich will es abliefern und dann, morgen etwa, davonflattern mit meiner süssen Kleinen."

„Das wird nicht schwer sein", erwiderte Mephisto. „Er ist nebenan in der Viererlaube. Wenn wir die Blätter auseinanderschieben, können wir ihn sehen."

Die Männer taten, wie Mephisto geraten und durch die helle Ritze sah auch der Mönch in das Innere der Nachbarlaube, in welcher der junge Ritter mit dem Debardeur, dem Dämchen aus dem Café in der Amselgasse, bei einem brillanten Mahle, mit einer ganzen Batterie von Champagnerflaschen, die eingefühlt in der Ecke standen, beisammensaß.

Der junge Mann hatte den Debardeur im Schoße und flüsterte ihm zärtliche Worte ins Ohr, die man nicht verstand und welche die weibliche Maske im Herrnkostüme mit einem ausgelassenen Lachen beantwortete.

„Hörst du, ich habe keine Lust, das lange mitanzusehen", sprach Faust unmutig, „ich bin nicht hieher gekommen, mich an Schäferszenen zu ergötzen."

„Zumal da Ihrer ein eigenes Schäferstündchen harrt", versetzte, mit einem Lachen, das mehr Aehnlichkeit mit einem Husten hatte, Mephisto. „Wir können aber doch nicht geradewegs in die fremde Laube einbrechen. Im Gegenteil, wir müssen warten, bis wir ihm durch einen Kellner ein Zeichen unserer Anwesenheit geben können und er, unbemerkt von seiner Dame und den Gästen, einen Moment mit uns kon-

ferieren kann. Das genügt und wird sich schon im Laufe der nächsten zwei Stunden finden lassen."

„Gut, so warten wir also eine Weile."

Der Mönch, der sehr aufmerksam jedes Wort, das bis zu ihm drang, erwogen und jede Geste begierig studiert hatte, rieb sich zufrieden die Hände, so wie man es tut, wenn man seiner Sache sicher sein zu können glaubt.

Er erhob sich sodann von seinem Sitze und begab sich wieder in den Saal zurück, wo er einem Mann in einfachem Domino winkte.

„Sie müssen auf die Laube dort Ihr Auge halten, Ringer", sagte er zu diesem. „Postieren Sie sich im Garten und warten Sie dort, bis die Laubeninsassen zum Vorschein kommen. Ich habe ihre Gesichter bisher nicht sehen können, aber ich denke, meiner Sache sicher zu sein. In jedem Falle lassen Sie die beiden um keinen Preis aus den Augen und, wenn Sie etwas Verdächtiges bemerken, so wissen Sie, was Sie zu tun haben; natürlich müssen Sie jedes Aufsehen meiden, Ringer."

„Sehr wohl, Herr Kommissär."

„Wo sind die übrigen?"

„Zwei sind im Garten und zwei warten draußen vor dem Eingange."

„Es ist gut", sagte der Mönch, in den Garten zurückkehrend.

Pietro und Hans Rahl hatten den Garten und die Säle kreuz und quer durchforscht, ohne natürlich dem Zwecke ihres Kommens auch nur um eine Haarbreite näher gekommen zu sein.

In höchster Unlust sagte Hans zu seinem Begleiter: „Kommen Sie, verlassen wir dieses mir so lästige Treiben mit seiner aufdringlichen Lustigkeit, die mir die Nerven beleidigt. Sehen Sie den abscheulichen Qualm der Lusterkerzen im Saale... Hören Sie diese kreischenden Töne der Musik, zu der sich die Paare im Walzertakte drehen, so fröhlich und ausgelassen als obs kein Morgen mehr gäbe... Und die Armen — sind es doch zumeist nur bescheidene Ritter von der Elle, die die heutigen Ausgaben morgen doppelt bitter empfinden werden und arme Ladenmädchen, welche für das Flitterkleid, das sie am Leibe haben, ihre letzten, schwer erworbenen Kreuzer hingegeben haben .... Bemerken Sie diese dumpfe, schwere, von ordinärem Parfüm und dem glühenden Hauch so vieler Gäste, durchhitzte Atmosphäre im Saale drinnen....

Schauen Sie die eifersüchtig funkelnden Augen dieses Bösewichts Juringer, der in Wut darüber vergehen möchte, daß ihm ein Jüngerer und Hübscherer und wahrscheinlich auch Reicherer seine Dirne abgefischt... Oh, wie mich dieser elende Kerl anwidert ... KommenSie, lassen Sie uns gehen, Pietro."

„Gemach, mein Freund. Ich begreife sehr gut Ihre Stimmung. Gehts mir, obwohl ich bei weitem nicht so fein besaitet bin, fast auch nicht anders. Der Schmerz um Anina ist bei mir nicht minder lebhaft als bei Ihnen, Rahl. Aber sehen Sie, ich möchte nicht gehen, bevor ich nicht

jemanden von hier fortgeführt habe, die ich sofort erkannte und der ich kein Unglück zustoßen lassen möchte. Dort im Winkel steht sie, die arme Marie, die ihrem Manne nachgeschlichen und die ich im Augenblicke ihres Eintretens trotz ihres Dominos an ihrem Höcker erkannte. Die Bedauernswerte... Die Eifersucht hat sie nicht ruhen lassen und vom Hause fortgetrieben ihrem Manne nach, der es nicht verdient, daß man auch nur einen Moment an ihn seine Gedanken wende, der Lottermensch. Sehen Sie, jetzt hat sie ihn gefunden, die Arme und heftet die Augen so ängstlich auf ihn, wie eine Henne, die um die Küchlein besorgt ist."

Wir haben schon gesagt, daß Karl Juringer zu dem Ballfeste ohne Maske erschienen war. Er hatte sich zwar als „Weaner Fiaker" kostümiert. mit karrierten Hosen, einem Sammtwamse und einem Riesenzylinder auf dem glatten Kopfe, aber sein Gesicht war unverhüllt.

Er glaubte so auf seine Dame, die er gleichfalls auf dem Balle wußte, mehr Eindruck zu machen, damit sie die Furcht vor ihrem Geliebten von einem etwaigen Seitensprunge abhalte. Die leichtfertige Dame kehrte sich aber, wie wir sahen, nicht im geringsten um die wutverzerrten Züge ihres Seladons und nahm mit großem Vergnügen das Geleite und den Schutz des jungen Ritters an, mit dem sie in der Laube Nr. 4 gegenwärtig nähere Bekanntschaft schloß....

Juringer schlich um diese grüne Loge herum, wie ein sprungbereiter Tiger; er ließ die Laube nicht einen Moment aus den Augen und bemerkte daher den schwarzen Domino mit dem Höker, der in seiner unmittelbaren Nähe Platz genommen, ebensowenig wie die zwei Zivilpolizisten, die sich auf den Auftrag des Kapuzinermönchs zwischen den Logen Nr. 3 und 4 postiert hatten und auf den Augenblick warteten, in welchem sich etwas Verdächtiges zeigen sollte, um wen auch nicht näher eingeweiht in die Verhältnisse, der Ordre ihres Auftraggebers gemäß sofort einzuschreiten.

Die Musik spielte eben den Walzer aus der Straußschen Operette „Eine Nacht in Venedig":

„Ach es gibt noch schöne Frauen,
Die uns Paradiese bauen ..."

Die Tanzenden, die sich teils im Saale, dessen eine Front dem Garten zu ganz geöffnet war, teils im Garten selbst befanden, drehten sich jauchzend zu den Klängen der sehr mittelmäßigen Musik... Die Lampions flackerten leise, von einem warmen Windhauche bewegt. Die schlechten Wachskerzen verbreiteten einen brenzlichen Geruch und die Lichter schwankten im Garten unsicher hin und her... Es war die richtige, unverfälschte, halb mit dem zitternden Aether der Luft, halb mit dem schweren Dunst der Gemeinheit durchsättigte Atmosphäre, wie sie auf solchen Bällen unsere Stirnen umfächelt..... Die Späße der bunten Gesellschaft wurden immer derber, der Jubel

immer geräuschvoller, die Tanzluft immer toller...

In diesem Augenblicke verließ ein Kellner mit einem Zettel in der Hand die Laube Nr. 3, um sich in die anstoßende Laube zu begeben. Es dauerte nur wenige

„Sie werden vielleicht noch länger fortbleiben, Herr Ritter von der traurigen Gestalt!"

Sekunden und am Eingange derselben erschien der junge Ritter in etwas derangierterem Kostüm, als er dort eingetreten. Seine Maske war verschoben, den Rittermantel hatte er abgeworfen, sein Koller war halb geöffnet und ließ ein feines Spitzenhemd sehen....

Juringer hatte nur auf den Moment gewartet, wo er Küchels wieder ansichtig wurde, um ihn ob der Entführung seiner Herzensflamme zur Rede zu stellen. Aber der Anblick des jungen Mannes, der sich in der fröhlichsten Stimmung zu befinden schien, entfachte seinen Zorn viel zu sehr, als daß er bei seinen Vorsätzen seine Besinnung hätte bewahren können. Die sichtlichen Zeichen der Vertrautheit, — Fritz Küchel rief in die Laube zurück: „Sofort meine Teure, sofort bin ich wieder da" — brachten ihn der Raserei nahe und mit haßglühenden Augen stürzte er auf den schlanken Ritter mit den Worten los: „Sie werden vielleicht noch länger fortbleiben, Herr Ritter von der traurigen Gestalt!"

„Und weshalb das, mein Herr Grobian von der Amselgasse?" entgegnete empört über diese Anrede der junge Mann, indem er seinen Gegner spöttisch musterte.

„Weil Sie zu dieser Dame überhaupt nicht zurückkehren werden!"

„Ah! Und wer verbietet mir das?"

„Ich!"

„Sie sind ein Dummkopf, mein Lieber", rief Fritz Küchel, um den sich bereits ein kleiner Kreis von Zuhörern versammelt hatte, „und wenn Sie mir nicht sofort aus dem Wege gehen, so werde ich Sie lehren, in welchem Tone man mit Leuten Ihres Schlages zu sprechen pflegt."

Da in diesem Momente auch zum Malheur die Kaffeehausfee, angelockt durch den Lärm, aus der Laube trat und der Wirt sah, daß sie sich demaskiert hatte, kam seine Wut vollends zur Explosion.

Wie ein Bär stürzte er sich mit seiner klobigen Gestalt auf den jungen Menschen und faßte ihn mit seinen breitknochigen Armen um den Leib, ihn mit Riesenkräften zusammenpressend, als wollte er ihm die Rippen im Leibe zerbrechen.

Was nun folgte, war eine Szene der unbeschreiblichsten Verwirrung. Die Maskengäste stürzten sich auf die Ringenden um sie voneinander zu trennen, dies wäre ihnen jedoch schwerlich gelungen, wenn Pietro und Rahl, welche die Hoffnung, Anina zu finden, noch immer hier zurückgehalten hatte, nicht dazugekommen wären.

Juringer hielt seinen Nebenbuhler wie mit eisernen Klammern umschlossen, und die Bemühungen des Polizisten Ringer und seiner Gefährten verschafften dem Bedrängten nicht die geringsteErleichterung; im Gegenteil, sie steigerten noch die Wut des Wirtes, der imstande gewesen wäre, mit einem halben Dutzend seiner Angreifer fertig zu werden.

Ein wüstes Geschrei entstand, die Musik verstummte mit einer schrillen Dissonanz; alles lärmte, rief, gestikulierte wild durcheinander.

In diesem Momente bahnten Pietro und Hans der unglücklichen Marie, welche sich die Larve vom Antlitze gerissen hatte, um ihren Tränen freien Lauf lassen zu können, einen Weg durch die schreienden Ballgäste.

Und mit dem aus ihrem gequälten Herzen dringenden Rufe: „Karl!... Karl!“ stürzte die Aermste halbtod zu Füßen der Kämpfenden.

Der Klang ihrer Stimme, das Niederstürzen der Gestalt, in der Juringer seine Frau erkannte, lösten die eiserne Umarmung, in der sich Fritz Küchel befunden.

Und dieser Moment genügte, der junge Mann, der unter den Fäusten Juringers schier seinen Tod gefunden und der plötzlich völlig ernüchtert war, sprang mit einem gewaltigen Satz auf den Eingang zu....

Während all dieser Zeit war der Kapuzinermönch, den wir so lebhaft agieren gesehen, von einem sonderbaren Mißgeschick ereilt worden. Er hatte sich auf seinen Beobachterposten in der Grotte zurückbegeben, wo der Lärm der soeben geschilderten Szene nur dumpf zu ihm drang.

Als er aber die Insassen der Laube Nr. 3 rasch hinaus in den Garten treten sah und das Gelärm immer lauter wurde, wurde er sich sofort darüber klar, daß etwas Außerordentliches vorgegangen war, und so schnell als möglich eilte er zu dem rückwärtigen Ausgange, da ihm das Stacket den Weg in die Laube versperrte.

Aber der Wirt vom „goldenen Ochsen“ hatte auf den ersten Ton des Tumultes die Türe des Grottenausganges in das Schloß fallen lassen und da sich im Inneren der Grotte keine Klinke befand, fand sich der Mönch, in dem der freundliche Leser wohl schon lange den Kommissär Weintrieb erkannt haben wird, dort ganz unerwarteter Weise eingeschlossen

und von seinen Leuten abgeschnitten.

Voll Zorn versuchte Weintrieb vergeblich die Pforte zu öffnen; er riß den Kapuzinermantel und die Maske herunter und rüttelte aus Leibeskräften an der Türe, aber sie öffnete sich nicht. Da lief er wieder zu dem Stacket zurück, stemmte sein Messer gegen die Stäbe, und so gelang es ihm, mit schwerer Not etwas Raum zu schaffen, um sich durchzwängen zu können und in den Garten zu gelangen.

Dort hatten die Polizisten inzwischen Juringer ergriffen, während es dem Konzipisten ebenso wie Faust und seinem Begleiter gelang, in dem Tumult auf die Straße zu entkommen.

Weintrieb hatte die Situation im Momente übresehen. Er flog mehr als er ging durch den Garten hinaus ins Freie und schrie den dort aufgestellten Zivilwachleuten zu:

„Mir nach!"

Er war eben noch rechtzeitig genug gekommen, um zu sehen, wie sich die drei Personen, der Ritter, Mephisto und Faust in verschiedenen Richtungen entfernten. Faust war am unglücklichsten daran. Er hatte keinen Wagen bekommen ... Mit großen Schritten eilte er über die Straße ...

Weintrieb stürzte sich, ohne sich lange zu besinnen, dem Fußgänger nach.

Die Polizisten folgten ihm.

41. Kapitel

Die Flucht

Bei Weintrieb hatte sich die Ueberzeugung festgewurzelt, daß er in der Faustmaske den Baron Dunkelstein vor sich habe und daß dieser einer der abgefeimtesten Schurken auf Gottes Erde sei ... Er sah den Flüchtigen vor sich, er brauchte ihn nur einzuholen, ihn festzunehmen, und die Identität mit Dunkelstein festzustellen, um nach dem in der Grotte Gehörten sehr gut zu wissen, daß der Baron der Urheber des Raubes der Papiere, wie so mancher Uebeltaten gewesen ... Nur entkommen durfte er nicht. Er kannte die Schlauheit des Barons bereits, ebenso wie seine mächtigen Verbindungen und sein Glück ...

Ein Augenblick war genügend, um ihn entwischen zu lassen .... Die Nacht war dunkel, die ganze Umgebung voller Winkelgassen und der Baron flink wie ein Hirsch, trotz seiner etwas hinfälligen Gestalt ....

Als er die Pfiffe hinter sich hörte und die Polizisten auf sich Jagd machen sah, ergriff der maskierten Flüchtling, der in der Tat Baron Dunkelstein war, ein heftiges Schreckgefühl.

Er erkannte beim Umwenden im Scheine der Gaslaterne beim Eingange des Vergnügungslokals zum „goldenen Ochsen", den Kommissär Weintrieb. Er wußte, wie ihn dieser Mensch beargwohnte, und wie weit der Verdacht bei ihm schon gediehen, das sah er daraus, daß der Kommissär ihm auf den Ball nachgeschlichen war ... Vielleicht hatte

er auch seine Worte belauscht und das Billet gesehen, welches er selbst an Küchel geschrieben, um ihn zur Uebergabe des letzten Dokumentes zu bewegen. Er hatte es wohl nicht unterzeichnet, aber — er verfluchte seine Ungeschicklichkeit — seine Schrift nicht verstellt.

Blitzschnell kreuzten sich jetzt seine Gedanken, während er im ewigen Zickzack, wie ein gehetzter Hirsch durch die Gassen und Gäßchen eilte. Die Polizisten hatten um Sukkurs gepfiffen, aber zum Glücke für den Baron, kam ihm auf seinem Wege bisher kein Wachposten entgegen...

Wohin sollte er seinen Weg nehmen?... Wie lange konnte diese wilde Jagd dauern?... Er wußte es nicht... Nur das eine wußte er, daß er seinen Verfolgern nicht in die Hände fallen wollte, jetzt, in dem Augenblicke, wo er seinem Ziele näher war, als je, wo er sein Schiff bereits im Hafen geglaubt. Einen Moment hatte er daran gedacht.ruhig stehen zu bleiben und die Polizisten zu erwarten, als ob nichts geschehen wäre, ja, mehr als das, ihnen geradezu entgegenzugehen. .... Aber er erinnerte sich der Gewandtheit Weintriebs, der ihm bereits bei seinem Besuche im Groschenpalais so viel Verlegenheit bereitet hatte, und gab diesen Plan sehr rasch wieder auf. Bei Weintrieb half keine Unverfrorenheit.

Mit jugendlicher Elastizität setzte der Baron über allerlei Steinbarrikaden, welche die Pflasterer bei ihrer Arbeit zurückgelassen hatten.

Er hatte einen Vorsprung von zirka hundert Schritten; das wäre ihm noch vor zehn Jahren vollauf genug gewesen, um sich zu retten, ihm, der in jeder körperlichen Uebung den ersten Preis davongetragen. Aber wenn auch noch immer kräftig und agil genug, fühlte er dennoch, daß er diesen Dauerlauf nicht lange werde mitmachen können, umsomehr, als die Furcht, mit einem Entgegenkommenden zusammenzustoßen, seine Nerven lähmte.

Aus dem Klange der Schritte seiner Verfolger erriet er, daß einer voran sein mußte... Ein flüchtiger Blick seiner Adleraugen zeigte ihm, daß dies Weintrieb selber war...

„Wie wäre es, wenn ich mich zur Wehre setzte", blitzte es in dem Gehirn des Barons nur, indem Dunkelstein zugleich an den Griff seines stets in seiner Brusttasche verborgenen kleinen englischen Revolvers faßte... Aber auch diese Idee verwarf er schon als unausführbar im nächsten Momente. Erstens war er allein gegen drei, zweitens würde der Lärm des Schusses die übrigen erst recht auf seine Fährte führen.

Wenn er nur Weintrieb unschädlich machen könnte!... Die anderen zwei würde er dann schon zu täuschen wissen... Und immer näher hörte er den Kommissär hinter sich keuchen. Er konnte kaum fünfzig Schritte mehr von ihm entfernt sein.

„Halt! Stehen Sie!" schallte die Stimme Weintriebs an sein Ohr.

Und in der Tat, es hatte den Anschein, als ob der Angerufene dem Befehle Folge leisten wollte...

Er schien zu straucheln, berührte fast den Boden und — hielt dann wie erschöpft seine Schritte an... Weintrieb sprang in großen Sätzen an ihn heran. Aber, als ihn nur zwei-drei Fuß von ihm trennten, hob der Baron die Hand und schleuderte mit größter Wucht einen aufgenommenen Granitwürfel gegen die Stirne des Kommissärs... Weintrieb fiel mit einem Wehruf zu Boden.

Inzwischen waren die beiden anderen nähergekommen, und wenn sich der Baron jetzt auch mit verdoppelter Geschwindigkeit wieder auf die Flucht machte, so war es ihm doch unmöglich, ihnen aus den Augen zu entschwinden, da sein Weg ihn, ohne zu wollen, in lichtere, d. h. besser erhellte Gassen geführt hatte. Ja, zu seinem Schrecken bemerkte er, daß er in der Nähe des Schottenringes war und die neuerlichen Pfiffe seiner Verfolger hörend, wußte er, daß es hier, in dem noch immer belebten Stadtteile, für ihn kein Entrinnen geben würde.

Verzweifelt spähte er nach allen Seiten nach Rettung aus; die Häuser ringsum waren alle bereits in Dunkel gehüllt, die Bewohner schliefen; und aus dem einen Hause am Ende der Straße fluteten ihm helle Lichtwellen entgegen... Dort war das Haus des Polizeipräsidenten...

Mit einer letzten Anstrengung beflügelte er noch einmal seine Schritte und es gelang ihm, wieder einen größeren Vorsprung zu gewinnen, da — kamen ihm späte Spaziergänger entgegen, die der Lärm seiner Flucht und das Gepolter der Polizisten sicherlich auf ihn aufmerksam machen würden. Schon schien er verloren, wenige Augenblicke noch und er war von beiden Seiten eingekeilt.

Da huschte er mit der Lautlosigkeit einer Katze an den Mauern der letzten Häuser entlang, dort wo die kleine Nebengasse zu dem Palais des Polizeipräsidenten führt... Ein Sprung und er war in der Gasse... Dort hielt er seinen Lauf plötzlich an und, nachdem er durch ein halboffenes Fenster einen forschenden Blick in ein leeres Hofparterrezimmer, das wahrscheinlich der Dienerschaft gehört, geworfen, sprang er entschlossen durch das Fenster in das Haus des Polizeichefs.

Kaum zwei Minuten später waren auch seine Verfolger zur Stelle... Sie durchstreiften die Gasse, die ganze Umgebung — keine Spur mehr von dem Flüchtling.

Sie kehrten wieder zurück und blieben zögernd und unsicher geworden, vor dem Hause des Polizeipräsidenten stehen... Wohin konnte der Flüchtige entsprungen sein?... Das schien ein unlösbares Rätel, denn daß er die Straße nicht passiert habe, das erklärte der an der anderen Ecke stehende Polizeiposten mit ganzer Bestimmtheit. Er mußte sich daher in eines der Häuser gerettet haben. Aber in welches? Doch nicht in das Palais des Polizeipräsidenten?... Das hieße denn doch in die Höhle des Löwen gehen... Und wenn er schon die Absicht gehabt hätte, wie hatte er sie bewerkstelligt?....

Indes der Zivilpolizist Ringer war ein gewissenhafter Mann, der nichts unversucht ließ.

Während der Verfolgung war

ein Polizist hinzugekommen, doch hatte er denselben, bei dem verwundeten Weintrieb zurückgelassen. Seine erste Sorge war es daher, seine Leute zu verstärken. In wenigen Minuten hatte er also etwa ein Dutzend Polizeiwachleute bei den verchiedenen Ausgängen des Palais postiert, mit der Ordre, jede verdächtige Gestalt, die sich von dort entfernen sollte, sofort beim Kragen zu fassen. Er selbst hatte das offene Fenster wohl bemerkt; vielleicht hatte Belzebub den Flüchtling geritten, sich in den offenen Polizeirachen hineinzustürzen... In keinem Falle sollte ihm der Vogel entflattern... Oh, er war schlau, der Polizist Ringer.

Baron Dunkelstein hatte in dem Zimmer, in welches er auf so eigentümliche Weise eingedrungen, sich nicht einen Moment aufgehalten, er setzte ohne Zögern auf sein gutes Glück bauend, seinen Weg fort und kam in einen langen Gang, wo er sofort seine Ortskenntnis, die ihm bisher gemangelt, zurückgewann. War er doch kein Fremder im Hause des Polizeipräsidenten, im Gegenteil, er hatte noch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um sich dort zu zeigen. Und mit lebhaftem Vergnügen erinnerte er sich jetzt, daß der eitle Polizeichef zur Feier seiner silbernen Hochzeit in seinem Palais heute ein kleines Fest mit einem Kostümkränzchen verbunden, arrangiert hatte, zu dem ja auch er, der Baron geladen war.

Im Nu hatte er seine ganze gute Laune zurückgewonnen. Das ließ sich einmal nicht leugnen. Fortuna war mit ihm. Er wartete in dem Korridore eine kleine Weile, bis er sich von dem Echauffement des Laufes, den er soeben hatte durchmachen müssen, etwas erholt hatte, dann brachte er sein Kostüm in Ordnung, verbarg die Maske und trat den ihm wohlbekannten Weg zum großen Salon an, hiebei die vorderen Vorzimmer, wo die Dienerschaft sich aufhielt, vermeidend. Es war ihm unmöglich, hiebei allen Dienstboten aus dem Wege zu gehen und auf der Treppe begegnete er auch einem Bedienten, der eben Eislimonade in den Salon trug, aber dieser machte sich nicht die geringsten Gedanken über den Gast, den er von seinen früheren Besuchen her kannte, und das ermutigte den Baron in seinem Auftreten noch erheblich.

„Wartet nur Kanaillen", murmelte er schadenfroh, „ihr sollt mich nicht in eure Krallen kriegen."

Im Salon tönte ihm rauschende Musik entgegen und das gedämpfte Gesumme einer großen, eleganten Gesellschaft. Auf das Drängen des Polizeipräsidenten, der seine Rücksichtslosigkeit gegen den Prinzen, die ihm seinerzeit von hoher Stelle aus geboten worden, gerne wieder gutgemacht hätte, war auch Erzherzog Johann erschienen. Ebenso Oberleutenant v. Kögel mit seiner reizenden Gemahlin, der Prinzessin Alma; ferner Prinzessin Alice und Fürst Egon, Graf Dornbirn, der, von seiner Verwundung genesen, unter den Damen den Charmeur spielte, sich aber hütete, sowohl dem Oberleutnant v. Kögel, wie dem Kanonikus Kainzel allzunahe zu kommen, und noch viele Sterne der Aristo-

kratie und der hohen Beamtenwelt, teils in eleganter Salontoilette, teils im Kostüme dem Silberbrautpaare zu Ehren.

„Ei, ei, Baron", sprach den Eintretenden ganz erstaunt der Polizeipräsident an, „Sie schenkten uns auch die Ehre und ich bemerkte Sie erst nach Mitternacht, mein Faust?"

„Ach ja, es ist das ganz meine Schuld, mein bester Präsident. Bereits seit zwei vollen Stunden habe ich das Glück, mich in diesen freundlichen Räumen aufzuhalten. Aber meiner heutigen, mir selbst rätselhaften Faust-Stimmung Rechnung tragend, habe ich mich zu den „Alten" ins Spielzimmer zurückgezogen."

„Was Kuckuck. Sie haben auch so früh schon mit dem Jeu begonnen... Nun, Ihr Kartenglück muß zu unserem Glück nicht allzu groß gewesen sein, sonst hätten wir

„Ei, ei, Baron, ich bemerkte Sie erst nach Mitternacht, mein Faust?"

nicht so bald das Vergnügen, Sie hier zu sehen."

„Sie sind zu liebenswürdig, mein Bester."

„Aber schade, daß Sie auf dieser Weise wahrscheinlich von den Kostümfiguren nichts gesehen haben, obwohl Sie selbst so trefflich kostümiert sind..."

„Es tut mir in der Tat leid das, doch ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich heute mit meinem Erscheinen Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin ein Opfer gebracht habe. Ich fühle mich nicht sehr wohl heute."

„Doppelt verbunden, mein bester Baron... Aber wahrscheinlich gestern des Guten zu viel getan, Sie Lebebold, Sie...."

„Nicht die Rede davon.... Ich wollte, ich hätte meinen Wagen nicht nach Hause geschickt. Es regnet, und ich Tor, bin ohne Pardessus gekommen."

„Wenns weiter nichts ist, mein Lieber, so nehmen Sie meinen Wagen; ich stelle Ihnen denselben, sowie einen meiner Mäntel gerne zur Verfügung. Sie sehen in der Tat recht angegriffen aus; ich glaube, Sie haben Fieber."

„So etwas dergleichen, verehrter Freund! Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Angebot, das ich sofort akzeptiere. Ich kann nichts Besseres tun, als nach Hause zurückkehren. Man wird alt, mein Lieber!... Ach, vor zehn Jahren noch hätte mich keine Unpäßlichkeit der Welt verhindern können, ein so schönes Fest bis zu Ende zu genießen... Nun ja:

„Ils sont passés les jours de fétes
et ils ne reviennent plus . . ."

Damit drückte er dem Herrn des Hauses die Hand und verschwand wieder, seinen Bekannten nach allen Seiten freundlich zunickend, aus dem Saale. Draußen im Vorsaale ließ er sich von einem der Diener den Kleiderschrank des Polizeipräsidenten öffnen, entnahm demselben einen einfachen Dienstmantel, um das Kostüm zu schonen, wie er sagte, legte den Mantel um und schlüpfte rasch in den vorgefahrenen Wagen des Präsidenten.

Mit dumpfem Getöse rollte der Wagen aus dem Hause. Die beim Haupteingange postierten Polizisten, Ringer an der Spitze, schauten beim Scheine der großen Torkandelaber forschend in das Innere des Wagens. Als sie dort die Polizeiuniform erblickten und den Wagen des Präsidenten erkannten, salutierten sie ehrerbietig. Baron Karl Dunkelstein dankte mit einer gemessenen Handbewegung und sprach mit einem liebenswürdigen Lächeln: Ja, ja, den alten Fuchs kriegt man nicht so leicht, ihr Dummköpfe!..."

41. Kapitel

Bei den Stubels

Milly wartete die ganze Zeit über in Geduld darauf, daß endlich der Tag der Vereinigung mit Johann für sie heranbrechen werde. Der Erzherzog war ruhig und gefaßt, trotz der fatalen Affäre, die ihm einen neuen Strich durch die Rechnung gemacht und hoffte, daß die Recherchen Weintriebs den gewünschten Erfolg haben werden.

Er ließ daher bei den Besuchen bei seiner Braut keine Traurigkeit blicken und unterhielt sich mit Milly oft in heiterster Seelenruhe stundenlang über ihre Zukunft.

Auch Lori Stubel hatte sich damals auf den Rat ihrer Mutter von der Bühne zurückgezogen, denn Mama Stubel sagte mit großer Würde: „Das paßt nicht mehr für uns..."

Kein Mißton störte also die Harmonie der kleinen Familie. Milly ging täglich zu Rahls bei Sabine Nachfrage halten, wie es mit Gusti ginge und ob man nichts von Anina gehört hatte.

Als sie am Tage nach den im vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen nach Hause zurückkehrte, empfing sie der Erzherzog, der bereits eine Stunde auf ihre Heimkunft wartete mit den Worten:

„Wir waren schon sehr besorgt um dich, Milly; was hat dich denn so lange zurückgehalten?"

„Ach, mein teurer, im Groschenpalais hat es schreckliche Sachen gegeben", sagte ganz verstört die Braut des Prinzen.

„Schreckliche Sachen", mengte sich Frau Stubel, die für ihr Leben gern Schauerdinge erzählen hörte, in das Gespräch, „was denn, mein Kind? Erzähle doch."

„Ich weiß ja eigentlich nicht recht, wie die Dinge zugegangen sind... Als ich hinkam, traf ich zuerst nur Sabine, die mir über die Ereignisse von gestern zu berichten begann. Später kam auch Hans hinzu. Er war auf einem gestrigen Vorstadtball, wohin sich auch Pietro begeben hatte, um nach Anina zu forschen."

„Und sie haben sie gefunden?" fragte mit lebhaftem Interesse Frau Stubel, denn sie hatte Anina wahrhaft liebgewonnen, wie jeder ihrer Familie.

„Leider nicht. Aber auf dem Balle hat es einen großen Tumult gegeben, den der ewig trunkene Gatte Maries, Karl Juringer, herbeiführte. Es kam zu einer Schlägerei, Juringer wurde arretiert, und noch viele Leute und die arme Marie, die Zeuge dieser Szenen war, liegt heute schwer krank in ihrem Bette."

„Der Elende!" grollte Frau Stubel, an Juringer denkend. „Ich wollte, ich hätte den Kerl kuranzen können."

„Doch das ist noch nicht alles. Hans hat dem Wirt bei seiner Arrestation nachfolgen müssen, um Zeugenschaft abzugeben, auch Pietro. Es wurde sofort ein Verhör aufgenommen und Juringer, in die Enge getrieben, gab die merkwürdigsten Antworten, besonders später, als der Kommissär Weintrieb, dem ja auch deine Affäre anvertraut ist, mit einer Kopfwunde, die ihm ein Bösewicht von den Gästen beigebracht hatte, auf das Polizeikommissariat kam. Das Verhör dauerte bis zum frühen Morgen. Kommissär Weintrieb nahm tätigen Anteil daran und Juringer soll schreckliche Dinge erzählt haben, gegen seinen Schwiegervater und einen gewissen Wessel, den die Polizei bereits verhaften ließ. Was er eigentlich erzählte, ist mir nicht bekannt, ich weiß nur so viel, daß Hans Rahl während meines Besuches ganz verstört eintrat und in furchtbarer Aufregung schien. Ich fragte ihn natürlich, was ihm fehle, aber er schien meine Frage gar nicht zu hören; erst als ich dieselbe wiederholte, sagte er mit zitternder Stimme: „Seit heute nacht weiß ich wie mein Vater ums Leben gekommen ist. Oh, die Elenden, oh, mein armer Vater..." Dann schwieg er, und ich war selbst viel zu sehr erschreckt, um reden zu können. Hans aber rief zu seiner Schwester: „Du bringst alles in größter Schnelle in Ordnung. Ich bleibe keine Mi-

nute mehr in diesem verfluchten Hause. Mein Wunsch ist erfüllt: Ich habe die Mörder unseres Vaters gefunden. Noch heute ziehen wir fort von da. Diese dumpfen, dicken Mauern, diese unheimlichen Höfe, diese unheimliche Nachbarschaft machen mich krank!..." Und dann gab er sich seinem Schmerze um Anina hin und die arme Sabine erfüllte stumm das Geheiß ihres Bruders und machte alles zum Ausziehen fertig. Ich aber fühlte mich selbst so angegriffen von dem Gehörten, daß ich dann raschAbschied nahm. Auf der Straße traf ich Weintrieb. Er hatte ein Auge mit einem schwarzen Tuche verbunden. Als er mich aus dem Hause treten sah, kam er eilig auf mich zu, aber mich erkennend, grüßte er höflich und sagte:

„Pardon, mein Fräulein! Fast hätte ich Sie nicht passieren lassen."

„Aber mein Gott, was geht denn vor?" rief ich.

„Sie werden es später erfahren, mein Fräulein", erwiderte er, „es geht alles gut, die Papiere des Erzherzogs werden bald alle in unseren Händen sein."

Als der Prinz dies hörte, sprang er in großer Bewegung auf.

„Endlich", rief er, „endlich werde ich ganz frei sein."

Dann umarmte er seine Braut, und sagte zärtlich: „Ich habe die Resignation, das Entsagungsgesuch auf meine Würden bereits fertig gemacht. Hier ist es in meiner Tasche. Jeden Moment kann ich es abschicken."

„Ob Sie sichs doch nicht noch einmal überlegen sollten, Herr Erz.... Herr Orth," sagte Frau Stubel mit einem großen und aufrichtigen Bedauern im Tone: „Ich weiß nicht, aber ich glaube halt immer, Erzherzog Johann klingt eben doch noch schöner als Herr Orth!... Und Erzherzog wird man nur einmal."

„Ja gewiß, aber man kann auch von einem Male davon genug haben, Mutter Stubel, glauben Sie mirs, so genug, daß man nicht mehr davon wünscht."

„Und doch, wer weiß, ob du in zehn Jahren auch noch so sprechen wirst, mein Freund", sagte Milly?...

„Ich erkenne dich nicht", gab der Erzherzog zurück. „Wenn die Aengstlichkeit deiner Mama Lori angesteckt hätte, würde mich das wenig verwundern, aber du, Milly, du, die mich und alle meine Pläne kennt, sprichst von deinen Zweifeln."

„Ach, mein Gott, Johann, ich zweifle ja nicht an deiner Liebe für mich, du hast mir hiefür ja mehr und tausendemal überzeugendere Beweise geliefert, als je ein Liebender dem Gegenstande seiner Liebe. Aber ich habe eine dunkle Furcht vor dem Kommenden, die ich niemandem, mir selbst nicht definieren kann. Es ist, als ob das Unbekannte mich erschauern und das Schrecklichste befürchten ließe."

„Das Unbekannte? Und was ist dir denn eigentlich unbekannt, meine Süße?... Du weißt, daß ich meine Verzichtleistung anmelden werde, daß man sie zur Kenntnis nehmen wird. Dann werden wir weit fortgehen von hier, fort, damit uns nicht einmal das Andenken an die Scholle, die uns fesselte, an Zeiten, die uns Pein

gebracht, zu erinnern vermögen. Ich werde Seemann werden; das Meer, das ewige schwanke, soll meine Heimat sein, auf daß mich nichts Festes mehr binde. Mit meinem Schiffe will ich kühn die Fluten durchstreifen ..."

„Und ich, mein Teuerer, mein Einziger, was soll aus mir werden, wenn du nicht bei mir bist?"

„Du kommst ja doch mit mir, kleine Braut, und wir bauen uns dort drüben unser Haus, wo ich nach des Lebens und des Meeres Stürmen friedlich ruhen will. Dort wird mich mein trautes Weib empfangen und ich werde ihr von meiner Arbeit erzählen, von meiner wirklichen braven Arbeit, die ich getan, und mich freudig in dem Hause umschauen, in welchem alles mein eigen sein wird, selbsterworben mit ehrlichem Verdienste. Ich werde mein Recht auf die Arbeit zur Geltung bringen können, uneingeengt, von den Fesseln, die mir hier die Brust umklammern, und fleißig schaffen vom Morgen bis zum Abend mir und dir zu Liebe ..."

„Ewig fern", warf ein wenig verdrossen, aber doch gerührt, Frau Stubel ein.

„Nicht ewig! ... Vielleicht, wenn viel Jahre dahingewandert sein werden und andere Menschen, andere Verhältnisse erstehen, wenn der Schnee unseren Scheitel gebleicht, und unser Blut ruhig und mild in unseren Adern fließt, soll uns die alte Heimat wiedersehen."

„Was ist dann schon aus mir geworden! ..." seufzte Frau Stubel.

Aber Erzherzog Johann legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte liebreich:

„Und werden denn jene, die uns lieben, uns nicht in dem Hause, das wir uns bauen wollen, aufsuchen, auch wenn uns Hunderte, ja Tausende von Meilen trennen? Gewiß, wir werden uns sehen, Mutter Stubel, und deshalb Kopf in die Höhe! Sonst wird mir ja

... „das Glück! . . Ach, wenn es doch endlich das Glück wäre!"

meine kleine Milly am Ende auch noch melancholisch."

„Oh, fürchten Sie das nicht, Herr Orth", unterbrach ihn lustig Lori, die auf ihren Schwager in spe jetzt nicht wenig stolz war. „Sehen Sie nur, wie der Schelm bereits unter Tränen wieder lächelt?"

„In der Tat", sagte der Prinz freundlich, sanft über ihren blonden Scheitel streichend, „so ists

recht, mein Lieb, nur lächeln! Uns winkt jetzt endlich das Glück."

„Das Glück!" wiederholte Milly mit einem unbewußten Seligkeitsgefühl, „das Glück!... Ach, wenn es doch endlich das Glück wäre!"

43. Kapitel

Ein Haftbefehl

Weintrieb fiel, von dem Steine Dunkelsteins getroffen, im Auge einen heftigen Schmerz empfindend, schwer auf das Straßenpflaster hin und verlor im Augenblicke seine Besinnung. Auf die rasch hingeworfene Ordre Ringers blieb ein Polizist bei dem verwundeten Vorgesetzten zurück. Aus seinem Kopfe strömte eine dichte Blutwelle, die der Wachmann mit seinem Mantel zu stillen sich bemühte. Dann band er dem Verwundeten ein Tuch um den Kopf und rief einen Gefährten hinzu, der etwa eine halbe Stunde später an dem Tatorte erschien.

Dann holte er einen Wagen herbei und transportierte den noch immer Besinnungslosen in seine Wohnung.

Aber Weintrieb hatte eine riesig zähe Natur. Kaum hatte man ihm zu Hause die Wunde verbunden, die übrigens nicht tief war und mehr Schmerz und Betäubung hervorgerufen, als wirkliche Gefahr, als er auch schon wieder zu sich kam.

Ein mit Beschämung, Haß und Bewunderung gemischtes Gefühl durchdrang den alten Polizisten. Er schämte sich selbst des Abenteuers, das ihm widerfahren, er haßte den Baron, der ihm diese Niederlage bereitet und dennoch, er konnte ihm jene Bewunderung nicht versagen, die jeder Polizeibeamte selbst dem größten Verbrecher zollt, dem es gelingt, über ihn zu triumphieren.

Also, der Baron war wieder entschlüpft, sagte sich Weintrieb, sich selbst an dem Mißlingen seiner Inhaftnahme die Schuld beimessend. Weshalb hatte er nicht gegen den schlauen Fuchs größere Vorsicht gebraucht? Jetzt wird Dunkelstein sicherlich allen seinen Verfolgern bereits entronnen sein und sich ins Fäustchen lachen.

Weintrieb knirschte vor Zorn mit den Zähnen, wenn er daran dachte.

Es war ihm trotz seiner Wunde, die ihm heftige Schmerzen verursachte, unmöglich, im Bette zu bleiben; er mußte hinaus.

Er kleidete sich daher um 2 Uhr nachts wieder an und verfügte sich auf das nächste Polizeikommissariat um dort Erkundigungen einzuziehen, was beim „goldenen Ochsen" heute nacht noch vorgegangen war.

Zu seiner angenehmen Verwunderung traf er dort Fritz Küchel und Karl Juringer an, sowie Pietro und Hans Rahl.

Juringer schrie fortwährend, er wolle nach Hause und verriet sichtliche Zeichen der Trunkenheit — er hatte noch bevor man ihn aus dem Lokale entfernte, eine Flasche Wein geleert —, indeß Fritz Küchel in düsterer Resignation die fatale Situation, in welche er durch seinen Leichtsinn geraten, überlegte.

Weintrieb übernahm sofort die Rolle des Verhörenden. Das erste war jedoch eine Leibesvisitation, die er an Küchel vornehmen ließ

und die diesen mit tödlichem Schreck erfüllte.

Wußte er doch, daß er jetzt verloren war. Mit triumphierender Miene zog der Kommissär, der seine ganze Elastizität zurückerlangt hatte, das Papier aus der Brusttasche Küchels, von dessen Existenz er bereits in der Grotte auf seinem Lauscherposten Kenntnis erlangt hatte.

Die Sache war klar; es war in der Tat ein Schriftstück von den gestohlenen Militärplänen; da ließ sich nichts leugnen mehr. Zwar behauptete Küchel, der sich bei der Entdeckung ganz verzweifelt gebärdete, daß er nur Wessel kenne, von dem er verleitet worden sei, aber Weintrieb wußte wohl, was hinter Wessel zu suchen war und drang nicht einmal weiter in ihn.

Er konstatierte das Faktum, nahm das Protokoll auf und wandte sich dann an Juringer.

„Es soll Euch nichts geschehen", sprach er begütigend zu ihm, „Ihr kennt mich ja. Ihr werdet nur das mitteilen, was Ihr mir vor zwei Tagen in Eurer Wirtsstube in der Amselgasse sagen wolltet."

Der Trunkene schaute ihn mit einem stumpfen Blicke an und erwiderte nichts.

„Nun, nun erinnert Euch nur! Wißt Ihr — das vom alten Kater, auf den Ihr es so scharf habt. Juringer."

Da leuchtete etwas wie Verständnis aus den stieren Augen des Trunkenboldes.

Er lachte höhnisch laut auf und schrie: „Ja vom alten Kater — das will ich schon erzählen, das! Geschieht ihm schon recht, weshalb will er seine Goldfüchse nicht auslassen, der Lump!..."

Dann lachte er wieder und dann begann er abgebrochen, unzusammenhängend zu erzählen, aber doch verständlich, sehr verständlich sogar für Weintrieb, der nicht eine Silbe von dem Berichteten verlor.

Er erzählte, was wir bereits wissen, wie er an jenem Abend durch Zufall mitangesehen, wie Keil und Wessel den Kommissär Rahl überfielen, wie sie ihm den Dolch in das Genick stießen und dann rasch die Flucht ergriffen.

Weintrieb brachte alles zu Protokoll... Dann sagte er:

„Es ist gut, Juringer... Wartet geduldig bis morgen. Man wird Euch eine Schlafstätte anweisen!"

Hans Rahl war ganz vernichtet, als der Kommissär Weintrieb ihm Nachricht von seiner Entdeckung gab. Aber dieses Entsetzen dauerte nur einen Moment.

„Wessel ist noch nicht in Ihren Händen!" rief er.

„Ebendeshalb eile ich, ihn zu holen. Ich verlasse Sie, um den liebenswürdigen Herrn aus seinem besten Schlafe zu stören. Jetzt soll er mir nicht mehr entwischen. Oh, ich wäre imstande, einen Walzer zu tanzen, so entzückt bin ich darüber, diese gefährliche Bande endlich in meine Gewalt zu bekommen. Keine Rücksichten mehr — ganz ohne Handschuhe muß man dieses Pack anfassen... Sie aber, lieber Freund, gehen nach Hause: auch Herr Pietro ist überflüssig da... Ich hoffe, Ihnen bald gute Nachrichten zu bringen."

Pietro war nicht weniger erregt, als Hans Rahl, wenn auch aus anderen Gründen. Er sah die große Gefahr vor Augen, die Dunkelstein, und damit schließlich auch ihn bedrohte. Wenn er auch absolut unfähig war, für den Baron auch nur das geringste Bedauern zu empfinden, so fühlte er sich doch in höchstem Grade beängstigt von der Gefahr der Entdekkung und war in großer Verlegenheit darüber, wie er sich zu den Geschehnissen dieser Nacht zu benehmen habe. Zwar war bei der Organisation dieses „Bundes" nicht anzunehmen, daß Wessel oder der Baron ihn selbst in die Hände der Polizei als ihren Bundesgenossen liefern sollten, aber ein Zufall konnte bei dem Stande der Angelegenheiten an ihm zum Verräter werden. Das Zettelchen, das er gestern abend im Garten zum „goldenen Ochsen" aufgelesen hatte und das augenscheinlich vom Baron oder von Wessel stammte, die ja, wie er erfahren, sich in der Nebenlaube befunden haben sollen, brannte ihn förmlich in der Tasche, in der er es verborgen hatte, ohne es bisher zu lesen und dennoch wagte er es nicht, dasselbe von sich fortzuwerfen, um nicht auf diese Weise Argwohn zu erwecken.

Er leistete daher der Aufforderung des Kommissärs, sich nach Hause zu begeben, herzlich gerne Folge.

Zu Hause angelangt, war es sein erstes, den Zettel hervorzunehmen, um ihn zu verbrennen. Zuerst aber warf er einen Blick auf denselben. Es waren nur wenige Worte:

„Die gewünschte Summe habe ich bei mir. Geben Sie das Dokument Wessel und Sie erhalten das Geld. Carlo."

In den Händen Pietros begann das Papier heftig zu zittern.... Die Augen versagten ihm den Dienst... Eine rote Blutwelle trübte sein Sehvermögen...

Diese zierlichen, aristokratischen Schriftzüge, — das war nicht die Schrift Wessels... Das hatte Dunkelstein geschrieben, wenn sein Name auch nicht unterzeichnet war.

Er hatte noch nie die Handschrift des Barons zu sehen Gelegenheit gehabt — und doch, diese Schrift war ihm bekannt, furchtbar bekannt, nur zu bekannt.

Mit krampfhafter Hast riß er den Kasten auf und entnahm demselben den vergilbten Brief, den er vor seiner verstorbenen Tante Theresa hatte...

Oh. er hatte sich nicht getäuscht! ... Es waren dieselben Schriftzüge, dieselbe elegante, frauenhaft feine Hand. Und die Unterschrift: Carlo!...

Kein Zweifel mehr! Baron Karl Dunkelstein war jener österreichische Nobile, der seine Mutter verführt, seinen Vater getötet hatte .... Erinnerte er sich doch jetzt plötzlich daran, wie Anina stets von den wunderschönen italienischen Reisen des Barons erzählt hatte, mit denen er sie bei dem Maler Rahl unterhalten...

Anina!... Großer Gott, sie war sein Kind, das Kind jenes Elenden, der das Glück seines Elternhauses vergiftet. Und er, Pietro, war im Dienste jenes Niederträchtigen gestanden und hatte ihm in seinen das Licht scheuenden Plänen Hilfe und Beistand gebo-

ten — er hatte Geld genommen von dem Verführer seiner Mutter! Mit einem Wutschrei riß er das Buch, das den Revers über seine Spareinlagen bildete, aus dem offenen Schrank und zerriß es in kleine Stücke...

Das ernüchterte ihn etwas.... Und wenn er es doch nicht wäre! ... Wenn ihm nur seine aufgeregte Phantasie einen Streich gespielt hätte...

Aber war es möglich? Die Gleichheit der Schrift, der Vorname, sein Aufenthalt in Italien, sein Rang, seine Verführermanieren, all' das sollte nur Zufall sein?...

Warum zögerte er eigentlich, sich Gewißheit zu verschaffen?... Ihm würde der Baron nicht entwischen, wie den Armen der Polizei! Ihm waren die geheimen Wege und Gänge im Groschenpalais bekannt. Der Fuchs konnte ihn selbst in seinem eigenen Baue nicht irreführen.

Am besten wäre es also, dem Baron im Groschenpalais einen Besuch abzustatten, einen überraschenden Besuch. Oh, er wird bald Gewißheit haben! Der Baron muß — und wäre er der abgefeimteste Schurke auf Gottes Erdboden — unter der unerwarteten Anklage, die er ihm in das Gesicht schleudern würde, zusammenbrechen, und er, Pietro, wird seinen Schuldbeweis haben.

Was dann geschehen würde?... Pietro wußte es nicht; seine Gedanken verwirrten sich...

Nur das eine stand fest bei ihm: er wollte und mußte den Baron aufsuchen.

— — — — —
— — — — —

Kommissär Weintrieb hatte sich indeß beim Polizeipräsidenten melden lassen.

Der gute, alte Herr saß, stark ermüdet von dem Amüsement des nächtlichen Festes, eben noch bei seinem Frühstückstee und war nicht sehr erfreut darob, in aller Morgenfrühe bereits von seinen Amtsgeschäften gestört zu werden.

„Was gibt es, Herr Kommissär?" fragte er daher etwas ungehalten den Eintretenden.

Dieser merkte wohl die Unfreundlichkeit im Tone des Sprechenden; doch ließ er sich dadurch nicht im geringsten beirren.

„Ich habe Ihnen, Herr Präsident, wichtige Mitteilungen zu machen", begann er in seinem amtlichsten Tone.

„Wichtige?"

„Sehr wichtige?"

„Nun, so fangen Sie also an", sagte der Polizeileiter mit einem tiefen Seufzer, indem er mit dem Ausdruck eines Märtyrers seines Berufs sein Antlitz in den gegenüber befindlichen Spiegel mitleidig studierte.

„Heute nachts haben wir im Wirtshause zum „goldenen Ochsen" eine sehr bedeutende Entdekkung gemacht. Wir bekamen dort die Fäden des Dokumentenraubes aus dem Reichskriegsministerium in die Hand."

„Ah!" machte der Polizeipräsident, behaglich seinen Tee schlürfend.

„Auch gelang es mir endlich, die näheren Umstände der Ermordung des Kommissärs Rahl aufzuhellen und die Mordgesellen auszukunden: es sind dies der Drechsler Martin Keil und der ehemalige Sekretär der schönen

Gräfin Christine Fjordenson, Friedrich Wessel. Beide im Groschenpalais wohnhaft. Ich habe die Verhaftung der beiden sofort selbst vorgenommen.

„Sehr gut, sehr gut", bemerkte da der Polizeichef mit dem Tone großer Befriedigung, „wir haben da wieder etwas sehr Verdienstliches geleistet. Die öffentliche Meinung wird uns Dank wissen dafür."

Um die Lippen Weintriebs spielte ein leichtes ironisches Lächeln, als er entgegnete: „Wie Herr Präsident sehen können, war unser verdienstliches Werk mit manchen Fährlichkeiten verbunden: um ein Haar hätte ich mein rechtes Auge eingebüßt."

„Richtig, richtig, lieber Weintrieb ... Schau, schau, ich habe Sie im Anfange mit Ihrem Kollegen Kornau verwechselt, der ja immer eine Binde trägt ... Entschuldigen Sie, meinBester; aber, du mein Gott, gleich am frühen Morgen — die vielen Geschäfte, da muß man wirklich seine Sinne gehörig beisammen halten. Wie ist denn das gekommen, Herr Kommissär?"

„Auf der Verfolgung eines der Verräter", sagte Weintrieb, „der meiner festen Ueberzeugung nach in beide Affären verwickelt ist, ja mehr als das, sowohl beim Dokumentendiebstahl, — ein Raub war es ja eigentlich nicht — als auch bei der Ermordung Rahls eine Hauptrolle inne hatte. Seine übrigen Missetaten werden wir erst später konstatieren können."

„Donnerwetter!" glaubte der Präsident in einem sehr männlich klingenden Tone ausrufen zu sollen. „Da haben wir ja einen ganz famosen Fang gemacht."

„Gestatten mir, Herr Präsident, die bescheidene Einwendung, daß wir diesen Fang leider noch nicht gemacht haben."

Und weshalb nicht?" fragte der erste Vorgesetzte des Kommissärs nicht ohne eine gewisse Strenge, welche die Zierde eines jeden hohen Beamten hätte bilden können.

„Weil er uns entwischt ist, Herr Präsident."

„Ah!" rief, sehr ernst werdend der Polizeileiter, „und darf ich fragen, was Sie und Ihre Leute, die doch so weit gingen und so viel bereits erfahren hatten, an der Festnahme des Hauptverbrechers hinderte? Oder ist es etwa nötig, daß ich überall persönlich anwesend sei?"

„Ich erlaube mir zu bemerken, daß dies durchaus nicht nötig ist. Meine Verwundung rührt von dieser Verfolgung her. Der Elende, den wir schier ereilten, setzte sich mit einem Steine zur Wehre und schlug mir fast das Auge aus. Ich blieb ohnmächtig zurück; so entkam er."

Der Polizeigewaltige war sehr unzufrieden. Er verbarg dies auch gar nicht mehr; er stieß die leere Teeschale zurück, zerknitterte das vor ihm liegende Morgenjournal, in das er noch rasch einen Blick warf.

„Es ist nur ein Glück, daß es nicht in die Zeitung gekommen ist", sagte er im tadelnden Tone, „diese Leute wären imstande gewesen, wieder mich für diese Blamage verantwortlich zu machen. So geht es ja immer. Ich muß ja stets das Opfer sein für die

Ungeschicklichkeit meiner Untergebenen. Man soll den Hauptböse-wicht sich vor der Nase davonlaufen lassen. Unerhört!... Wie kann ein gewiegter Polizist überhaupt von einem Steine getroffen werden? Wenn es noch eine Revolverkugel gewesen wäre, aber ein Stein, ein ordinärer Stein."

„Gestatten Sie mir zu bemerken, Herr Präsident", warf hier der Kommissär mit deutlicher Ironie ein, „daß ich meinerseits dem Steine vor der Kugel noch immer den Vorzug gebe."

Der Polizeipräsident streifte Weintrieb mit einem giftigen Blick und erwiderte nur:

„Das ist Geschmacksache, mein Lieber, aber Sie wissen, wir stehen vor dem Avancement, und da werde ich auch wissen, was ich vorzuziehen habe."

Weintrieb fühlte, daß er die Eitelkeit seines Chefs schwer beleidigt habe und versuchte es, seinen Fehler wieder gutzumachen.

„Wie Herr Präsident sehr richtig bemerkt haben", fuhr er daher fort, „ist es sehr gut, daß die Sache noch nicht in die Zeitung kam. Vorläufig wäre es ein Mißerfolg, während es in Kürze ein glänzender Triumph sein wird, den Herr Polizeipräsident selber erringen werden."

„Wieso das?" fragte, freundlicher werdend, der Polizeigestrenge.

„Mit dem Entschlüpfen, das dem Böswicht gestern geglückt, ist noch nichts verloren. Mir ist der Mann bekannt, und ich habe nicht anderes nötig, als einen Haftbefehl, den Herr Präsident ausstellen lassen werden, um ihn in unsere Hände zu bekommen."

„Ja, aber Mensch", schrie da der Polizeichef, ganz entzückt, „weshalb haben Sie denn das nicht gleich gesagt... Das allerdings ändert die Sache... Sehr gut, sehr gut, Sie sind ein braver Beamter. Sie sind zu Ihrem Chef gekommen, um seinen Rat zu erbitten... Sie sollen ihn haben, mein Bester, und das Avancement dazu."

„Der beste Rat wäre in diesem Falle der Haftbefehl."

„Sie glauben, Herr Weintrieb... Gut. so will ich Ihnen denselben sofort selber ausstellen .... Wie heißt der Missetäter?"

„Baron Karl Dunkelstein."

Hätte ein Blitzstrahl in das Zimmer seinen Weg gefunden und vor dem Polizeichef mit einer höflichen Verbeugung halt gemacht, der Präsident hätte nicht verblüffter dreinschauen können, als bei diesen Worten...

Er sprang von seinem Sitze auf, daß er das Gläschen, das er sich nach dem Tee vollgemessen, vom Tische hinunterwarf, trat einige Schritte zurück, als ob er fürchtete, Weintrieb werde plötzlich einen Tobsuchtsanfall bekommen... Dann sagte er, den Beamten mit argwöhnischen Augen betrachtend:

„Wie... Wie heißt er?"

„Baron Karl Dunkelstein."

Dieselbe Antwort mit derselben Ruhe. Aber der Polizeipräsident beruhigte sich nicht.

„Sind Sie bei Sinnen? fragte er weiter.

„Gewiß, Herr Präsident, ich erfreue mich vollständiger Geistesklarheit und nur, weil ich gegen einen Mann von dem Range und dem Einflusse des Barons nicht

eigenmächtig vorgehen konnte, wie gegen Wessel und Keil, habe ich es gewagt, die Morgenruhe meines Chefs zu stören."

„Ja, aber um Gottes willen, das läßt sich doch nicht nur so einfach behaupten, das muß man ja auch beweisen. Ebenso könnten Sie ja erklären, daß ich der

Er sprang von seinem Sitze auf, daß er das Gläschen, das er sich nach dem Tee vollgemessen, vom Tische hinunterwarf

Hauptverbrecher in dieser Affäre wäre.

„Ich werde mir nie erlauben, so zu freveln. Geben Sie mir den Haftbefehl, Herr Präsident, und ich werde Ihnen den Beweis liefern."

„Nein, nein, nein — niemals! ... Das kann und will ich nicht! ... Was denken Sie? Ich spiele da mit meiner Stellung. Der Baron ist ungeheuer einflußreich bei Hofe und ein furchtbarer Gegner. Lieber will ich es mit einem geborenen Prinzen aufnehmen, als auf Ihr Geschwätz bauen! ... Nun ja, weiter brauche ich eben nichts, da könnten wir uns schön blamieren."

Der Kommissär war in nicht geringer Verlegenheit. Sehr ärgerlich über die Verblendung und die Feigheit seines Vorgesetzten, suchte er nach Worten, die diesen zu überzeugen vermöchten.

Endlich fragte er:

„Und Ihnen, Herr Polizeipräsident, ist es noch niemals aufgefallen, daß Baron Dunkelstein zehnmal mehr Geld verausgabt, als seine Einkünfte ihm gestatten würden?"

„Gewiß", erwiderte der Präsident mit einem überlegenen Lächeln, „das weiß ich sehr wohl. Aber er gewinnt eben horrende Summen im Spiel. Er ist Mitglied des ** = Klubs in der Burggasse, wo sehr hoch gespielt wird. Ueber derlei Kleinigkeiten muß man bei einem so vornehmen Herrn erhaben sein, mein Bester."

„Und ich habe seit den letzten Wochen sichere Kenntnis davon, daß der Baron in den verflossenen zwei Jahren dort mehr als zweimalhunderttausend Gulden Spielverluste hatte, die er alle bei Heller und Pfennig auszahlte", sagte mit großer Seelenruhe der Polizist. „sind das vielleicht die Ersatzquellen, auf die Herr Präsident soeben abzielten?"

„Ja aber, wenn das so ist", rief der Präsident erstaunt, wovon lebt er dann?"

„Das ist es ja eben", erwiderte lebhaft Weintrieb. „Baron

Dunkelstein ist nicht reich und besitzt die Mittel zu dem luxuriösesten Lebenswandel. Er ist, wie ich bestimmt weiß, die Ursache gewesen, daß wir Gräfin Fjordenson unbehelligt ließen. Er ist in Verbindung mit Friedrich Wessel, dem gewesenen Sekretär der Gräfin, die eine russische Emissärin war. Er ist in den Diebstahl der militärischen Pläne mitverwickelt, an dem nurRußland ein Interesse haben konnte... Baron Karl Dunkelstein ist niemand anderer, als ein russischer Agent."

Der Polizeipräsident befand sich ersichtlich in großer Aufregung. Es war zu viel der Entdeckung auf einmal.

„Wie aber... sind Sie dazugekommen, in ihm einen so großen Verbrecher zu vermuten?" stammelte er ganz verwirrt.

„Das ist eben mein Spürtalent", sagte ganz stolz Weintrieb, „ich habe gegen ihn Verdacht gefaßt und meinen Verdacht weiter verfolgt... Ich bin sogar überzeugt, daß er auch bei dem rätselhaften Verschwinden Anina Giovannis die Hand mit im Spiele hatte, wenn mir auch die Motive nicht ganz klar sind"

„Warum nicht gar!" schrie der Polizeipräsident, „weshalb denn nicht gleich bei der Ermordung Rahls? Es ist ganz unmöglich", setzte er dann plötzlich mit dem Tone der Ueberzeugung hinzu, „daß Baron Dunkelstein mit jenem Manne identisch sei, den Sie gestern in den Gassen Wiens verfolgten. Sie irren sich ganz sicher. Herr Weintrieb. Der Baron war gestern nacht bei mir auf dem Kostümfeste anwesend und fuhr in meinem eigenen Wagen nach Hause. Folglich kann das Ihr Mann nicht sein, mein Lieber... Sie sehen, daß es nicht immer gut ist, allzuviel wissen zu wollen", schloß er würdevoll.

„Baron Dunkelstein befand sich im Kostüm Fausts?" fragte statt aller Antwort der Kommissär.

„Jawohl."

„Er kam erst eine halbe Stunde nach Mitternacht zum Vorschein?

.Das heißt, er hatte sich bis dahin im Spielzimmer aufgehalten, wie er selber sagte.

„Wie er selber sagte... Ganz natürlich.... Aber wollen Sie mich nur eine Minute anhören, dann wird Ihnen die Sache vielleicht klar sein. Ich habe, wie erwähnt, gegen den Baron bereits vor Wochen Verdacht geschöpft. Gestern abends hatte ich Inspektion beim „Goldenen Ochsen"; da ich mit den Recherchen nach Anina Giovanni beschäftigt bin, kam mir die Idee, mich selbst in eine Vermummung zu stecken und mich auf dem Balle umzuschauen. So bemerkte ich gleich zwei Gestalten, die mir auffielen: einen „Faust" und den „Mephisto". Mein auch an Verkleidungen gewöhntes Auge schaute durch die Maske hindurch. An dem Gange erkannte ich den Baron Dunkelstein. In einer Grotte belauschte ich sein Gespräch mit „Mephisto" und überzeugte mich dort davon, daß letzterer Friedrich Wessel sei und daß es sich um neuerliche Umtriebe handle. Ich traf meine Vorbereitungen, aber ein auf dem Balle entstandener Streit machte mir einen Strich durch die Rechnung. Die Leute stoben nach allen Richtungen auseinander und der

Schuft von einem Wirte, mit dem ich übrigens noch abrechnen werde, hatte mich in die Grotte gesperrt. So konnte ich erst spät einschreiten und nahm dann den Faust-Baron aufs Korn. Das übrige wissen Sie, Herr Präsident, bis dahin, wo ich verwundet auf den Boden hinfiel. Der Flüchtige setzte seinen Weg fort und wurde von meinen Organen bis zu Ihrem Palais verfolgt. Hier verschwand er spurlos, wie die Polizisten sagten. Ich aber glaubte nicht daran, daß ihn die Erde verschlungen hätte und setzte meine Nachforschungen fort. Mir war es klar, daß er sich in das Palais selbst geflüchtet hatte; ich kenne die Tollkühnheit des Barons. Und auf meiner Suche im Hause fand ich im Korridor draußen in einem Winkel eine zerknitterte kleine schwarze Maske, wie sie der Baron gestern anhatte und die er wahrscheinlich, als seinen Zwecken nicht dienlich — hier gab es ja nur einen Kostümabend, keinen Maskenball — unbemerkt von sich warf. Hier ist sie, Herr Präsident."

Der Polizeichef blickte ganz konsterniert auf das Beweisstück, das in der Tat keinen Zweifel zuzulassen schien.

„Sonderbar ... Sonderbar wahrhaftig", murmelte er, „ich erinnere mich, daß der Baron gestern abend in der Tat ziemlich aufgeregt schien ... Er sprach von einem Unwohlsein ... Sollte es wirklich wahr sein ... Und ich habe ihm selbst noch meinen Mantel und meinen Wagen zur Verfügung gestellt ... Das wäre ja ganz abscheulich von ihm, meine Güte derart zu mißbrauchen und eine solche Komödie in meinem eigenen Hause aufzuführen ..... Uebrigens, als tollkühn ist auch mir der Baron bekannt ... Ich will der Maske da und Ihren Worten Vertrauen schenken, Weintrieb ..."

Der Kommissär fühlte sein Herz stärker klopfen, als der Polizeipräsident an seinem Schreibtisch schritt, um ihm den Haftbefehl auszustellen.

Jetzt endlich wußte er den Baron in seiner Gewalt und triumphierende Freude erfüllte ihn.

„Aber wenn Sie sich irren", sagte die Brauen runzelnd der Polizeichef, indem er ihm das Papier hinreichte.

„Ich irre mich nicht!" erwiderte Weintrieb ruhig und siegesgewiß.

44. Kapitel

Was im Groschenpalais vorgeht

Die arme Anina war der Verzweiflung nahe. So lange hatte sie gehofft, irgend eine Gelegenheit zur Flucht zu erhaschen. Aber das Schicksal wollte es, daß ihre Gefängniswächter niemals jenen Zugang aus dem Fechtsaale benützten, auf den sie ihren Fluchtplan aufgebaut hatte, sondern nur immer aus der Wohnung Wessels oder das Barons in das unterirdische Gemach kamen, als hätten sie es gewußt, daß Anina mit fieberhafter Ungeduld darauf wartete, daß jemand den dritten Zugang benütze.

Wir haben bereits erwähnt, was sie plante. Sie wollte den Moment abwarten, daß jemand die Türe zum Fechtsaale benütze, um dieselbe offen zu halten und

dann eine Flucht zu versuchen. wohin, das wußte sie selbst nicht.

Aber das lange vergebliche Harren hatte ihre Kräfte untergraben. Ihre rosige Gesichtsfarbe hatte einer fahlen Bläße Platz gemacht. Ihre schönen Augen hatten ihren Glanz eingebüßt und ihre Lider waren gerötet vom vielen Weinen. Dabei mußte sie stark scheinen, die Arme, damit der Baron, dem nachzufolgen sie versprochen, keinen Argwohn schöpfe. Sie mußte heucheln und freundlich sein, was der Bedauernswerten nicht geringe Ueberwindung kostete.

Nur wenn sie allein war in dem unterirdischen Gemache, durfte sie sich ihrem Schmerze hingeben. Da dachte sie in sehnsüchtiger Liebe ihres Verlobten, des Malers Rahl, und das Herz zuckte ihr im Leibe bei dem Gedanken, wie viel der Arme durch ihr Verschwinden leiden mußte. Was mochte er wohl denken davon, ihr Geliebter, und Pietro, ihr Bruder, der sie so innig liebte, und Sabine, ihre junge Freundin und Milly und alle, die sie lieb gehabt! . . . Ob sie sie wohl jemals wiedersehen sollte . . . Entsetzlich, gräßlich die Idee, daß sie stets in der Gewalt des gleißnerischen Barons und seiner Helfershelfer bleiben müßte! . . .

Zwar hatte ihr Dunkelstein gesagt, daß er mit ihr in den nächsten Tagen verreisen wollte, weit weg übers Meer bei Nacht und Nebel, daß niemand auch nur ein Sterbenswörtchen davon erfahre . . . Oh, du mein Gott, als ob das nicht auch dasselbe bedeuten würde; verloren . . . rettungslos verloren! . . .

In namenlose Verzweiflung versunken kauerte das arme Mädchen auf seinem Sitze . . . Ihr trüber Blick streifte die dicken Mauern ringsum mit einem hilfesuchenden Ausdruck . . . Ihre gequälte Brust hob sich in krampfhaftem Schluchzen . . . „Oh, mein Gott, mein Gott! Was habe ich verbrochen, daß ich so unglücklich bin! . . .“ Dann fiel sie nieder auf den Boden und ihre Arme himmelanstreckend, bewegten sich ihre Lippen unbewußt in einem heißen, inbrünstigen Gebete . . .

Dumpfe Schritte aus der Richtung der Wohnung Wessels weckten sie aus ihrer Andacht. Die Türe öffnete sich und die alte Hexe, die Mutter Friedrich Wessels, trat ein mit dem täglichen Frühstück.

Ihr Gesicht zeigte einen mürrischen, verdrosseneren Ausdruck als je. Sie hütete sich zu sagen, daß ihr Sohn nicht mehr in ihrer Wohnung sei, da ihn die Polizei hatte aus dem Bette holen lassen, denn sie fürchtete, daß das Mädchen vielleicht Fluchtgedanken bekommen könnte. Aber sie konnte sichs dennoch nicht versagen, Anina einen mit Gift und Galle getränkten Blick zuzuwerfen und mit ihrer heiseren Stimme zu brummen: „Nun, Wildtäubchen, behagts dir schon bei uns? . . . Schau, schau, noch immer so stolz! . . . Würdigst Mutter Wessel ja gar keiner Antwort . . . Hahaha! Bist nicht bei Laune, schönes Kind! . . . Ich wollte, ich dürfte dir die Federn rupfen, Wildtäubchen, für all' das Böse, da du und kein anderer über unser Haupt gebracht! . . . Du

würdest schon bald anders pfeifen! . . .

Das arme Mädchen erwiderte kein Wort auf dies boshafte Geschwätz, aber ihr Schweigen versetzte die Alte noch mehr in Wut.

„Warte nur, Hoffärtige", kreischte, sie, ihren bösen Husten gewaltsam unterdrückend, „bald wird der Baron mit dir anders umspringen . . . Wirst nicht lange mehr da bleiben, in dem stillen Kerker . . . Wirst hinaus in die Welt als Schätzchen des Barons, nicht als Braut des milchbärtigen Malers . . . Hahaha!"

Anina schauderte zusammen bei diesen Worten. Die Alte aber wandte sich zum Gehen und ververschwand, mit ihrer dürren Knochenhand dem Mädchen drohend zuwinkend.

Die Katastrophe konnte also jeden Augenblick bereits erfolgen . . . Die Worte der Alten verrieten ihrs. Der Baron konnte sie jeden Moment wegschleppen und dann, stets in seiner Gegenwart, wie würde sie dann ein Mittel finden können, um zu entfliehen? Grundgütiger Gott! Sie mußte jetzt handeln, wenn sie sich retten wollte . . .

Und als hätte der Himmel ihr Gebet von vorhin erhört und sich ihrer namenlosen Angst erbarmt, ertönte jetzt das Geräusch von Schritten aus der langersehnten Richtung des dritten Ganges. Anina horchte in fieberhafter Spannung . . .

. . . „Schau, schau, noch immer so stolz! . . ."

Baron Karl Dunkelstein war aus dem Wagen des Polizeipräsidenten ausgestiegen, aber ohne in seiner Wohnung länger als eben notwendig war,um einen gewöhnlichen grauen Reiseanzug anzulegen, zu verweilen.

„Josef", sagte er dann zu seinem Kammerdiener, „ich gehe ein wenig in die Stadt promenieren, die Luft ist nicht geheuer. Sollte mich jemand, der nicht zu uns gehört, am Morgen suchen, so stelle den Nelkenstock ins Fenster. Heute abends müssen wir davonflattern; es ist die höchste Zeit — sonst brennt man uns die Brükken nieder."

„Es ist gut, Herr Baron", erwiderte Josef, „ich werde nach Ihren Befehlen handeln. Was soll mit Fräulein Anina geschehen?"

„Ich werde später selbst nach ihr sehen. Sie kommt mit uns nach Petersburg. Sie glaubt, wir gingen übers Meer."

Als der Baron dann am Morgen nach Hause kam, sah er von der Straße aus einen Nelkenstock am Fenster. Die Gefangennahme Wessels hatte Josef mißtrauisch gemacht und dies war jetzt sein Warnungszeichen.

Der Baron ging daher nicht unmittelbar in seine Wohnung. Er begab sich vielmehr in den Fechtsaal und von dort durch den uns bekannten geheimen Weg in das unterirdische Gemach. Anina hörte ihn mit pochendem Herzen eintreten.

Wenn er beim Weggehen einen anderen Gang benützen würde!...

Aber Baron Dunkelstein dachte gar nicht daran zu gehen. Er setzte sich im Gegenteil sehr bequem auf einen der dort befindlichen Fauteuils und sagte, Anina zärtlich anblickend:

„Heute noch reisen wir."

Das arme Geschöpf erzitterte in seinem Herzinnersten. Sie unterdrückte mit großer Mühe einen Anfall von Schauer. Heute war also der letzte Tag.

„Sie werden sehr glücklich sein, Anina", fuhr Dunkelstein fort. „Sie werden bald diese beschränkte Vergangenheit vergessen haben, um einer freudenreichen Zukunft zu leben... Alle meine ehrgeizigen Pläne, alle meine Hoffnungen lege ich einem kleinen Mädchen zu Füßen, ich, der austrotzen wollte, austrotzen bis zum Aeußersten.... Blicken Sie hinauf, Anina, auf dieses Deckengemälde. Sehen Sie dort links bei der Rosette das kleine Kästchen... Es ist Dynamit darin... Ich dachte, wenn alles fehlgeht und man mich suchen sollte in meinem Bau, wie ein zweiter Zrinyi zu sterben, meine Feinde mitbegrabend... ein Hammerschlag und das ganze Gebäude da fliegt in die Luft."

Anina sprang entsetzt auf.

„Oh, mein Gott!... Sie werden doch nicht solch' teuflische Gedanken haben!" rief sie, mit tödlichem Schrecken an Hans denkend...

„Niemals, wenn ich Ihre Liebe besitze... Viel anderes hätte ich so nicht mehr zu verlieren... Aber nicht wahr, Anina, Sie werden es versuchen, meine Neigung zu erwidern, so wie Sie es versprochen haben?"

„Ich werde es", entgegnete tonlos das Mädchen.

„Was das für eine gewaltige Leidenschaft ist, die ich für Sie empfinde, das geht schon aus meiner Entsagung auf jeden Kampf hervor. Ich gehe, ich flüchte mich von hier, alle meine Pläne im Stiche lassend, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie zu retten, mich zu rechtfertigen oder im Kampfe unterzugehen ... Ich ergreife die Flucht bei Nacht und Nebel."

Dann nach einer Weile fuhr er fort: „Heute nachts, wenn es dunkel geworden, hole ich Sie... Sie setzen sich mit mir in einen Wagen und dann in ein Extracoupé, das bereits bestellt ist. Jeder Widerstand könnte nur uns beide verderben", sagte er, mit rascher Handbewegung seinen Revolver aus der Brusttasche ziehend. „Doch ich glaube, dazu wirds ja nicht kommen. Sie sind ja vernünftig jetzt, Anina..... Also auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen."

Sie hatte sogar die Kraft, ihm die Hand zu drücken.

Aber kaum hatte er die Türe, die den dritten Ausgang abschloß, geöffnet, als Anina mit der Geschwindigkeit einer Akrobatin zur Eisentüre glitt und eine Messerklinge zwischen Tür und Angel gleiten ließ. Dies genügte, um das Zuklappen des feinen Mechanismus zu verhindern. Dann wartete sie...

Der Baron setzte, in Gedanken versunken über die Ausführung seines Reiseprojektes, seinen Weg fort. Erst oben im Fechtsaal dachte er wieder an die Gefahr des Augenblicks und warf rasch einen Blick durch ein kleines Auslugfenster auf die Straße... Mit nicht geringem Schreck sah er von dort, wie Polizeikommissär Weintrieb eben einem halben Dutzend Zivilpolizisten Aufträge gab, die sich einzig und allein auf die Umstellung des Hauses, respektive auf seine Gefangennahme beziehen konnten...

Weintrieb mußte ihn also gestern nacht erkannt haben oder — sollte Wessel vielleicht geplaudert haben?... Nein, das war nicht möglich — er kannte Wessel und dieser konnte einen Verrat schon deshalb nicht wagen, da er so jede Aussicht auf Rettung einbüßte...

So hatte ihn also Weintrieb wirklich erkannt... Oh, wie er ihn haßte in diesem Momente den elenden Schleicher, wie er ihn nannte... Weshalb mußte er seine Wege kreuzen!... „Aber warte, Hallunke, sagte sich der Baron — noch bin ich nicht verloren!... Es hatte ihn keine Seele gesehen. Er würde zurückkehren von dort, wo er gekommen in das unterirdische Gemach, und sich dort verborgen halten ein, zwei, drei Monate, ein Jahr lang — so wie es Wessel seinerzeit getan, bis die Polizeispitzel müde geworden, auf der Lauer zu liegen... Die alte Wessel und sein Kammerdiener Josef konnten unauffällig für seine Bedürfnisse sorgen... Josef war schlau, er würde eine Ausflucht finden, um die Abwesenheit seines Herrn zu entschuldigen. Er konnte ja abgereist sein... Die Verdachtsmomente werden in der langen Abwesenheit verblassen... Wer weiß, ob man gegen ihn überhaupt etwas Positives vorbringen konnte!... Wenn Anina nicht gewesen, er wäre der

Gefahr mutig und entschlossen entgegen gegangen!...

Anina!... Er wird jetzt zusammen leben müssen mit ihr. Tage, Wochen, Monate, in einund demselben Gemache... Seine Phantasie entzündete sich bei diesen Ideen...

So geschah es auch, daß er beim Zurückkommen gar nicht wahrnahm, daß die eiserne Pforte des unterirdischen Gemaches gar nicht im Schlosse lag....

45. Kapitel

Was im Groschenpalais vorgeht

Der Baron trat rasch, schier brüsk ein; Anina entsetzte sich ob seiner Wiederkehr in dem Glauben, der Baron hätte ihre Fluchtabsichten bemerkt und erwartete zitternd seine Anrede.

Aber Baron Dunkelstein sprach von ganz anderen Dingen, von denen sie anfangs in ihrem Fieber nichts verstand, erst später sah sie, daß der Baron von ihrem Vorhaben keine Ahnung habe und da erst verstand sie, daß Dunkelstein davon sprach, sie nie mehr zu verlassen... Bei ihr hier unten zu bleiben... Mit ihr beisammen, ewig beisammen...

Sie schauderte zusammen, wie vor der Berührung einer giftigen Schlange, als der Baron mit seiner heißen Hand über ihr bleich gewordenes Gesicht strich und ihr in aufgeregtem, an ihm noch nie wahrgenommenen Tone leidenschaftliche Worte zuzuflüstern begann...

Ihre Gedanken verwirrten sich für einen Moment. Sie flossen ineinander und nur eine Vorstellung beherrschte ihr ganzes Ich: „Verloren!... Verloren!... Unmöglich die Flucht!... Preisgegeben dem gewissenosen Verführer..."

Und der Baron, selbstvergessen, sich in dem Augenblicke der Gefahr zu betäuben suchend, schlang seinen Arm um sie... Anina suchte vergeblich sich dieser Umarmung zu entziehen... Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Ihre Lippen murmelten in tödlicher Angst flehentliche Bitten an den Baron... Dann wieder stieß sie einen Angstruf aus, einen Ruf nach ihrem Geliebten, nach Hans Rahl, der den Baron vollends von Sinnen brachte. Er preßte seinen Mund auf den ihrigen, um ihren Schrei zu ersticken und in diesem seltsamen Ringen hörten sie beide nicht, wie sich ein fernes Geräusch immer hörbarer machte...

Anina fühlte, daß es mit ihren Kräften zu Ende gehe, da machte sie eine letzte Anstrengung: sie stieß Dunkelstein mit beiden Händen von sich, machte einen Satz zu der angelehnten Türe, drückte sie auf und war zur größten Verblüffung des Barons, der von ihrer List nichts wußte, mit einem Sprunge in den Gang verschwunden, der zur Fechtschule führte.

Doch hatte sich Dunkelstein im nächsten Momente schon gefaßt und er wollte dem Mädchen nachfolgen, obwohl er wußte, daß Anina nicht die Freiheit zurückerlangen konnte, da oben, am Ende der Wendeltreppe eine zweite Tür ihr den Weg zu derselben absperrte, aber die Tür des Zugangs, der aus seiner Wohnung hieherführte, öffnete sich und zum

maßlosen Erstaunen des Barons erschien Pietro auf der Schwelle.

Die erste Empfindung Dunkelsteins war, wie gesagt, Erstaunen. Dann kam ihm das Gefühl des Zornes; wie wagte es Pietro, hier ohne seine Erlaubnis einzudringen?

Oder sollte er auf das Geheimnis der Entführung Aninas gekommen sein?... Wie immer es war, da galt es, rasch und entschieden zu handeln.

„Was suchen Sie hier?" fragte der Baron barsch.

Pietro befand sich in großer Erregung. Die Entdeckung, die er zu Hause mit der Schrift des Barons gemacht, war ihm sehr plötzlich, schier unerwartet gekommen. Er war hiehergeeilt zum Groschenpalais und hatte mit den Baron sprechen wollen, um Klarheit zu haben, ihn jedoch nicht zu Hause getroffen. Josef hatte ihn unter allerlei Ausflüchten wieder fortzuschicken verstanden. Ausflüchte... Als ob er eines seiner Worte gehört hätte... Er war tief in seinem Ideengang verstrickt, daß er, als er sah, daß der Baron sich nicht in seiner Wohnung befand, nur mechanisch zuhörte, ohne auch nur ein Wort von dem, was der Kammerdiener sprach, zu verstehen.

Er ging fort, weil es ihm wohltat, seine heiße Stirne an der kühlen Morgenluft zu kühlen und weil er den Baron auf der Straße zu finden hoffte.

Eine Zeitlang schwankte er auf der Gasse umher wie ein Trunkener, dann faßte er sich etwas und postierte sich am Tore des Groschenpalais. Dort sah er bald Kommissär Weintrieb mit seinen Polizeiorganen herankommen. Weintrieb hatte den Haftbefehl in der Tasche und wollte seine Maßnahmen treffen. Da sprach ihn Pietro an:

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen gleichfalls zur Verfügung stelle. Durch einen Zufall ist mir dies Haus vielleicht besser bekannt geworden, als Ihnen und Ihren

„Was suchen Sie hier?" fragte der Baron barsch.

Leuten", sagte er zu dem Kommissär. „Ich möchte Ihnen daher — ich errate, es handelt sich um Baron Dunkelstein, dem ich auch nicht recht traue — bei Ihrer Aktion behilflich sein."

„Wenn Ihnen das Haus bekannt ist, kann mir das nur recht sein", erwiderte Weintrieb, „damit uns der saubere Vogel nicht wieder entwischt."

„Sehr gut", versetzte Pietro befriedigt, „Erlauben Sie auch, daß ich Ihre Leute postieren helfe und so sonderbar Ihnen auch manches scheinen wird, machen Sie keine Einwendung dagegen."

Der Kommissär warf einen befremdenden Blick auf Pietro, sagte jedoch nichts und ließ den Italiener disponieren. Nun ja, weshalb sollte er das alte Haus nicht kennen? Hatte doch hier seine Schwester gewohnt.

Pietro verteilte die Polizisten nun dermaßen, daß drei in der Wohnung Wessels sich bereit halten mußten, indeß andere drei mit dem Kommissär Weintrieb in der Fechtschule Aufstellung nahmen. Der Baron ist nicht zu Hause", sagte er, „Sie können sich überzeugen, ich war eben bei ihm. Durch diese Aufstellung erreichen Sie einen doppelten Zweck; erstens sieht Sie Dunklstein nicht, wenn er nach Hause kommt und Sie können sich dann mit ein, zwei Mann zu ihm begeben; zweitens kann er Ihnen nicht durch seine geheimen Auswege entwischen, die hier und bei Wessel münden."

„Ja, aber, Mensch, wieso wissen Sie denn das?" fragte mißtrauisch werdend, Weintrieb.

Pietro fühlte, daß er sich kompromittiert hatte und sagte in seiner Verlegenheit:

„Bei meinen Nachforschungen nach meiner Schwester habe ich das in Erfahrung gebracht."

„Wie, Sie sind auch der Meinung, daß Dunklstein beim Verschwinden Aninas die Hand im Spiele hatte?" sagte verwundert der Kommissär, „dann ist ja alles gut."

Pietro stieg eine heiße Blutwelle ins Gesicht, er sprach keine Silbe; dann — nach vier, fünf Minuten sagte er: „Ich gehe in die Wohnung des Barons, wenn Sie gestatten, vielleicht sagt mir Josef etwas, was er Ihnen verheimlichen möchte."

Weintrieb, der durch die Erwähnung Aninas ganz beruhigt war, machte keine Einwendung und Pietro ging hinauf. Josef bereitete ihm keinen sehr liebenswürdigen Empfang. Er war im Gegenteile sehr ärgerlich, ihn wieder hier zu sehen und brummte: „Ich habe ja schon einmal gesagt, daß der Baron nicht zu Hause ist."

Pietro aber trat drohend auf ihn zu und rief plötzlich, ohne jeden Uebergang: „Schurken! Was habt ihr mit Anina gemacht?"

Das war etwas zu rasch für Josef. Er begann zu zittern und leichenblaß werdend, stammelte er etwas, was niemand hätte verstehen können.

Und doch war es genug, damit Pietro verstehe...

Ein gräßlicher Gedanke fuhr ihm durch das Hirn... Anina, die Maitresse des Barons, die Tochter zum Opfer gefallen dem verbrecherischen Vater... Wie ein Tiger sprang er auf den erschreckten Kammerdiener los — und schrie: „Wo ist sie? Wo ist dein Herr, auf daß ich ihn erwürge...

Und dabei drückte er den Arm Josefs mit einer Kraft, daß dieser vor Schmerz zu wimmern begann.

„Laßt mich", bat er flehentlich, „ich kann doch nichts dafür, laßt mich, Pietro...."

„Nicht eher, als du mir sagst, wo sie ist."

Der Feigling zeigte mit einer Handbewegung nach der geheimen Türe.

Pietro ließ sofort seinen Arm frei und, den Diener von sich stoßend, stürmte er hinunter in das unterirdische Gemach....

In diesem Momente rettete sich Anina...

Und als er eintrat, wahnsinnig schier vor Schmerz und Wut, traf er nur den Baron dort, der ihm zuschrie:

„Was suchen Sie hier?"

Er wollte sprechen, doch die Stimme versagte ihm; endlich konnte er, heiser vor innerer Erregtheit rufen:

„Anina bin ich holen gekommen, Anina!"

Der Baron sah, daß Pietro alles erfahren hatte... Er hatte daher nichts mehr zu verbergen ... Gut denn; jetzt ging das Spiel: „Va banque."

Er verschränkte ruhig die Arme; lehnte sich an den großen Eichentisch und sagte, Pietro verächtlich von Kopf bis zu den Füßen messend: „Anina?.... Gut also, hol' sie dir!"

Der Italiener zitterte am ganzen Körper vor Leidenschaft, seine Augen verdrehten sich förmlich in den Höhlen.

„Hüte dich", schrie er, die Fäuste ballend, „Elender.... du stehst nicht mehr als Baron Dunkelstein vor mir, als elender Verbrecher nur, dem die Polizei auf den Fersen ist..."

„Du lügst, frecher Schurke," erwiderte der Baron, seinen Gleichmut nicht verlierend, „und würdest eine exemplarische Züchtigung verdienen, aber ich bin mir viel zu gut, um mich mit solch' miserablem Gewürm abzugeben. Stürze dich hinein wieder in dein Nichts, von wo ich dich vom Wege aufgelesen..."

Und er hob den Finger, wie jemand, der einem die Türe weist.

„Oh, mich schreckst du nicht mehr, Missetäter", hohnlachte Pietro. „Die Polizei hat dieses Haus umstellt und wenige Minuten nur trennen dich von deiner Gefangennahme... Wo ist Anina?... Gib mir wenigstens Anina wieder!"

„Lächerlicher Mensch, der droht und bittet zugleich", versetzte Dunkelstein, indem er mit den Fingern schnippte, „hast du die Polizei nicht ebenfalls zu fürchten, mehr, viel mehr als ich, dem hunderte Mittel zur Verfügung stehen... Ein Wort von mir kann dich vernichten, dummer Knecht, der es wagt, sich mir entgegenzustellen... Ich fürchte die Schergen nicht, sie mögen es versuchen, mich zu kriegen... Baron Dunkelstein bekommen sie nicht."

Er richtete sich auf und ging auf Pietro zu, wie um ihn hinauszudrängen. Dieser aber blieb aufrecht, regungslos vor ihm stehen und sagte nur: Anina?.... Wo ist Anina?..."

Da schlug der Baron mit der Hand auf den Tisch und mit funkelnden Augen auf sein Gegenüber schauend, rief er: „Ha, was fürchte ich?... Ich, Baron Dunkelstein, dieser Söldnerseele gegenüber. Gut denn!... Anina, ich habe sie... Hörst du, Pietro.... Mein ist sie gewesen, mein Werk-

zeug, meine Geliebte, meine Puppe!..."

Ein unartikulierter Laut entfuhr den Lippen Pietros... Es war ein Ton, wie ihn in der Wüste der hungrige Löwe ausstoßen mag, wenn er seines Opfers ansichtig wird.

Mit einem gewaltigen Satz sprang er auf den Baron zu und faßte diesen, ehe er sich dessen versehen konnte, mit nervigen Fäusten bei der Kehle. Bei dem plötzlichen Ruck war der Kragen des grauen Reiserocks, den der Baron anhatte, losgegangen und eine große, feuerrote Narbe, die von Jahren herrühren mochte, zeigte sich an seinem Halse... Die Narbe von dem Risse mit dem Bootshaken, mit dem einst Nani Giovanni gegen ihn losgegangen war.

Pietro sah diese Narbe und stieß ein Gebrüll aus, wie ein wildes Tier.

„Ha, das hast du zur Unzeit gesprochen, zehnfacher Schurke du... Denk' an Nani Giovanni, dessen Weib du verführtest, Elender und der seine Ehre gerächt hätte, wenn du ihn nicht ermordet hättest... Ich will dich töten, wie man einen räudigen Hund tötet, aber früher sollst du, wenn noch ein Funke Menschlichkeit in dir wohnt, alle Qualen der Hölle kennen lernen."

Vergeblich versuchte der Baron sich des eisernen Griffes Pietros zu erwehren; der schreckliche Mensch drückte ihn auf den Tisch nieder; seine Augen glühten in dem Halbdunkel wie Phosphor und seine Stimme hatte einen gellenden Ton, als er jetzt rief:

„Anina, die du zu deiner Geliebten gemacht, ist deine Tochter!... Anina Giovanni ist es, die du verführtest, wie ihre Mutter...."

Der Baron ächzte wie jemand, dem man einen Dolch ins Herz stößt und seine ganze Kraft, mit der er bisher Widerstand geleistet, erlahmte...

„Ha, zitterst du, Niederträchtiger!" schrie Pietro, indem er Dunkelstein mit einem Ruck auf den Boden niederwarf und ihm das Bein auf die Brust setzte... Sterben mußt du, sterben jetzt mit dem Bewußtsein deiner Untaten, sterben und in die Hölle fahren... Ich habs geschworen bei dem Tode meiner Eltern, den Elenden mit meinen Händen zu erwürgen..."

„Laß' mich los", konnte nur kraftlos der Unterliegende mit Mühe stöhnen.

„Haha... Keine Gnade, so wie du keine geübt... Denk' an Nani Giovanni, an meine Mutter, an Rahl, an Anina und stirb, verdammter Hund..."

Und wie ein eiserner Reifen legten sich die Hände Pietros um die Kehle des Barons, der vergeblich sich von dieser entsetzlichen Klammer zu befreien suchte.... Schon flimmerte es ihm in tausend Farben vor den Augen dann legte sich eine blutrote Wolke um ihn herum, auf der lauter feurige Punkte tanzten, ein tödlicher Druck wälzte sich auf sein Gehirn, seine Hände glitten krampfhaft hin und her... da stieß er mit der Rechten auf den Schaft seines Revolvers und ein letzter Strahl von Besinnung zuckte durch sein sterbendes Gehirn...

Er zog den Hahn auf und feuerte nach oben ...

Eine fürchterliche Detonation ertönte. Eine feurige Flamme schlug in die Höhe, die vom Gewölke der berstenden Mauern erstickt wurde. Das Gekrach des alten Gebälks, der Einsturz der Mauergewölbe, das Stürzen der Pfosten übertönte das Wehgeschrei der Sterbenden, die unter den Trümmern des „Groschenpalais" begraben wurden.

Ein Donnergerolle schreckte die ganze Gasse auf; klafterhoch stiegen die Staubwolken in die Höhe; nach allen Seiten flogen große Steintrümmer und Pfostenstücke auseinander und bedrohten das Leben der entsetzt herbeigeeilten Nachbarn.

Bald war die ganze Amselgasse und Landstraße voll gedrängt mit einer schwarzen Menge, die schaudernd auf die Katastrophe blickte.

Das alte „Groschenpalais", ein Wahrzeichen dieses Bezirks aus vergangener Zeit, war ein einziger Trümmerhaufe ...

Von allen Seiten eilten Polizeileute herbei, um zu bergen und zu retten. Die Feuerwehr kam in rasendem Laufe gefahren und die Menge ringsum jammerte laut, und die Menschen riefen einander zu: „Rettet, Helfet! ... Das Groschenpalais ist eingestürzt ..."

46. Kapitel

Wer sind die Opfer?

Die Menschenmenge, die sich vor dem Schauplatze des Groschenpalais angesammelt hatte, wich und wankte nicht.

Das schreckliche Unglück hatte alle in eine Art Erstarrung versetzt. Das Wehklagen und Jammern verstummte, um einem Gefühl des Schauders Platz zu machen.

Aber es dauerte nur einen Moment. Die Ankunft der Polizisten, der Feuerwehr, der Wiener Rettungsgesellschaft unter Führung des Baron Mundy weckte die Menge aus ihrer ersten Betäubung. Dem Ruf: „Das Groschenpalais ist eingestürzt", folgte bald ein zweiter Ruf: „Wer sind die Opfer? .... Rettung. Hilfe den Unglücklichen ...."

Das war aber leichter gesagt, als getan. Das ganze riesige Gebäude war in seinen Grundfesten geborsten .... Das Vorder- und das Hinterhaus lag in Trümmern. Der Polizeipräsident, der sich gleichfalls auf dem Schauplatze des Unglücks eingefunden hatte, schrie fortwährend nach Weintrieb. Endlich fand er den Kommissär, den er heftig anfuhr:

„Wo waren Sie denn die ganze Zeit über? Ich suche Sie schon eine Stunde. Was ist geschehen?"

„Das kann ich selber nicht recht sagen, denn ich habe nicht mehr gesehen, als die übrigen. Ich stand zum Glück außerhalb des Gebäudes mit allen meinen Leuten. Ich glaube, es war eine Explosion .."

„Pst!" machte der Polizeipräsident, „kein Wort weiter ... Das Haus ist eingestürzt."

„Das ist nicht sehr wahrscheinlich, Herr Präsident, denn es gab Feuer und Blitz und eine gewaltige Detonation; dann ..."

„Seien Sie still! Ich sage, es ist eingestürzt das Groschenpalais."

„Aber ..."

„Du lieber Gott", setzte der Polizeichef leiser fort, „verstehen Sie mich doch recht. Ich will es so, daß das Palais eingestürzt ist — wissen S:. — ich will es. Muß man denn alles haarklein erzählen ..."

„Ach so", versetzte Weintrieb, indem er ein sehr mißvergnügtes Gesicht schnitt.

„Ja, so ist es ... Ich habe soeben bei Hofe vorgesprochen .... Man ist sehr ungehalten wegen der Geschichte mit dem Baron Dunkelstein, man fürchtet einen Skandal, Rekriminationen. — Sehen Sie dort — der russische Botschafter ist auch schon da .... Kurz, da jetzt die Geschichte so erledigt ist, ist es wohl am besten, einen Schleier darüber zu breiten ... Baron Dunkelstein, so scheint es, hat sich selbst gerichtet."

„Das ist auch meine Meinung", entgegnete Weintrieb, „nur denke ich ...

„Nein, denken Sie nicht, mein lieber Weintrieb, denken Sie gar nicht ... Sie haben nichts zu denken. Denken muß ich, Ihr Chef ... Uebrigens sollen Sie deshalb um Ihr Avancement nicht kommen ... Im Gegenteil, es ist besser so. Der tote Dunkelstein erspart mir viele Verlegenheiten."

„Wenn er überhaupt tot ist."

„Wie, Sie zweifeln? .... Er war doch im Hause, als das Unglück erfolgte?"

„Jawohl, ganz sicher ... Das weiß ich aus bester Quelle."

In diesem Momente stürmte ein junger Mann aus dem Gedränge zu Weintrieb hin .....

„Um Gottes willen", rief er, „wo ist Anina?"

Es war Hans Rahl.

„Ah, Sie haben es bereits erfahren. Wir haben sie gefunden, Herr Rahl; aber das arme Mädchen war so erschüttert, so gebrochen, — sie wird drüben in der Wirtsstube gelabt; Ihre Schwester Sabine ist bei ihr."

Der Maler eilte in heftiger Bewegung hinüber an den bezeichneten Ort. Es war ein ergreifendes Wiedersehen in der Extrastube des Juringerschen Wirtshauses ... Rahl warf sich seiner Geliebten zu Füßen und weinte und lachte zugleich, während er ihre Hände mit glühenden Küssen bedeckte.

„Oh wie habe ich getrauert um dich", klagte er, „und wie glücklich bin ich, dich wieder zu besitzen."

„Mein guter, lieber Hans — wie viel habe ich gelitten."

Und sie erzählte ihm in fliegenden Worten die ganze Geschichte ihres Verschwindens und Hans Rahl ballte mehr als einmal die Hände in wütendem Zorne, indeß Sabine schaudernd nach dem Trümmerhaufen hinüberblickte.

Sie erzählte, wie sie dem Baron in die Falle gegangen, was dann weiter mit ihr geschehen, wie er sie gefangen gehalten, seine Bitten, seine Drohungen, und schilderte dann ihren Fluchtplan, die letzte Szene mit dem Baron und ihre unbewußte, gewaltsame Flucht aus seinen Armen hinaus in den dunklen Korridor, der zu einer Wendeltreppe führte, die sie in wahnsinniger Eile hinanstieg, fürchtend, daß der Baron ihr jede

Sekunde nachfolgen, sie ereilen könnte... So kam sie nach oben, aber eine verschlossene Türe schloß ihr dort den Weg ab und zu ihrer tiefsten Verzweiflung mußte sie sehen, daß die Türe allen ihren Bemühungen spottete... Sie rüttelte mit ihren schwachen Händen an derselben, sie — schrie, sie jammerte — alles vergeblich. Die Türe blieb verschlossen.... Doch nein, sie hörte einen schwachen Laut, wie wenn jemand jenseits der Türe eine Bewegung gemacht hätte... Sie nahm noch einmal alle ihre Kräfte zusammen..... Pochte und schlug sich die Hände wund, und erlebte die Freude, daß man ihr antwortete; sie hörte, wie die Türe von außen mit einem Eisen gelockert wurde, sie vernahm ein dumpfes Getöse — die Türe sprang auf und Anina fiel halb ohnmächtig in die Arme Weintriebs, der mit seinen Leuten in den Fechtsaal postiert worden war und auf ihre Hilferufe zu ihrer Rettung herbeieilte...

Anina, welche die überstandene Aufregung ganz vernichtet hatte, war dann von den Leuten des Kommissärs in die nahe Weinstube gebracht worden, wo sie in den Armen ihres Geliebten aus ihrer Betäubung erwachte.

Ihre erste Frage war, als sie ihre Erzählung beendet hatte, nach ihrem Bruder.

Hans konnte ihr keine Auskunft geben, aber Sabine, die vor einer Stunde zurückgekommen, um noch einige Atelierstücke, die sie hier zurückgelassen, in die neue Wohnung ihres Bruders bringen zu lassen, glaubte, Pietro in das Groschenpalais eintreten gesehen zu haben.

Das erschreckte Rahl in nicht geringem Maße, doch verbarg er seine Unruhe vor Anina, die nur eine undeutliche Vorstellung von dem hatte, was sich inzwischen draußen ereignet hatte und verließ das Zimmer, um, wie er sagte, nach Pietro zu sehen.

Indeß hatten im Groschenpalais, d. h. auf der Stätte des Unglücks die Bergungsarbeiten begonnen. Die Polizisten drangen vereint mit den Delegierten der Rettungsgesellschaft und den Feuerwehrleuten in den Trümmerhaufen ein und versuchten zu retten, was zu retten war..... Es war leider wenig zu tun für sie...

Eines der ersten Opfer, das man aus dem Schutte zog, war Marie Juringer. Die arme Bucklige war von dem Gebälke erschlagen worden, als sie krank und hilflos im Bette lag... Armes, bedauernswertes Weib... Der Mann ein roher Trunkenbold — der Vater im Gefängnisse, seiner Bestrafung entgegensehend... Welches Leben hätte ihrer geharrt!... Ihr war besser so...

„Es ist gut, daß sie tot ist, die Aermste", sagten die Leute, die sie kannten, als man sie auf die Bahre bettete....

Inzwischen hatte der Polizeipräsident mit Hilfe Weintriebs unermüdlich nach dem Baron Dunkelstein geforscht — jedoch ohne Resultat...

Man mußte vorerst die Rettungs- und Bergungsarbeiten beim Hinterhause beginnen, da die Trümmer einem den Zugang zum vorderen Trakte verstellten...

Leiche auf Leiche wurde hervorgebracht... Die armen Leute

im Hinterhause, die sich in ihren Wohnungen befanden, hatten alle das Leben verloren... Die stürzenden Wände hatten sie begraben... Dieser Teil der Arbeit dauerte bis zum Nachmittage...

Der Polizeichef ging mit großer Nervosität in der Amselgasse auf und ab. Hie und da warf er einen Blick auf einen der Toten, um ihn dann aber ebenso rasch wieder gleichgültig wegzuwenden ... Es war nicht Dunkelstein. — Was kümmerten ihn die anderen?

Und wenn der Baron gar nicht im Palais gewesen wäre..... Wenn er sich irgendwo lebend und guter Dinge befindet und und der lächerlichen Anstrengung der Polizei Hohn spricht, um irgend einen neuen gefährlichen Plan auszuführen...

Der russische Botschafter hatte eine sehr finstere Miene gezeigt, als er ihm vorhin auf der Straße begegnete... Wer weiß, in welches Wespennest er gestochen.... Schon sah er im Geiste ganze internationale Verwicklungen vor sich und fing an sich recht unbehaglich zu fühlen.

„Schauen Sie doch, daß wir vom Flecke kommen", sagte er zu Weintrieb. „Beeilen Sie die Leute, zum Vordertrakte vorzudringen. Wieso wollen Sie denn überhaupt wissen, daß Dunkelstein sich zu Hause befand?"

„Aus dem Benehmen Pietros, eines Italieners, der mir viel zu viel zu wissen schien und der sich zu ihm begab.... Er muß mit ihm das Leben verloren haben."

„Sei dem, wie ihm wolle, keine Untersuchung", sagte hastig der Präsident, „wenn wir sie hier finden, ist alles aus, alles vergebens, hören Sie."

„Wie Sie befehlen, Herr Präsident."

„Nun ja, es wäre doch sowieso unnütz, die Sache weiter zu verfolgen... Ah, man beginnt endlich mit dem vorderen Trakt — sehen Sie doch."

In der Tat waren die Arbeiten bereits sehr vorgerückt, genügend, um auch im Vorderhause zu forschen.

Dort hatte es zum Glücke weniger Bewohner gegeben und die herbeigekommenen Berichterstatter der verschiedenen Wiener Blätter, die ihre Journale mit den Berichten über den schrecklichen Hauseinsturz versorgten, hatten weniger grausige Details zu berichten. Den vorderen Trakt hatte, wie bekannt, Baron Dunkelstein allein bewohnt. Dieser Trakt war auch solider gewesen, als der rückwärtige. Man unterschied noch die Einteilung der Wohnung unter den Trümmern. Bald stieß man auch auf die Leiche eines livrierten Mannes — es war Josef, der Kammerdiener des Barons. Vom Baron selbst noch immer keine Spur.

Der Polizeipräsident hüpfte ungeduldig von einem Fuß auf den anderen und seufzte. Er war todmüde; es dunkelte bereits und nun drohte ihm die Aussicht, auch noch die ganze Nacht dort zubringen zu müssen. Man brachte Pechfackeln herbei, bei deren Scheine man weiter arbeitete.

Die Menschenmenge, die den Schauplatz des Unglücks umstand, war nicht geringer geworden. Die Opfer — wer die Opfer waren, das interessierte jedermann. Und

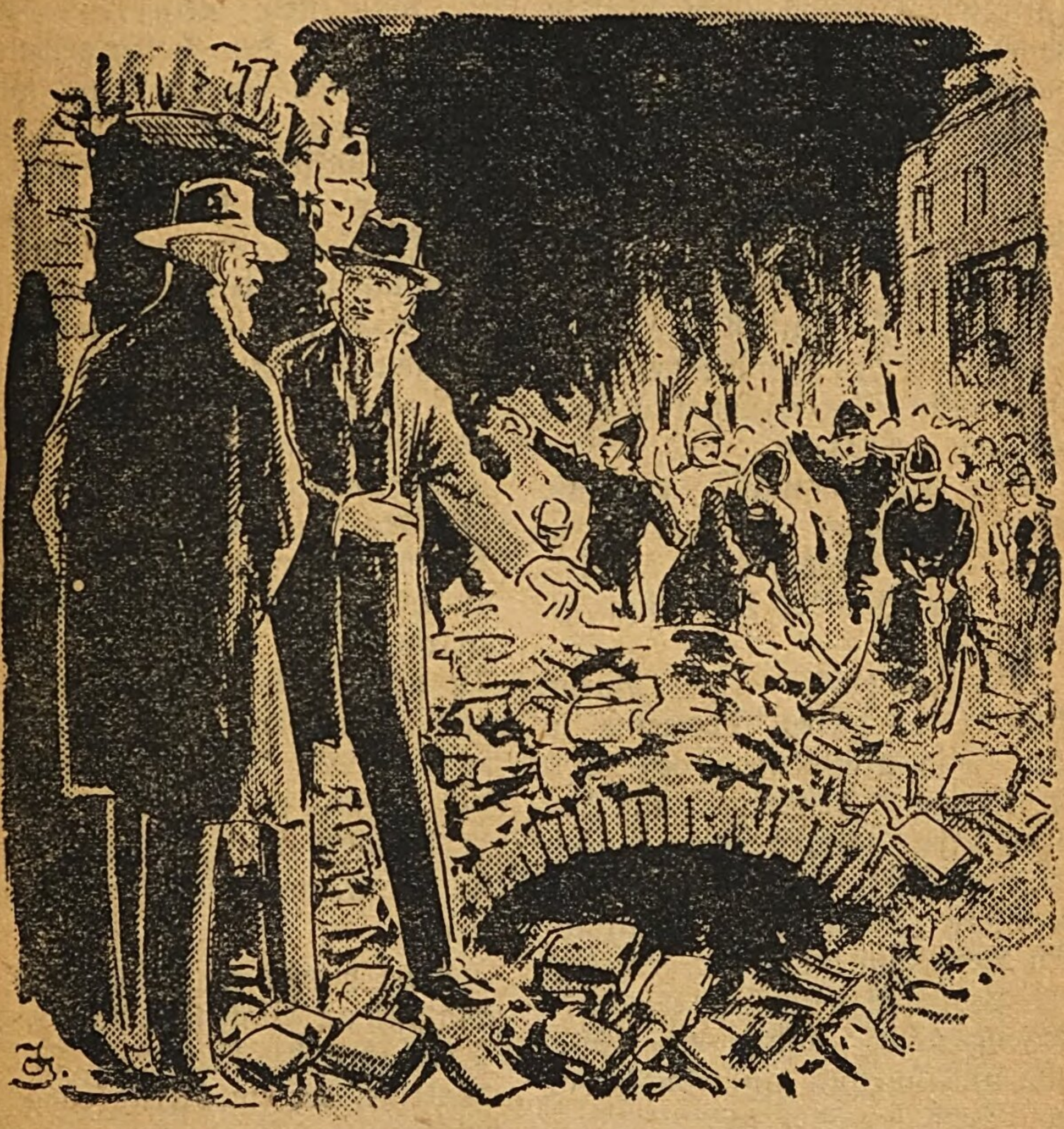
Weintrieb späht unabläſſig nach allen Seiten aus, um den Baron zu entdecken ....

Sein Blick fiel auf die Sprünge und Riſſe in den Mauern, auf das zerborſtene Deckengewölbe, auf den eingeſtürzten Keller.

„Das iſt eine Dynamiterplo-

Zunge, ich habe bereits mit dem Feuerwehroberkommandanten geſprochen und ihm mitgeteilt, daß hier nur von einem Einſturze die Rede ſein dürfe. Eine Dynamit-Exploſion mitten in Wien — nun ja, das fehlte mir noch."

Die Arbeiter hatten den Schutt



„Das iſt eine Dynamitexploſion, ich kenne das".

ſion", ſagte er mit kundigem Blicke, „ich kenne das."

„Und ich verbiete Ihnen, dieſe Anſicht zu äußern", fiel der Polizeichef ein, „ſelbſt wenn Sie hundertmal recht hätten. Es iſt ein einfacher Hauseinſturz, ſonſt nichts weiter. Hüten Sie Ihre

hinweggeräumt, und ſtießen jetzt auf die eingeſunkenen Eingänge in dem unterirdiſchen Gemache des Groſchenpalais.

„Vorwärts, vorwärts", drängte jetzt der Präſident, „vielleicht hat die Gewalt des Einſturzes jemanden da mithinuntergeſchleu-

dert in den Keller. Vorwärts, Leute!..."

In diesem Augenblick wurden wieder zwei Doppelfunde gemacht. Im Hinterhause stieß man auf zwei Tote, auf die Leiche der schönen Kaffeehauskassierin und der alten Wessel, die aus dem Kaffeeschank etwas hatte besorgen wollen, und im Vordertrakte wurden aus den Eingeweiden des Groschenpalais zwei Männer hervorgeholt.

Der Polizeipräsident und Weintrieb eilten hinzu. Diese beiden Opfer der Katastrophe waren entsetzlich entstellt... Dem einen war der Brustkasten ganz eingedrückt, alle Gliedmaßen schienen ihm gebrochen.

Aber der Kommissär erkannte dessen ungeachtet in dem Toten sofort den Baron Karl Dunkelstein; der Himmel hatte ihn gerichtet...

„Merkwürdig", sagte Baron Mundy in diesem Momente zu dem Polizeipräsidenten, den zweiten Mann, den man aus den Trümmern hervorgeholt, aufmerksam betrachtend, „in diesem Menschen scheint trotz der gräßlichen Verstümmelung, die er erlitt, noch Leben zu sein. Das stürzende Deckengewölbe bildete eine Höhlung um ihn und muß ihn so vor dem Tode bewahrt haben."

Die jungen Mediziner der Rettungsgesellschaft untersuchten seinen Zustand... In der Tat, das Herz schlug noch, wenn auch schwach, sehr schwach, kaum wahrnehmbar...

„Wahrhaftig der Mann lebt", sagte Baron Mundy.

„Das muß der Italiener Pietro sein", lächelte Weintrieb dem Polizeichef zu, „wenn er auch in diesem Zustande nicht sicher zu agnoszieren ist, aber ein anderer kann es gar nicht sein... Sollen wir ihn ins Inquisitenspital transportieren lassen — er weiß gewiß Auskunft über die Katastrophe."

„Nein, nein, nein!..." erwiderte hastig der Polizeigewaltige, „wir kennen ihn nicht, wir wissen absolut nicht, wer er ist... Ein Verunglückter... Vielleicht ein Besucher des Barons... Oder ein Hausierer. Er kommt ins Allerspital und damit basta. Wir sind nicht neugierig, gar nicht neugierig. Ich wollte, die Leute zerstreuten sich endlich... Schauen Sie einmal dazu."

Auf das Geheiß Weintriebs schafften die Polizisten etwas Raum, indem sie die Neugierigen zurückdrängten. Dem Scheintoten wurden von den Rettern rasch die ersten Verbände angelegt, dann bettete man ihn auf den bereitstehenden Rettungswagen und führte ihn — die Menge machte bereitwillig Platz — in das große Krankenhaus in der Allerstraße.

Dort wurde er, vorderhand, da Mangel an Platz herrschte, in der Tragbahre belassen. Nr. 17, ein Matrose, der im betrunkenen Zustande überfahren worden war, würde ohnehin bald in das Reich des Todes hinüberwandern.

Dann würde es Platz geben....

46. Kapitel

Auf der Reise

„Man hat die Untersuchung niedergeschlagen", sagte einige Tage später Erzherzog Johann

zu seiner Braut in Wien. „Man wünscht die Schuldbeweise nicht, die Baron Dunkelstein belasten und mir eine glänzende Genugtuung bieten. Auch gut, das ist mir kein Tort. Die armen Seelen können eben nicht anders denken. Uns aber winkt die Freiheit, denn was ich abwartete, das habe ich dennoch erreicht. Sage Muttern, daß sie uns begleiten kann, wir fahren nach der Schweiz. Und dort soll uns die erste Freiheit keimen. Oh, nun bin ich stark, denn ich fühle, daß mir die Hoffnung geblieben ist. Ich habe dich gerettet aus dem Schiffbruche meines Lebens... Habe ich da nicht alles gerettet?... Frisch wollen wir jetzt eine neue Reise antreten, ein Leben beginnen, durchglüht von der Sonne des Glücks, erleuchtet durch unsere Liebe. Ich fühle in meiner Brust eine gewaltige Kraft, eine unbezwingliche Lust zur Arbeit, von der mich bisher der böse Alp der alten Verhältnisse fernhielt... Ans Werk also!"

Er küßte sie lange und innig, drückte ihre Hand an sein Herz und ging hinaus in sein Zimmer — ans Werk.

Wir vernahmen bereits aus dem Munde des Erzherzogs, daß er Seemann werden wollte. Er machte sich mit wahrem Feuereifer an das Studium der nautischen Wissenschaft. Stundenlang verbrachte der Prinz an seinem Schreibtische und wenn er müde war, suchte und fand er bei seiner Braut wieder neue Kräfte.

Wie gesagt, so getan. In einer Woche nach den geschilderten Ereignissen übersiedelten sie nach der Schweiz.

Dort vollendete Erzherzog Johann seine letzte Ausbildung.

Eines Tages, als er in das Zimmer der Stubels trat, hatte er ein großes Schreiben in der Hand, das er lächelnd betrachtete.

„Was meint Ihr wohl, was das ist, was ich nach Wien schikke?" fragte er scherzend.

„Ja, an wen geht das Schreiben?" meinte Milly.

„An den Kaiser."

„Und was ist es?"

„Ja, das sollt Ihr erraten.... Also?"

Eine kleine Pause entstand, in der Mutter und Tochter sich still in die Augen schauten.

„Nun, ich sehe schon, ich muß es Euch selber sagen, Ihr findet es nicht: Meine Verzichtleistung ist es."

„Jesus Maria", schrie Frau Stubel auf, indeß auch Milly ein wenig bleich geworden war, „Sie wollen also im Ernst?"

„Ja, gibt es denn darüber bei jemandem überhaupt noch einen Zweifel?" sagte der Prinz, „natürlich will ich. Es ist mein Gesuch, den Erzherzogtitel ablegen zu dürfen und die Bitte um die Enthebung vom Range eines Feldmarschalleutnants und um die Erlaubnis, den bürgerlichen Namen Johann Orth führen zu dürfen."

„Jesus Maria! Wenn das mein Seliger erlebt hätte, Herr Erz....., Herr Orth, will ich sagen!... Oh, Gott oh Gott — so leicht soll man so wunderschöne Titel hinwerfen!... Nein, nein, ich kann es nicht fassen; vielleicht überlegen Sie sich es doch noch im letzten Moment, Herr Erz....., Herr Orth."

Der Prinz lächelte, er lächelte ein glückliches, vertrauensvolles Lächeln und seine holde Braut liebevoll anblickend, sagte er:

„Milly hat mir ihre Liebe geschenkt, als ich nur Johann Orth war, ein simpler Ingenieur. Soll ich fürchten, daß ich jetzt, da ich ihre Liebe bereits — besitze, sie wieder verlieren könnte?... Und anderes habe ich doch nicht zu befürchten... Was soll es da für mich noch ein Zögern geben! Heute noch geht das Gesuch ab."

Frau Stubel stieß einen tiefen resignierten Seufzer aus und erwiderte, die Hände im Schoße faltend: „Wie Gott will."

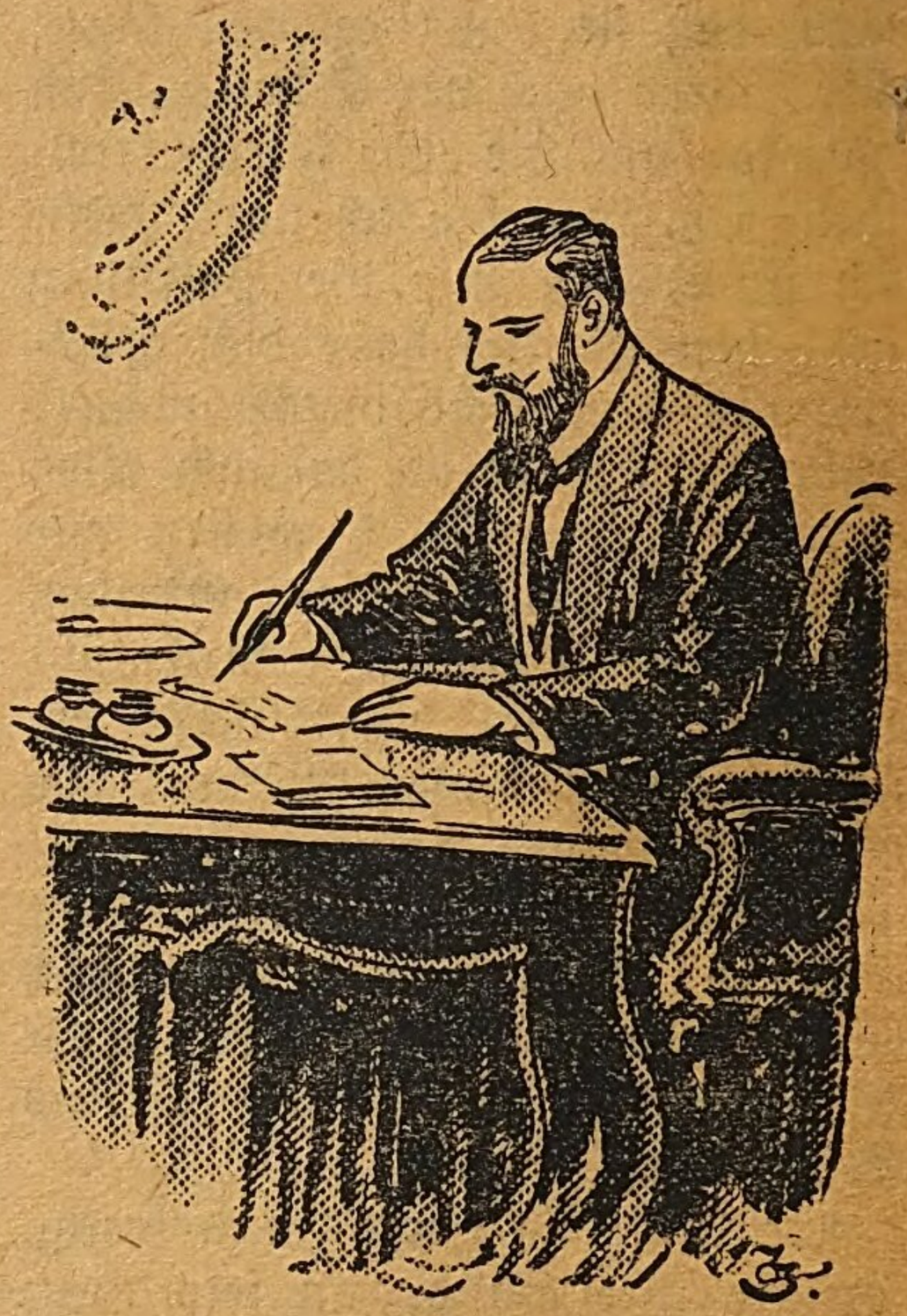
Milly aber wandte sich mit Innigkeit an den Geliebten und sagte mit großer Ergriffenheit in der Stimme:

„Ich danke dir, mein Johann, ich danke dir... Wie groß muß deine Liebe sein, der du solche Opfer so leichten Herzens bringst." Und eine Träne glänzte in ihren schönen Augen.

Das Gesuch ging ab.

Der Monarch genehmigte dasselbe... Sein Schicksal war entschieden. Johann war aus der Reihe der österreichischen Prinzen gestrichen worden. Zugleich aber stellte der Kaiser-König eine Bedingung, an welche sich seine Bewilligung knüpfte, nämlich, daß Johann auch sein Heimatsrecht aufgebe, daß er aufhöre, Oesterreicher zu sein.

Das war hart für ihn; denn Johann hing mit begeisterter Liebe an seinem Vaterland. Er setzte sich daher sofort hin und schrieb an seinen allergnädigsten Herrn, an seinen gütigen Kaiser, es möge ihm diese schwere Bedingung erlassen werden. Es soll niemand von ihm verlangen, daß er der Heimat entsage, denn er hänge mit allen Fasern seines Herzens, mit der glühendsten Liebe an seinem Vaterlande. Und er hoffe, daß es ihm vergönnt sei, auch in seinem neuen Berufe, als einfacher Bürger, dem Vaterlande zu dienen. Ihm diese Hoffnung zu rauben, sei grausam. Er werde sich nicht einen Moment bedenken, wenn Oesterreich seine Söhne unter die Fahnen riefe, um das Vaterland gegen den Feind zu verteidigen, als einfacher Soldat in Reih und Glied zu treten und freudig den letzten Blutstropfen für die Fahne zu verspritzen.



... Er schrieb, es möge ihm die schwere Bedingung erlassen werden ...

Aber dieses Schreiben blieb unbeantwortet.

„So sei es denn", sagte endlich

Johann Orth wehmütig, als er vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte, „auch das noch!... Ich füge mich."

Am 19. September ging Johann Orth nach Fiume, um sich dort der Prüfung zu unterziehen, d. h. um das Kapitänspatent zu erlangen. Der geniale Mann legte diese Prüfung mit geradezu glänzendem Erfolge ab. Sowohl seine schriftlichen Arbeiten, wie seine mündlichen Beantwortungen zeigten, daß er sich in der kurzen Zeit seines Studiums ein sehr großes Maß von Wissen in den maritimen Gegenständen erworben hatte. Und so wurde Johann Orth zu seiner aufrichtigen Freude das Patent eines Kapitäns für lange Fahrt zugesprochen.

Er hatte bewiesen, daß er aus eigener Kraft den Kampf mit dem Leben aufnehmen könnte.

Bevor Orth vom alten Europa endgültig schied, machte er noch mit seiner Braut und ihrer Mutter einige Streifzüge durch die größeren Städte des Kontinents. Er führte Milly nach Paris, nach München und nach Berlin.

Milly, der die Wendung der Dinge ihre ganze Fröhlichkeit zurückgegeben, fühlte sich sehr glücklich. Sie war wie verwandelt. heiter blickten ihre süßen, blauen Augen in die Welt, freundlich und herzlich war der Ton ihrer Stimme — sie strahlte förmlich vor innerem Glücke. Und dieses Glück warf einen hellen Widerschein in die Seele Johanns. Nur eine Wolke trübte seinen Himmel, der Gedanke, sich von seiner greisen Mutter loszureißen.

Und eines Morgens — als die Sehnsucht in seiner Brust unüberwindlich geworden, sagte er zu seinem getreuen Kammerdiener:

„Toni, mach' alles fertig zur Abreise, wir gehen nach Orth".

Die greise Fürstin war überglücklich, ihren Sohn und seine liebliche Braut wieder in ihre Arme schließen zu können...

„Es drängte mich unwiderstehlich, dich zu sehen vor meiner Abreise, Mutter", sagte Johann Orth, „ich habe dir noch so viel, so viel mitzuteilen, bevor ich mich einschiffe."

Die hohe Frau erwiderte mit tränenfeuchten Augen:

„Ich wollte, du würdest nie fertig mit dem, was du mir zu sagen hast, dann wüßte ich, du bliebest stets bei mir... Wer weiß, ob ich dich wiedersehe.!.."

„Gute, gute Mutter", rief Orth aus. „Sprich nicht so und erweiche mir nicht das Herz... Es muß einmal so sein — ich kann nichts ändern daran..... Doch ich sagte dir ja bereits das letztemal, daß ich heimatslos geworden bin, daß ich wiederkomme, wenn dereinst meine Leidensgeschichte hierzulande zu einer Legende geworden... Aengstige dich nicht, Mütterchen, wenn auch Jahre vergehen bis zu meiner Rückkunft, wenn auch Johann Orth für verloren, für verschollen gilt vor der Welt... Wäre es doch am besten so, wenn jene, die mir stets nur übel wollten, meine Spur verlören, — ihr, die ihr mich liebt, wißt ja doch, daß ich nicht aufhörte zu sein, nein, daß ich jetzt erst geworden bin, seitdem ich jenes Scheinleben abgestreift, das wie ein Mehltau auf

meiner Brust lag... Oh, ich fühle ihn schon den salzigen, frischen Atem der Freiheit, wie er mir von den schaumgekrönten Wellen des Meeres entgegenweht.... Und mit vollen Zügen saug ich ihn ein... Frei, endlich frei."

Seine Augen glänzten voll innerer Begeisterung, seine Hand zeigte in die Ferne, wo sich die Berge riesenhoch dehnten, seine Stimme hatte einen schwingenden Klang, wie wenn jemand seine ganze Seele in die Worte legt.

„Wir — ich und Milly — fahren nach den La Plata-Staaten und gehen von dort über Land — wohin, das weiß ich selber noch nicht, um uns irgendwo unsere Hütte zu bauen. Doch über das „Wie" bin ich mir noch nicht ganz im klaren — doch darüber werden die nächsten Tage entscheiden. Im Anfange werden meine Seefahrten unseren Haushalt gründen helfen — später vielleicht werde ich mich wieder von der Scholle fesseln lassen und Landbauer werden drüben irgendwo in der neuen Welt."

„In der neuen Welt..." seufzte die Fürstin, „oh, ich wollte selbst schon, daß du drüben wärst über dem Wasser, mein Johann, den Fährlichkeiten des Meeres, der stürmischen Fahrt glücklich entronnen... Ich weiß nicht, mir schnürt sich immer das Herz zusammen, wenn ich an die weite Seereise denke."

„Und mir weitet sich das Herz, Mütterchen", sagte froh der Erzherzog, indem er sein Glas Rüdesheimer ans Licht hielt: „Auf eine fröhliche Fahrt, Mutter!"

Und er leerte das Glas mit kräftigem Zuge.

47. Kapitel

Nr. 17.

Es war eine grausige Nacht im Spitale auf der Alsestraße. Die Aerzte und Angestellten des allgemeinen Krankenhauses hatten heute einen schweren Tag gehabt: die Katastrophe im Groschenpalais hatte alle ihre Kräfte vollauf in Anspruch genommen. Da lagen die noch zuckenden Opfer in einer langen Reihe gleichartiger Betten.

Zum Schluß war noch Pietro Giovanni eingeliefert worden, wie der technische Ausdruck lautete. Und wir haben gesehen, daß der Schwerverletzte im Tragkorbe belassen werden mußte, weil kein leeres Bett vorhanden war.

Die Aerzte und die jungen Mediziner arbeiteten bis in die späte Nacht hinein an ihren Hilfeleistungen. Da wurden gebrochene Gliedmaßen kunstgerecht verbunden, dort wurden Wunden gewaschen und desinfiziert.

Ein schwerer Karbolgeruch erfüllte die Luft des Saales, das Aechzen und Stöhnen der armen Verwundeten mischte sich in die kurzen, gemessenen Befehle der Aerzte.

„Charpie!... Verbandwolle.. Coopersche Schere..... Draineröhren!..."

So ging es bis Mitternacht ungefähr.

Dann wurde es still und stiller in dem großen Krankensaale. Die Aerzte, erschöpft von der gewaltigen Arbeit, die sie verrichtet, hatten sich zurückgezogen. Der inspektionierende Arzt wachte im Nebenzimmer bei einem Roman, aber auch ihm fielen vor Müdig-

keit die Augen zu ... Wenn man seiner bedürfte, würde man ihn ja rufen.

In dem großen Saale selbst befanden sich nur die Kranken, drei Wärterinnen, sowie der alte Diener Hartinger mit seinem Sohne Martin. Diese beiden hielten in der Regel bei einem Maßenunglück Wacht im Spitale. Die Wärterinnen hatten sich in den Hintergrund des Saales zurückgezogen. Für sie blieb jetzt nichts zu tun übrig; der alte Hartinger war der gewissenhafteste Wärter, er übernahm es, sie zu rufen, wenn einer der Kranken ihre Hilfe benötigen sollte.

Er selbst saß mit seinem Sohne bei dem Bette Nr. 17, und horchte auf die Atemzüge des sterbenden Matrosen.

Ein fahles, gedämpftes Licht erfüllte den weiten Raum; manchmal huschte ein zitternder Schatten von den Schwingungen der Lampe an den Wänden entlang. In dem großen Krankensaale herrschte tiefe Stille, die nur hie und da durch einen schweren Atemzug, durch einen schmerzlichen Seufzer, der den Lippen eines Kranken entfloh, unterbrochen wurde.

Nr. 17 lag bereits wie tot in seinem Bette. Als Hartinger sich zu ihm hinunterbeugte, hörte er kaum mehr seinen Atem gehen.

„Nr. 17 wirds nicht lange mehr machen", sagte er in jenem leisen Flüstertone, der hier allgemein üblich war, zu seinem Sohne, „vielleicht noch eine Stunde — dann ists aus mit dem armen Teufel."

„Ists notwendig, daß ich den Assistenzarzt rufe?" fragte sein Sohn.

„Nein, der könnte ja nichts mehr richten bei ihm. Er hat mir ja für Nr. 17 die Verhaltungsmaßregeln gegeben und ihn umsonst nach so vieler Arbeit aus dem Schlafe zu sprengen, wäre nicht in Ordnung. Uebrigens ich kenne das, Martin. Mehr als hundertmal habe ich an dem Bette eines Sterbenden gewacht und ihn gehegt und gepflegt, als hätte ich selbst das Diplom in der Tasche ... Aber, wenn der Knochenmann kommt, da nützt keine Pflege und keine Wissenschaft, da heißts: Ab!... Ab!... Das Grab wartet bereits."

Damit erneuerte der alte Hartinger noch einmal die Eiskompressen auf dem Kopfe des Patienten, die ihm gegen die Hitze in dem verletzten Gehirne Erleichterung schaffen sollten; er tat das mit so zart sorgender Hand, daß es jeder Wärterin zur Ehre gereicht hätte. Dann ging er mit leisem, kaum hörbarem Schritte die Betten ab und schaute nach jedem Einzelnen, ob er nichts bedürfe.

So kam er auch an den Tragkorb.

„Armer Teufel", murmelte er, „mußt mit deinen gebrochenen Gliedern noch in dem Korbe da liegen ... ja, die Stadt, die Stadt — für alles hat sie Geld, nur für Betten nicht ... Es ist wirklich eine Schmach, wie mein Professor Billroth sagt."

Dann kehrte er wieder zu Nr. 17 zurück.

Vom Turme der Votivkirche schlug es gerade Mitternacht; das

Geläute klang dumpf herüber in den Krankensaal...

Da ging auch eine Bewegung durch den Körper des sterbenden Matrosen auf dem Bette Nr. 17. Er zuckte auf, als wollte er sich noch einmal erheben, dann begann er schwer zu röcheln und streckte sich lange aus...

„Er ist tot". sagte der alte Hartinger mit einem bedauernden Blicke zu seinem Sohne.

Martin bekreuzigte sich und stellte sich dann parat.

Er wußte es bereits, was er jetzt zu tun hatte. Die Toten wurden aufgehoben und mittelst eines Rollbettes in die Kammer nebenan geschafft, damit sie die Luft des Krankensaales nicht verpesten.

Da kam dem jungen Hartinger eine Idee.

„Vater", sagte er, „wie wärs, wenn wir den armen Menschen dort aus der Tragbahre in das Bett heben würden, das jetzt frei geworden ist, der Aermste kann so wenigstens seine wunden Glieder ausstrecken."

Der Alte hatte einen Moment großer Befriedigung bei diesen Worten. „Du hast recht, Martin", versetzte er mit stolzer Genugtuung, „ich sehe, du hast Herz und Verstand. Aus dir wird noch was Rechtes werden... Ja, die Hartingers sterben nicht aus.... Das ist ein Glück fürs Allerspital."

Und die beiden mühten sich ab. Hoben Pietro zuerst mit der größtmöglichsten Vorsicht auf das Rollbett, dann den Toten in den Korb und, nachdem sie das Lager zurechtgemacht hatten, betteten sie den Schwerverwundeten auf Nr. 17, während sie den Matrosen mit der Tragbahre in die Nebenkammer trugen.

„Vergiß das nicht zu melden in der Frühe", sagte der Vater dann zum Sohne — „ich gehe bereits um 4 Uhr hinaus auf den Friedhof, Gräber bestellen."

Martin versprach es, aber die lange Nacht erschöpfte den armen Jungen und als der inspektionierende Arzt in der Früh in den Saal trat, verließ er schlaftrunken die Krankenabteilung, ohne die Meldung gemacht zu haben.

Der Arzt wunderte sich, als er Nr. 17 untersuchte, über die Widerstandsfähigkeit des Kranken und schöpfte wieder Hoffnung.

„Er ist sehr robust gebaut, der Matrose", sagte er zu den um ihn versammelten Jüngern der Medizin, „und wenn er auch am Kopfe sehr schwer verwundet ist — die übrigen Verletzungen mögen wohl sehr schmerzhaft sein, aber tödlich sind sie nicht — vielleicht übersteht er das Fieber. Seemannsnaturen sind eben zähe."

Am nächsten Tage wurde die Leiche in der Tragbahre bestattet und die Zeitungen vermehrten die Totenliste der im Groschenpalais Verunglückten wieder um ein Opfer.

Nr. 17 ging langsam, aber stetig der Genesung entgegen...

So zogen Wochen und Monate vorbei. Der große Krankensaal hatte viele neue Insassen erhalten und die alten verloren. Nr. 17 aber erhob sich eines Tages vom Lager und verlangte, sich aus dem Bette erheben zu dürfen. Der Arzt kam, schüttelte wieder den Kopf, so wie damals am Morgen nach der Katastrophe im Groschen-

palais, ließ so etwas, wie „Kaum glaublich!“ hören und sagte dann zu der Wärterin:

„Es ist gut, der Mann kann aufstehen. Er hatte eine so riesig zähe Natur, daß man ihm das schon erlauben darf. Einige Tage im Garten spazieren — und er ist ganz hergestellt.“

Nr. 17 stand also auf und promenierte im Garten, wo der Rekonvaleszent die frische Luft mit vollen Zügen einsog. Er sprach kein Wort mit seinen Nachbarn im Krankensaale, die ihn mit eigentümlichen Blicken musterten.

Endlich aber schien ihm das ewige Anstarren doch zu viel zu werden und ungehalten rief er: „Was Teufel, guckt Ihr mich denn so an? HabtIhr noch keinen Rekonvaleszenten gesehen?“

„Na, so schaut doch einmal in einen Spiegel“, meinte endlich einer, der ihm zunächst saß.

Nr. 17 wurde ganz perplex bei diesen Worten; dann aber sprang der Kranke rasch auf und lief zu dem Wandspiegel.

Er taumelte zurück... Ein schreckliches Bild schaute ihm auf der Spiegelfläche entgegen. Er erkannte sich nicht... Sein ganzes Antlitz war eine einzige brandrote Narbe, eine scheußliche Fratze...

Still und düster blickend schlich er zu seinem Bette zurück und versank dort in ein tiefes, anscheinlich viel Bitternis hervorrufendes Nachdenken. So saß er stundenlang unbeweglich. Martin aber meinte zu dem Nachbarn von Nr. 17:

„Seht Ihr, Ihr hättet es ihm auch nicht sagen sollen — das kränkt den armen Teufel.“

Der Angesprochene zuckte mit der Achsel und erwiderte nur:

„Tut mir leid — weshalb will er einen gleich mit den Augen verschlingen?“

Eine Woche später verließ Nr. 17, mit den Dokumenten des Matrosen Christian Walfisch versehen, das Allerspital...

48. Kapitel

Mann und Frau

Da Johann Orth mit einem eigenen Schiffe die Fahrt antreten wollte, so sah er vor allem darnach, die nötige Summe Geldes aufzubringen, denn er selbst verfügte nicht über eine gehörige Menge Bargeld. Zu seinem nicht geringen Aerger mußte er sehen, daß die Leute, auf die er hiebei seine Hoffnung gesetzt, ihm mit großer Kälte entgegenkamen. Nun ja, umschwebte ihn doch nicht mehr der Glanz des erzherzoglichen Titels... Aber Johann Orth bedachte sich nicht einen Moment: er warb Leute und kaufte die „Santa Margherita“, eines der besten österreichischen Handelsschiffe, kaum 6 Jahre alt, mit einem eisernen Rumpfe, leicht und flott gebaut, und ein anerkannt tüchtiger Segler. Als Führer des Schiffes fungierte Kapitän Sodich, als erster Offizier Orth, als zweiter Jellenich aus Kostrena bei Fiume und als dritter ein fermer Seemann, der Böhme Waver. Vorläufig hatte das Schiff bloß 20 Matrosen an Bord, doch wollte man ihre Zahl in Hamburg auf 26 ergänzen.

Da sich Orth jetzt mit den Vor-

bereitungen seiner Eheschließung beschäftigte, die er tunlichst beschleunigen wollte, machte er als fürsorglicher Mann auch sein Testament und ordnete seine sämtlichen Angelegenheiten. Das Testament, das in Berlin deponiert wurde, bestimmte unter anderem, daß alle seine Reliquien, Schmucksachen, Kunstgegenstände, sowie ein kleines Gut im Temeser Banat, und einige auswärtige kleinere Liegenschaften nach seinem eventuellen Ableben dem Kaiser-König Franz Josef als Erbe zufallen. 230.000 Mark sollten in den Besitz seiner Mutter übergehen. Alles übrige Barvermögen, sowie ganz bestimmt bezeichnete Wertgegenstände vermachte er seiner zukünftigen Frau, seiner geliebten Milly — falls diese aber, stand im Testament, mit ihm zugleich sterben sollte — Johann Orth hatte hiebei sicherlich an die Seefahrt gedacht — sollte die gesamte Erbschaft an ihre gesetzlichen Erben fallen. Ueberdies enthielt sein letzter Wille namhafte Legate an seinen treuen Toni, und mehrere, die ihm wert gewesen.

Mutter Stubel weinte wie ein Kind, als das Testament aufgesetzt wurde. „Es ist traurig, unsäglich traurig", klagte sie ein über das anderemal.

Aber Milly umarmte sie zärtlich, küßte ihr die Tränen vom Gesicht und sagte: „Ich weiß, Mutter, du liebst deine Kinder innig und hast immer nur ihr Glück gewollt. Wie kann es dich jetzt betrüben, mich endlich glücklich zu wissen? Und dann — die Trennung wird nicht ewig währen. Wir werden euch allen, dir, Lory und Jenny, fleißig Nachricht geben von uns. Und wenn es uns dann gut geht, nun, dann kommt ihr alle hinüber zu uns und wir sind wieder eine glückliche Familie."

So vollzog sich der Abschied unter Lachen und Weinen...

Zwar gab es in London noch ein kurzes Wiedersehen; denn dort ging die Trauung kurz, einfach, ohne großes Zeremoniell, so wie es in England üblich, vor sich, aber das dauerte nicht lange. Als die Zeremonie vorüber war, dann fielen sich Mutter und Tochter schluchzend in die Arme und hielten sich lange umschlungen..... Dann trennten sie sich! Frau Stubel kehrte nach Prag zurück.

Mit noch tränennassen Augen wandte sich Milly an ihren Gatten: „Oh, Johann, wie mir das Herz klopft — Johann, mein Alles, mein Geliebter, jetzt mußt du mich doppelt lieb haben."

„Doppelt?" flüsterte Orth, ihren Arm an den seinen pressend, indeß sie gefolgt von Sodich und den Trauzeugen der „Santa Margherita" zuschritten. „Doppelt?... Hundert- und tausendfach, mein süßes, einziges, heißgeliebtes Weib..."

Und als sie in ihrer Kajüte, die, wenn auch nicht luxuriös, so doch mit behaglicher Eleganz eingerichtet war, angelangt waren, fiel Johann seiner jungen Frau zu Füßen, bedeckte ihre kleine Hand und ihr rosiges Antlitz mit unzähligen Küssen und rief, indeß draußen die murmelnden Wellen die Hochzeitsmusik machten, mit glückerfüllter Seligkeit: „Endlich — endlich vereint!..."

Kapitän Sodich war ein um-

sichtiger Seemann. Er hatte in Hamburg seine Mannschaft mit sechs kräftigen Kerlen ergänzt. Der eine von ihnen, der Matrose Christian Walfisch hatte zwar ein narbenzerrissenes Antlitz, das seinem Äußeren nicht eben zur Empfehlung diente — ja der Steuermann hatte so etwas in den Bart gebrummt, der Neue sehe aus, wie der fliegende Holländer in Person, aber Sodich meinte, je

„Endlich — endlich vereint! . . .

wetterhärter der Mann aussehe, desto besser und damit basta — und so nahm er ihn aufs Schiff.

Aber gleich beim Empfang des jungen Paares hatte der Steuermann und der Hochbootsmann wieder etwas zu brummen gehabt. Während alle Teerjacken mit Lampions und Fackeln dem jungen Paare entgegengelaufen waren, in ein jubelndes „Hoch" um das andere ausbrachen und mit ihren Groggläsern ihrem Patron und seiner jungen Frau zuzutrinken und sich von ihnen ihre schwieligen Hände schütteln zu lassen nicht müde wurden, hatte sich Christian Walfisch still und stumm im Hintergrunde gehalten und sich sozusagen hinter dem Klüvermaste verborgen.

„Was soll das bedeuten?" fragte ihn schließlich auch verwundert Kapitän Sodich. „Ihr seid auch bei der Arbeit bisher unlustig gewesen, und habt nichts recht anpacken wollen und schätze Euch doch auf keine grüne Teerjacke mehr. Wollt Ihr fort?"

„Nein, nein, Herr Kapitän", erwiderte hastig der Matrose, „es ist nur, weil ich die lauten Lustbarkeiten nicht mag. Auf hoher See — da wirds schon besser gehen."

„Meinetwegen", sagte gutmütig der alte Seebär, „aber ein seltsamer Kauz seid Ihr."

„Und wie seltsam", grollte der Steuermann, „Hätt' sofort eine Viertel-Tonne Ale bezahlt, wenn wir den Kerl wegkriegten von unserem guten Schiff . . . Fliegender Holländer!"

„Onkel Sam", flüsterte ein Schiffsjunge neugierig dem Steuermann zu, „sieht denn der fliegende Holländer wirklich so aus wie der Walfisch?"

„Nanu, hab' ihn zwar gottlob noch nicht mit eigenen Augen gesehen, aber so sagt mans."

„Ja aber — was sind denn seine Erkennungszeichen Onkel Sam?"

„Die Erkennungszeichen ..... Die Erkennungszeichen, hm, — das ist schwer zu beantworten . .

Und dann eigentlich, du Gelbschnabel, was hast du auch so viel zu fragen? Willst du vielleicht mit einem tüchtigen Tauende Bekanntschaft machen?"

Der Schiffsjunge duckte sich rasch, als sähe er den angedrohten Gegenstand bereits vor sich, aber der Hochbootsmann war humaner gesinnt als der Steuermann und meinte, sich ins Gespräch mischend.

„Lassen wir ihm die Neugier heute hingehen. Sam. Ists doch der Hochzeitstag unseres Patrons Johann Orth, dem der Himmel eine gute Fahrt geben möge. He holla, unser Patron soll leben! ... Und jetzt Jungens, wer von Euch nicht weiß, wer der „fliegende Holländer" ist, der komm' her — ich wills Euch mal sagen."

Und damit begann Rob:

„Es war in einem heftigen Sturm auf dem stillen Ozean, da hatten wir nicht lange mehr feste Planke unter den Füßen, 's war ein Hundewetter, der Sturm riß uns den Klüver über Bord und wusch uns das Verdeck ganz rein, daß einem das Herz still stand. War damals noch Schiffsjunge, aber mein Lebtag vergeß' ichs nicht.

Dunkel wars, schwarz wie Pech ringsum, das Schiff war bald haushoch, bald wieder schoß es pfeilschnell mit dem Bugspriet voran in den Abgrund. Der Wind heulte, die See tobte und schwefelgelbe Blitze zuckten vom Himmel. Da sahen wir plötzlich bei dem Feuerscheine eines Blitzes ganz nah bei uns ein Schiff, das alle Segel vor dem Winde hatte. Ein blutroter Wimpel wehte vom Mast und vorn beim Steuer stand ein Mann mit einem zerhackten Gesicht und wild glühenden Augen ... Da sagte der alte Matthäus zu uns: „Jungens, betet ein Vaterunser, der „fliegende Holländer" ist da ... Aus ist der Tanz." Und richtig das Schiff holte der Teufel, viele brave Teerjacken schlummern auf dem Grund. Nur drei, mich und noch zwei Kameraden fischte ein französischer Dampfer aus dem Meere ..."

— — — — — —

Am nächsten Tage stieß das Schiff ab ...

Während der ganzen Seefahrt wollte das Mißtrauen, das die Matrosen gegen Christian Walfisch gefaßt, nicht abnehmen. Sie ließen ihn wenig zu den Schiffsarbeiten zu und merkwürdigerweise schien diesem das recht zu sein. Hingegen verrichtete er schweigend die gröbsten und schwersten Arbeiten, die eigentlich den Schiffsjungen zukamen, die noch nichts gelernt hatten. Aber da er selbst sich dagegen nicht sträubte, so war man froh, ihn so von den Segeln fern halten zu können. Christian Walfisch arbeitete ohne zu murren, nur den Anblick Johann Orths und Millys schien er noch immer zu meiden.

So kam man nach langer beschwerlicher Seefahrt, aber ohne besonderen Unfall in den Hafen von La Plata. Dort gingen Orths Angelegenheiten über Erwarten gut. Er konnte seine Ladung löschen und neue unter ausnehmend vorteilhaften Bedingungen für Valparaiso an Bord nehmen.

Voll Freudigkeit schrieb er nach Gmunden, an seine Mutter, daß er sein Schiff unter dem Kommando Sodich' mit Portlandzement nach Valparaiso dirigiere,

während er selbst mit seiner jungen Frau den Landweg nehme. Hätte Sodich seinen Kurs beendet, so werde er die Santa Margherita nach Europa zurückschicken, denn er, Orth, habe sie an einen Rheder sehr gut verkauft, da er ganz unerwartet gute Fahrt gehabt und die Ladung Portlandzement ihm viele Seefahrten erspare. Die Reise nach Valparaiso sei zwar in der gegenwärtigen Jahreszeit nicht ohne Gefahr, aber gerade deshalb so gewinnbringend, daß er mit deren Erträgnis irgendwo Ackerbauer werden könne, wie Milly es so sehnlich wünsche. Und dann — das Schiff ist wetterfest, die Mannschaft trefflich. Also all right.

Aber zwei Tage nach dem Abschicken des Briefes, am Tage, wo die Santa Margherita die Reise unbedingt antreten mußte, wurde der wackere Sodich plötzlich von einem kalten Schüttelfrost durch- und durchgerüttelt. Der Schiffsarzt untersuchte ihn, machte eine sehr ernste Miene und sagte nur: „Kapitän Sodich darf nicht mitkommen. Er muß sofort ans Land zu Bett gebracht werden. Das sind die Pocken, die sich der arme Teufel geholt hat."

Orth erschrak nicht wenig, in erster Reihe über den Zustand des Kapitäns, dann aber, nachdem er diesen versorgt, über das Schicksal der Reise ...

Wenn er auf diese Fahrt verzichtete, mußte er auch seine weiteren Pläne vorläufig aufgeben.

Aber er besann sich kurz.

„Milly", sagte er fest und entschlossen, „ich bin jetzt Seemann und darf mich nicht ins Bockshorn jagen lassen. Selbst ist der Mann. Du gehst über Land — und ich führe die Santa Margherita ums Kap Horn herum nach Valparaiso."

Millys Herz erzitterte, als sie von dem Kap Horn hörte, diesem berüchtigten Wetterwinkel, doch sie faßte sich schnell und sagte nur ruhig, aber in einem Tone, der auch ihre Entschlossenheit verriet:

„Es ist gut — aber ich gehe nicht über Land, sondern mit dir .... Auf der Santa Margherita ist mein Platz."

„Aber Milly ..."

„Still Johann ... Glaubst du, daß ich am Leben bleiben könnte mit der Sorge um dich ... Sind wir jetzt nicht Mann und Weib ... Wir leben und sterben zusammen"

Johann Orth küßte sie tiefbewegt, dann sagte er blitzenden Auges:

„Es sei!"

49. Kapitel

Christian Walfisch

Am 10. Juli war die Santa Margherita klar zur Abfahrt. Leider hatte Orth außer Sodich auch noch seinen ersten Offizier, der gleichfalls bis zum Abend vom Fieber erfaßt worden war, auf dem Lande zurücklassen müssen. Die Mannschaft erschrak darob ein wenig, aber der Doktor beruhigte sie — auf Portlandzement habe die Infektion keinen Einfluß und die frische Seeluft werde die bösen Keime bald vertreiben.

So gingen sie unter dem Kommando Orths unter Segel. Johann nahm zuerst seinen Kurs um das Kap San Antonio und Kap Doreientes und dann zwischen den Falklandinseln und dem südamerikanischen Festland direkt

rund um das Kap Horn. Das Wetter war nicht ungünstig. Er hatte auf dem Verdecke für Milly eine Art Pavillon errichten lassen, von wo aus sie ihn auch sehen konnte, wenn er auf der Kommandobrücke arbeitete.

Hatte er eine freie Stunde, — d. h. ging das Schiff in ruhigem Wasser — so kam er zu seiner jungen Frau herab, und plauderte mit ihr. Und unter Scherzen und Kosen verstrich ihnen zauberschnell die Zeit. Ihre Liebe wandelte das Schiff zu einem Paradiese.

Milly konnte die Geschicklichkeit Orths nicht genug bewundern und auch die Matrosen sagten ein über das andere Mal, sie wären nie unter einem besseren Kapitän gefahren; besonders Sam und Rob, die anfangs nicht ohne Besorgnis gewesen, wurden durch die Vorsicht Orths nicht wenig beruhigt.

Johann verabsäumte es fast keinen Tag, die Höhenmessungen vorzunehmen und so fand er eines Tages, daß sie in der Nähe der Falklandinseln sein mußten. Als es Abend wurde, ertönte dann auch die Meldung vom Mast: Land im Westen."

Johann sah mit dem Fernrohr hinüber und merkte, daß er hart an der westlichen Küste der Falklandinseln vorüberfahre. Er änderte nun den Kurs, indem er auf die Ostspitze von Staaten Island zuhielt. Da kam die Santa Margherita in den 50. Grad südlicher Breite und die Kälte begann, wie dies in diesen Breiten selbstverständlich, sehr zuzunehmen.

Milly hielt sich so lange auf dem Decke, als dies nur möglich war. Aber schließlich drang Orth selbst darauf, daß sie in ihre geheizte Kajüte hinunterginge und seinen Bitten mußte sie nachgeben.

Johann aber hüllte sich fest in seinem Mantel auf der schmalen Kommandobrücke, die den Windstößen nicht wenig ausgesetzt war und kommandierte: „Alles Tuch vor Wind."

Das Schiff lief in der Bö jetzt fast vierzehn Knoten in der Stunde. Aber das Wetter wurde immer finsterer, immer gefahrdrohender. Die dunkeln Wolken am Himmel ballten sich zusammen. Die See begann sehr hoch zu gehen... Da trat auch eines Abends Sam zu Johann und meinte, militärisch salutierend:

„Kapitän, wir nahen uns Feuerland, dort gibts, wenn das Wetter sich nicht zum Besseren wendet, heftigen Sturm. Wir sollten vielleicht, bemerk' ich untertänigst, an die Küste anlaufen und dort besseres Wetter abwarten, Kapitän."

„Ei, alter Sam, Ihr habt doch keine Furcht vor der kleinen Brise?"

Furcht, ich, Kapitän?... Fällt mir nicht ein, aber das ist keine Brise mehr, Kapitän, das ist ein böser Dudelsack und Feuerland ist — eine ganz schändliche Spitze."

„Wär' alles sehr schön, mein guter Sam, aber ich muß am 1. Oktober in Valparaiso sein — da hilft kein Raisonieren."

„Na, wenn 's just sein muß, — dann 'mal druf, Kapitän."

In Navarin, in Staaten Island, nahm er nur kurzen Aufent-

halt. Er war mehr in den Hafen eingelaufen, um Milly durch den Anblick des Landes zu ermutigen und jenen seiner Leute, die sich nicht getrauen sollten, die Reise mit ihm fortzusetzen, Gelegenheit zum Verlassen des Schiffes zu geben.

Walfisch könnte meinetwegen schon die Planken verlassen. Ich würde ihm noch meine Ration Zwieback und Pöckelfleisch mitgeben und auf der ganzen Reise nur Tabak kauen. Der Kerl ist mir in die Seele zuwider."

„Du bist ein Narr", sagte Rob

„Kapitän, wir nahen uns Feuerland, dort gibts heftigen Sturm".

Aber Rob, der Hochbootsmann sagte: „Das Hasenherz möchte ich sehen, das seinen Kapitän jetzt im Stiche läßt. Ich bin kein Werwolf, aber die Katze möchte ich ihm selber anmessen."

„Ei was", brummte Sam, „der

lakonisch, „wir verlören nun einen guten Arbeiter."

„Also, alles klar?" fragte endlich Ort.

„Alles, Kapitän. — Wir können in die See stechen. Schließlich Neues wird uns nicht begegnen.

Ich kenne Kap Horn wie meine Koje", sagte Sam.

„Aber die verlorene Zeit des Müßigliegens müssen wir jetzt einholen. Also, auf nach Valparaiso, Jungens."

„Ich wollte, wir wären schon dort", sagte Milly, die auf dem Verdecke stand, sich an Johann schmiegend, „der Walfischfahrer, mit dem ich gestern sprach, hat mir doch ein bißchen Angst gemacht. Er sprach von nichts als von Orkan und Schiffbruch."

„Schickt sich es wohl für die Frau des Kapitäns, kleinmütig zu sein?" erwiderte scherzend Orth, „zudem hättest du ja den Landweg nehmen können."

„Sage das nicht, Johann, du weißt, daß ich dich nicht allein hätte der Gefahr entgegenziehen lassen können, ohne zu vergehen vor Angst. Uebrigens, wer hieß mich, auf den dummen Walfischfahrer hören."

Aber das Schiff wollte nicht mehr in ruhiges Wasser kommen. Es schaukelte den ganzen Tag so unaufhörlich, daß der arme Toni, der treue Diener Orths, nicht mehr die Kajüte verlassen konnte, so stark hatte ihn die Seekrankheit hergenommen.

Milly hielt sich zur Freude Orths sehr wacker; ja trotz der riesigen Kälte kam sie öfters auf das Verdeck, um nach ihrem Gatten zu sehen.

Eines Tages zeigte Sam mit bedenklicher Miene nach Westen, wo sich schweres Gewölk ausbreitete.

„Die ziehen auch Tuch auf", sagte er nach Seemannsart."

„Gut", entgegnete Orth, „wir werden es nachmachen. Vielleicht kommen wir rascher fort, als die Wetterwolke. Aber die Schaumkronen auf den Wellen mehrten sich — das war ein böses Zeichen. Drohend, grauschwarz winkte die Küste Feuerlands. Um sein Schiff nicht gegen die steilen Riffe der patagonischen Küste treiben zu lassen, nahm Orth seinen Kurs mehr westlich, geriet aber hier in eine starke Strömung, die den Lauf des Schiffes stark aufhielt.

Ein dicker Nebel lag über dem Meere. Nur langsam glitt die Santa Margherita weiter — plötzlich erhielt sie einen gewaltigen Stoß ... Milly, die die Nacht wachend auf dem Verdecke zugebracht, schaute wortlos, aber mit einem Blicke unsäglicher Angst zu ihrem Gatten auf der Kommandobrücke auf.

Aber schon rief Orth mit lauter Stimme, daß jeder auf dem Schiffe es hören konnte: „Ruhe, Jungen, es ist nichts! ... Ein Eisberg passierte zu hart am Schiffe vorbei."

In der Tat trieben jetzt auf allen Seiten mächtige Eisschollen vorbei, die für das Schiff eine neue Gefahr bildeten. Wie leicht konnte das Fahrzeug von den riesigen Eisbergen zertrümmert werden. Und erst wenn der Sturm ihnen die Herrschaft raubte über die Santa Margherita und sie dem arktischen Meere zutreiben würden ... Dann gab es keine Rettung für sie in ihrer Nußschale.

Die Mannschaft arbeitete mit dem Aufgebote aller ihrer Kräfte unermüdlich, rastlos ... Sam und Rob leisteten Uebermenschliches ... Orth blickte mehr als einmal scharf aus nach der Luvseite, ob

er kein Boot entdecken könnte, wie klein immer dasselbe wäre.

Das Meer brüllte und tobte, der Sturm pfiff einem wild um die Ohren, die Maste ächzten — es war ein schauriges Nachtkonzert das...

Plötzlich, ganz unversehens, stand Milly oben bei Johann auf der schwanken Brücke...

Johann erschrak über ihr Wagnis.

„Ich bitte dich, Milly", rief er, „was fällt dir ein?... Das ist kein Platz für dich... Es kann dir ein Leid begegnen da.. ."

„Und dir?...Oder bin ich mehr wert als du, mein Teurer... Nein, nein, gerade hier ist mein Platz."

„Bei mir ist es die Pflicht, die mich hier ausharren läßt."

„Die Pflicht... Ach, auch ich kenne meine Pflichten."

Und die mutige Frau klammerte sich fest an das Geländer der Brücke und schaute ihrem Manne mit einem vertrauenden Lächeln in das Gesicht.

„Johann, wir haben schon so manchem bösen Sturme getrotzt — weshalb sollten wir jetzt verzagen?"

„Oh mein braves, einziges Weib", sagte Orth ergriffen sich ihrem Willen fügend.

Und mit doppelter Kraft machte sich die Mannschaft, durch den Mut der Frau ihres Kapitäns angefeuert, an ihre Arbeit.

Da standen die braven Jungen alle, den Südwester tief im Nacken, die entblößte Brust dem eisigen Westwinde darbietend, jede Muskel straff gespannt. Klar und gemessen durchdrangen die Befehle Orths das Höllenkonzert des Sturmes.

„Bram- und Untersegel aufgegeit!"

„Den Klüver einholen!"

Im Nu wurde das Kommando vollzogen; wie die Katzen kletterten die Matrosen auf die Maste und bargen das Tuch. Dann ertönte es wieder:

„Rafft die Gassel!"

Und die Matrosen krochen auf die Raen und holten die Segel ein. Und dennoch warf der Sturm das Schiff wütend hin und her; manchmal legte sich die Santa Margherita so stark auf die Seite, als wollte sie jeden Moment umkippen.

„Wir sind zu leicht, Kapitän", rief Sam, „wir brauchen Ballast."

„Schlagt die Lucken ein!" war die Antwort, „Wasser in Raum!"

In wenigen Minuten hatte sich der Kielraum mit Wasser gefüllt und das Schiff hielt etwas fester vor dem Sturm. Die Lucken wurden jetzt mit Portlandzement und großen Kisten vermacht, damit nicht zu viel Wasser in den Leib des Schiffes ströme. Für eine kurze Spanne Zeit war die Lage verbessert. Wie lange aber würde das währen? Es war erst Mitternacht — welch' eine lange Nacht galt es da noch zu überstehen! Und das Ungewitter hatte noch nicht einmal seinen Höhepunkt erreicht. Der Meeressturm wandelte sich zu einem Orkane, der die Wogen berghoch emporwarf. Das donnerte und tobte und brauste und zischte, wie in einem Hexenkessel. Milly hatte sich mittelst eines Shawls an die Barriére der Kommandobrücke

festgebunden. Dort stand sie und trotzte dem schrecklichen Unwetter wie eine Heldin. Ihr zartes Antlitz war totenbleich, aber ihr Mund lächelte den Männern Trost zu, ihre Augen strahlten im Glanze der Hoffnung, des Vertrauens.

Und die starken Männer unten auf dem Schiffe kämpften stumm den verzweifelten Kampf. Auch sie hatten ihren Leib mit Seilen umwunden, damit der Sturm sie nicht über Bord fege. Ein wahres Glück, daß das Schiff zwei Steuerleute besaß, wie Sam und Rob, die in ihrer harten Arbeit abwechseln konnten. Eben hatte Rob das Steuer erfaßt, da bemerkte er mit Entsetzen, daß das Steuerruder seinen Händen nicht mehr gehorchte, daß die Santa Margherita als willenloses Spielzeug der Wellen auf dem Meere dahintanzte. Und im nächsten Augenblicke brach das Wintergewitter mit verdreifachter Macht los, die Wellen spritzten hoch auf, der weiße Gischt durchnäßte selbst den Kapitän und seine Gattin auf der Kommandobrücke durch und durch. Immer stürmischer, immer höher schlugen die Wogen. Schon war das Arbeiten auf dem Deck zu einer Unmöglichkeit geworden. Hiezu kam noch, daß der Regen wohl nachgelassen hatte, aber die Wut des Sturmes sich von Minute zu Minute steigerte und der Orkan sich in den noch nicht eingerafften Segeln verfing. Schwarz wie Gespenster jagten am Himmel die Wolken und feurige Blitze zuckten über das bis in seine Tiefen empörte Meer. Es war eine schaurige, eine gräßliche Nacht. Un wie träge die Minuten dahinschlichen. Schien es doch den Armen bereits eine ganze Ewigkeit. Orth hatte es aufgegeben, seine Kommandorufe erschallen zu lassen. Das Schiff gehorchte ihnen nicht mehr. Immer höher schwoll das brüllende Wasser und der Orkan bog jetzt mit einem gewaltigen Stoß den Hauptmast hinein ins Spierenwerk. Allmächtiger Gott! Der ächzende Baum bog sich und schnellte dann wieder auf wie ein Rohrstab. Die Santa Margherita hatte sich ganz auf die Seite gelegt von dem Stoße. Noch ein solcher Ruck und der gewaltige Mast mußte, geknickt wie ein schwacher Stab, in Stücke splitternd auf das Deck niedersausen, wie der Klüverbaum, alles mit sich mitschleudernd, alles zerschmetternd. Und dann war es aus. Dann war es aus mit der Santa Margherita. Der schwere Mast wird ihr in dem furchtbaren Sturze die Rippen eindrücken.

Und keine Aussicht, nicht die leiseste Hoffnung, daß der Sturm sich sänftige. Mit angstbleichen Gesichtern blickten sie alle zum Himmel auf. Das Gefühl der Ohnmacht preßte das Herz Orths zusammen: Jetzt, so nahe am Ziele, vereint mit Milly — jetzt sterben zu müssen. Und so zu enden. Und seine süße, einzige, geliebte Frau mit ihm. Weh' dem Unglücklichen, der sie mit in den Tod gerufen. Wehe ihm, der sich und Milly und all' die Wackeren auf dem Schiffe dem Untergange geweiht!....

„Focksegeln einraffen!" donnerte er mehr mechanisch, als, weil er hievon eine Wirkung erhoffte, durch sein Sprachrohr. Wer sollte es wagen auf den stürzenden Mast

zu klettern? Wer sollte den Mut und die Kraft besitzen, dem Tode in den Rachen zu springen?

Und da rief die heisere Stimme Sams plötzlich: „Der fliegende Holländer! Sagt' ichs doch. Der fliegende Holländer... Gott steh' unserer armen Seele bei."

„Seid Ihr von Sinnen!" — donnerte er . . .

Und als ob der Sturm selbst es gewollt hätte, daß man diese Worte hörte, er hielt einen Augenblick mit seinem Wüten inne.

Ganz ferne in Westen aber hob sich bei dem Scheine der Blitze deutlich ein Schiffsrumpf ab, ein Schiff, das von dem Wellenschlage ganz unberührt zu bleiben schien, und pfeilschnell durch die Flut glitt. Vom Maste wehte eine blutrote Flagge...

Ein Wutschrei entrang sich der verzweifelten Mannschaft...

„Christian Walfisch!" kreischte Sam, der vor Entsetzen die Besinnung verloren hatte, „Christian Walfisch!"... Und mit dem Tauende schlug er dem Armen, der an die Brüstung getreten war, ins Gesicht.

„UeberBord mit dem Unglücksraben!" schrie der wütende Chor der Matrosen.

Entsetzt von dem plötzlichen Ausrufe, aufs höchste verwirrt durch die unerklärliche Erscheinung des fremden Schiffes, sprang Orth von der Brücke mit einem gespannten Revolver in der Hand auf das Deck, um einen Mord zu verhindern.

„Seid Ihr von Sinnen!" donnerte er. „Ein Augenblick der Rögerung und der Mast zerschlägt uns das Schiff. Wer will das Segel losmachen?"

Keiner rührte sich, aller Augen hefteten sich in stummer Drohung auf Christian Walfisch.

Der aber hatte mit Blitzesschnelle sich von der Verschanzung losgemacht und war auf den Mast zugeeilt. Wie eine Katze klammerte er sich an dieRaen und stieg, ehe man sichs recht überlegen konnte, in dieTakelage hinauf, immer höher. Und als hätte die Musik des Meeres nur gewartet, begann im selben Momente auch wieder der Orkan zu wüten und warf das Schiff noch mehr auf die Seite, so daß alle krampfhaft einen Anhaltspunkt suchen mußten, um nicht in das Meer zu rollen. Und dennoch wandten sich aller Blicke mit einem mit Schauder gemischten Erstaunen nach Oben, wo Christian Walfisch auf den Raen schwebte. Sogar an das Gespensterschiff hatten sie vergessen, das übrigens wieder aus dem Sehkreise der Santa Margherita verschwunden schien.

Es war ein Unterfangen, das unmöglich ohne Katastrophe enden konnte. Die Windsbraut peitschte das Segel und fegte mit riesenhafter Wut über das Schiff, so daß man bereits jeden Moment das Sinken des Mastes zu vernehmen glaubte. Der kletternde Matrose strengte seine Muskeln übermenschlich an, um sein Ziel zu erreichen; er kämpfte verzweifelt gegen die entfesselten Elemente. Jeder Schritt schien ihn dem Tode näher zu bringen. Der Riesenbaum bog sich, daß er schier mit seinem Wimpel die aufgepeitschte Wasserfläche berührte.

Langsam, aber unaufhaltsam verfolgte er unter atemloser Aufregung der Zuseher dieser Szene seinen Weg. Jetzt, endlich, war er oben, eben als der Mast an dem dicken Stammende zu krachen begann, wie brechendes Gebälke. Noch eine Sekunde. Er streckte die Hand aus nach dem Segel, eine Hand aus Stahl und Eisen. Ein greller Blitz zischte ihm zu Häupten, ein gelbfahles Licht. Ein Aufschrei Millys durchschrillte das Schiff: „Pietro!... Pietro Giovanni!“

Er raffte das Segel ein, der wackere Held... Mit starkerHand hielt ers und ließ es nicht los, der Sturm zerrte daran vergeblich... Hurrah, es riß entzwei... Der Mast hält...

Und dann ein Sturz, ein sausender Sturz in das Meer...

Ein Ruf: „Mann über Bord!“

Christian Walfisch hatten die Wellen verschlungen... Dann tauchte das Schiff wieder in finstere Nacht, eine Beute des wild wogenden Wassers. Es trieb geraden Weges gegen die Klippen von Feuerland. Mit einem Blicke übersah Orth die Situation. Und Milly an sich pressend durchzuckte sein Gehirn der entsetzliche Gedanke:

„Es ist aus!... Wir sind verloren!“

49. Kapitel

Farm Orth

Ein guter Segler kann, von La Plata aus, Valparaiso in sechzig Tagen erreichen. Die Santa Margherita war vier Monate nach ihrem Anlaufen noch nicht in Valparaiso eingetroffen. Da brachten auch verschiedene Schiffe Nachrichten über den gräßlichen Orkan, der in der Gegend des Kap Horn gewütet und langsam begann sich in Europa die Nachricht zu verbreiten, daß Johann Orth mit seiner ganzen Mannschaft auf der Santa Margherita ums Leben gekommen sei.

Die Zeitungen der österreichisch-ungarischen Monarchie brachten die traurige Meldung, daß der Ex-Erzherzog Johann auf dem Meere verschollen sei...

Die Trauerbotschaft brachte die ganze gebildete Welt, die den Mannesstolz des edlen Fürstensohnes bewundert hatte, in Aufruhr. Da erst begann man die wunderbaren Eigenschaften, die großen Tugenden und Vorzüge dieses seltenen Mannes, der den Erzherzogtitel für sein Recht auf Arbeit eingetauscht, recht zu schätzen und zu würdigen. Schmerzliche Klagen wurden laut in allen Kreisen um seinen Verlust. Auch der Wiener und der Gmundener Hof wurden unruhig und begannen Nachforschungen anzustellen.

die jedoch kein Resultat zutage förderten.

Die greise Erzherzogin von Toscana verbrachte ihre Tage auf Schloß Orth in tiefster Trauer. Hie und da tauchte eine oder die andere Nachricht auf, die jedoch am nächsten Tage wieder widerrufen wurde. Die Hamburger Rheder, der Reiseschriftsteller Modich äußerten ihre Ansichten darüber, ob es möglich sei, daß Orth am Leben geblieben; man mutmaßte, daß er vielleicht mit seinem Schiffe in die arktische Zone verschlagen worden und dort im Eise eingefroren sei, so daß er den Winter mit seiner Rückkehr abwarten müsse.

Aber der Winter verging und weder von der Santa Margherita noch von Johann Orth fand man eine Spur. Die Mehrzahl der Blätter nahm an, daß die Todesnachricht eine traurige Gewißheit sei.

In Gmunden war die Trauer unermeßlich.

Da liefen eines Tages zwei Briefe mit dem Poststempel Texas ein: der eine in Gmunden, der andere in Prag, wo Frau Stubel mit ihren Töchtern Jenny und Lori in größter Zurückgezogenheit lebte.

Da wich die Trauer in Schloß Orth und im Hause der Stubels.

Die Gerüchte von der Ausbezahlung der Versicherungssumme, von der Todeserklärung Orths, von dem Vollzuge des Testaments wurden der Reihe nach dementiert!

Lori Stubel löste eines Tages in Hamburg ein Reisebillett nach Amerika...

Dann verstummten die Gerüchte über Orth gänzlich...

— — — — — —

Im Staate Texas liegt etwa zehn Meilen von der kleinen Stadt P. eine nette neue Farm halb im Laube versteckt. Nur die Seite, die der Sonne zugekehrt ist, sieht dem Beschauer, der sich von der Landstraße naht, mit freundlicher Offenheit und einem gewissen bildnerischen Schmuck, — die Schnitzereien ähnelten denen der Schweizer Villen — entgegen und scheint ihn schon von ferne zum Verweilen einzuladen. Dunkelgrüne Platanen spenden in dem Garten, der zu dem Hause führt, kühlen Schatten. Im Vordergrunde steht auch ein großer Ahornbaum, um den herum der Besitzer der Farm eine runde Bank hatte anbringen lassen. Da der Baum auch auf einer Erhöhung stand, so hatte man von dort einen schönen Ausblick auf die Gegend mit dem Cypressenwäldchen und den Sykophoren zur Rechten, während man zur Linken über die Landstraße hinweg weit hinausschauen konnte in die Ebene bis zu den grünen Prairieplätzen, wo die Herde, die zu diesem Besitztum gehörte, ihren Weideplatz hatte.

Das Haus selbst hatte bei aller Einfachheit ein sehr wohnliches Aussehen und war im Inneren nicht ohne eine gewisse Bequemlichkeit und einen feineren Geschmack, als man das sonst in den Farmen in dieser Gegend antrifft, eingerichtet, den auch die übrigen Farmer bewunderten, die hier im Umkreise weniger Meilen ihre Besitzungen hatten

und hie und da ihrem neuen Nachbar einen Besuch abstatter, der hier sein Heim aufgeschlagen und sich unter ihnen durch sein biederes, bescheidenes Wesen, das seine Ueberlegenheit jedermann vergessen machte, bald einer sehr großen Beliebtheit erfreute. Die Nachbarn kannten den Farmbesitzer nur unter dem Namen Sennor Juan.

Er war ein Deutscher und etwa vor einem Jahre in diese Gegend gekommen, wo er sich angesiedelt und das Landhaus erbaut hatte. Eigentümlicherweise hatte er dem Hause den Namen: „Farm Orth" gegeben, aber seine junge Frau erzählte, dies knüpfe sich an eine alte, liebe Erinnerung und dies war den Leuten ringsum vollauf genug.

Hier war man nicht gewöhnt, viel zu forschen und zu fragen. Gar verschiedene Menschen hat das Leben in Texas zusammengebracht, aber wenn man nur die bestehende Ordnung achtete und seinen Nebenmenschen nichts in den Weg legte, so konnte man sich sein Leben einrichten, wie man selber wollte.

Johann war nicht sonderlich reich, aber er hatte seinen bescheidenen Wohlstand, der gerade hinreichte, sein Haus in bestem Stande zu erhalten.

Er hatte sein kleines Feld, seinen Obstgarten und seine Schafherde, und erwies sich als ganz musterhafter Landwirt, der fleißig und tätig seinen Arbeiten nachging und sich rasch beliebt zu machen verstand.

Es war ein prachtvoller Frühlingssonntag... Die Sonne lächelte heiter und milde auf die Landschaft.

Die Arbeit feierte heute im Hause.

Vorne auf der Bank um den Ahornbaum saß ein junges Paar im vertraulichsten Gespräche: der Besitzer der Farm mit seiner Gattin.

Sennor Juan oder Johann, wie er sich zu Hause nennen ließ, mochte ein Vierziger sein.

Sein offenes Antlitz zeigte noch jugendliche Züge, nur auf der hohen Stirne war eine tiefe Falte eingegraben und sein dunkles, kastanienbraunes Haar durchzogen die ersten Silberfäden.

Seine Frau umschwebte der Duft jugendlicher Schönheit und aus ihren schönen Augen strahlte der Widerschein zufriedenen Glückes.

„Weißt du, Johann", sagte jetzt die junge Frau, die mit ihren zarten Fingern auf einer Glastasse Erdbeeren von dem Grün befreite, und die roten Früchte dann mit einem holden Lächeln ihrem Manne darbot, „es ist doch nicht schön von uns, daß wir Lori nicht entgegenfahren bis zur Stadt".

„Bitte alle Schuld mir zuzuschreiben, liebe Milly", erwiderte heiter ihr Gemahl, „ich habe wichtige Gründe gehabt, als ich dich bat, deine Schwester hier zu erwarten. Die Straße ist auf ihrer zweiten Hälfte durchaus nicht zuträglich für deinen gegenwärtigen Zustand... Das wird Lori schon sehen und dir dann gern die Absolution erteilen."

Die junge Frau errötete leicht und sagte:

„Wahrhaftig, ich bin leichtsinni-

ger als du, mein Teuerer, ich vergaß daran beinahe."

„Ja, ja, sowie du auch jetzt an dich vergißt, und mich mit Erdbeeren fütterst", lachte er, ihr eine Beere zwischen die roten Lippen steckend.

„Uebrigens wird unser Majordomus, Sennor Antonio, wie sich Toni so gern rufen hört", fuhr er lustig fort, „deine Schwester wohlgehütet hieherbringen."

„Ach ja, Sennor Antonio", scherzte Milly, „wenn ihm das einst in Wien jemand gesagt hätte, daß er hier noch zu einem Urspanier werden wird."

„Und er ist ordentlich stolz darauf und läßt sich seit Monaten, wie ich heimlich bemerkte, von unserem färbigen Kutscher, dem Mestizen Manuel Unterricht im Spanischen geben. Er hat es bereits bis zu einem spanischen Fluche gebracht."

Die junge Frau lachte ein silberhelles Lachen, aber Johann meinte scherzhaft:

„Ei, und du — du, Milly hättest dir es wohl träumen lassen, damals, als ich dir beim Semmering zum ersten Male begegnete, daß aus dir noch einmal eine wackere Texanerin werden wird? ... Was für Wandlungen mußte doch unser Geschick durchmachen, bis wir dies stille Glück erreichen konnten!... Und wie so leicht wären wir im letzten Augenblick noch gescheitert, wenn uns der Himmel nicht den amerikanischen Dampfer in den Weg geschickt hätte, den der Aberglaube der Seeleute zum „fliegenden Holländer" machen wollte. Nur diesem besonderen Zufall konnten wir es danken, daß wir unser Leben und einen großen Teil unserer kostbaren Ladung erhalten konnten. Denn sonst hätten wir uns ja nicht so bald unser Nest bauen können."

„Oh, es war eine gräßliche Nacht, mein teurer Johann" sagte Milly schaudernd, „schon die Rückerinnerung an den schrecklichen Tod, der uns drohte, macht mich erzittern."

„Ein schrecklicher Tod!" sagte sinnend Johann, „ein Tod, dem außer dem armen Pietro auch ein Erzherzog zum Opfer gefallen ... Denn erst in dieser Nacht entschwand Erzherzog Johann dieser Welt ... Doch, es is gut so ... Wie könnten wir sonst ein so ruhiges, stilles Glück finden, das unsere Herzen so beseligt, mein süßes, einziges Frauchen, ein Glück, von niemandem mißgönnt, von niemandem aufgestört ... ein Glück aus eigener Kraft, meine Milly ..."

Die junge Frau legte ihre Arme zärtlich um den Hals ihres Gatten und flüsterte, einen heißen Kuß auf seinen Mund drückend: „Oh, du Guter!... Du Geliebter!..."

Da erschallte lustiger Peitschenknall von der Straße; ein Wagen rollte daher, gelenkt vom Mestizen Manuel, und beim Tore haltend, entstieg demselben mit Hilfe des erwähnten Sennor Antonio der erwartete Gast.

Im Nu lagen sich die Schwestern in den Armen und küßten und herzten sich unter Lachen und Weinen.

„Ei, ei, Schwägerin", meldete sich endlich auch Johann an, „und ich — ich soll leer ausgehen?"

„Gewiß nicht", rief Lori fröh-

lich und sprang Johann entgegen, „du mußt schon ein Auge zudrükken heute, Milly."

Und dann, nachdem Lori es sich im Hause bequem gemacht, ihre Reisetoilette gewechselt und alles, das Haus, den Garten, die Felder nach Genüge bewundert hatte, ging es an ein Erzählen, das gar kein Ende nehmen zu wollen schien. „Was gibt es denn Neues im alten Europa, erzähle doch", drängte Milly.

„Oh lauter Erfreuliches, gottlob", plauderte Lori. Die Mutter war zwar anfangs, so wie wir alle in schrecklichster Seelenangst euretwegen; sie kränkt sich ganz erbärmlich darüber, daß sie ihre alte Energie gerade euch gegenüber nicht betätigt hatte und euch über das Meer ziehen ließ. Ich selbst konnte ihr nur schwachen Trost zusprechen und die Zeitungen, die sie damals förmlich verschlang, vermehrten ihren Kummer noch. Daß man in Gmunden auch nichts wußte, das machte sie ganz verzweifelt... Niemals im Leben habe ich sie so verzweifelt gesehen... In der Nacht wachte sie oft auf und rief klagend nach euch, daß es einem wirklich das Herz zerriß... Na, aber du brauchst deshalb nicht zu weinen darüber, Milly, denn seit eurem Brief, weißt du, ist sie wieder famos bei Laune... Du hättest sehen sollen, wie sie auflebte, als sie die Freudenbotschaft von eurer Rettung erhielt. Wie sie jetzt fröhlich lachen konnte über den Streit in den Blättern!... Wahrlich, wenig hätte gefehlt, und sie hätte sich sofort aufgemacht und wäre euch hiehergefolgt. Aber sie muß das zu ihrem Leidwesen auf später verschieben, es geht Jennys wegen nicht, die vorläufig in Prag festgefahren ist... Aber sie hat die Hoffnung nicht aufgegeben, euch noch von Angesicht zu sehen ... Ja richtig, hättest du es uns nicht so ans Herz gebunden, Milly, nichts von eurem Aufenthalte verlauten zu lassen, wahrhaftig, dann hätte ich nicht geschwiegen — und so war es bei den vielen Anfragen für mich kein kleines Opfer... Aber zum Glück bin ich bald abgereist von Europa, mit dem Drucker, dem Tenoristen — du kennst ihn ja, Milly, der inzwischen mein Mann geworden ist. Ich hätte euch sicherlich schon früher besucht, aber wir siedelten uns ja in Newyork an und den Winter über hatten wir alle Hände voll zu tun mit der Installierung des boardings-house, das wir uns dort errichtet haben. Dem Himmel sei Dank, es geht ganz gut, und wäre mein Mann nicht dort, ich hätte wohl schwerlich abkommen können, um mein schlimmes Schwesterchen zu besuchen, das sich da im fernen Westen verborgen hält. Uebrigens habe ich nur vier Wochen Urlaub, dann muß ich wieder zurück nach Newyork."

„Nun darüber werden wir noch reden", sagte Milly, unter einem Vierteljahre kommst du mir nicht fort, Lori und wenn es deinem Manne nicht recht ist, so soll er selber um dich kommen."

„Milly hat recht," warf auch Johann ein, „in kurzen vier Wochen werdet ihr ja nicht einmal mit dem Erzählen fertig."

„So?" sagte Lori mit komischer Entrüstung, „das soll wohl heißen, daß ich eine Plaudertasche bin... Gut, so red' ich kein Wort

mehr, kein Wort ... Und doch, ich sag' es euch, es wird euch leid tun, denn „A bisserl aufmischen, a bisserl auffrischen, wär gar nicht schlecht", trällerte sie lustig.

„Na, es war ja nicht so böse gemeint," begütigte Milly, „hört ers doch selber gern. Erzähl' nur weiter!"

„Meiner Schwester zuliebe", entgegnete gravitätisch Lori, „laß ich Gnade vor Recht ergehen. Also: Herr v. Kögel wohnt jetzt mit seiner jungen Frau, der Prinzessin Alma auch in Prag. Er ist zum Rittmeister avanciert, und hat, wie man spricht, noch eine schöne Karriere vor sich. Einst trafen wir oben beim Hradschin zusammen, es war gerade nach euren Briefen — v. Kögel war sehr erfreut zu hören, daß ihr wohl und gesund seid ...."

„Nun, hab' ich unrecht gehabt, mit der Plauderhaftigkeit?" unterbrach Johann den Fluß ihrer Erzählung.

„So? Denen hätte ich es auch nicht sagen sollen, euren besten Freunden. Ja, da hättet ihr mir gleich ein Schloß mitschicken müssen á la Papageno. Uebrigens erzählte mir von Kögel auch Neues aus Wien. Domherr Kainzel ist Titularbischof geworden und Graf Dornbirn hat sich mit seinem Rennsport sozusagen ruiniert."

„Ah! ... Und die Rahls, was machen die lieben Rahls?" fragte Milly.

„Ja, die Rahls, das ist so eine Geschichte ... Hans heiratete natürlich Anina und ist sehr, überaus glücklich mit dem herzigen Geschöpf. Aber in ihre Freude mengte sich ein bitterer Tropfen. Sabine, die Schwester Rahls, ist seit der Katastrophe ganz trübsinnig geworden. Anina sowohl wie Rahl stellten einige Tage nach dem Zusammenbruche des Groschenpalais Nachforschungen nach dem verschwundenen Pietro an. Besonders Anina suchte ganz verzweifelt, eine Spur von ihrem Bruder zu entdecken, und Sabine begleitete sie auf allen ihren Gängen. So brachte Anina in Erfahrung, daß ihr Bruder bei der Katastrophe sein Leben verloren hätte. Sie betrauerte ihn tief und aufrichtig und wartete ihr Trauerjahr aus, bevor sie Hans ihre Hand reichte. Aber Sabine schien von da an, d. h. von dem Tage, wo man ihr den Tod Pietros mitgeteilt, von einer stillen Trauer erfaßt zu sein, die sie nicht mehr verließ. Wortlos, gedrückt, mit starrem Blick schlich das arme Kind in dem Hause herum, niemandem in ihrer eigenen, scheu zurückgezogenen Art ihr Leid eröffnend. Weder die Anstrengungen ihres Bruders Hans, noch das Lachen und Plauschen des kleinen Gusti vermochten ihr ihre Seelenruhe zurückzugeben. Endlich fand sie jedoch Anina ganz in Tränen aufgelöst und nicht wenig bestürzt über deren Zustand, veranlaßte sie endlich, daß das Mädchen ihr ihren Kummer beichtete. Schluchzend gestand sie, daß sie Pietro im stillen geliebt habe und daß sie ohne ihn keinen Frieden auf Erden finden könnte. Das war nun freilich ein großes Unglück. Ihr wißt ja, Sabine war immer ein ganz eigenes Wesen, auf das Worte wenig Eindruck machten. So erholte sie sich auch nicht von ihrem Kummer. Sie wartete nur die Hochzeit ihres

Bruders ab und dann eröffnete sie ihre Absicht, den Schleier zu nehmen. Keine Bitten konnten sie von ihrem Entschlusse abbringen und so ging Sabine ins Kloster, dort in den stillen Wänden eine verhältnismäßige Seelenrule wiedergewinnend. Allwöchentlich aber pilgerte sie hinaus auf den St. Marxer Friedhof, um dort das vermeintliche Grab Pietros zu bekränzen."

„Die arme Sabine", sagte teilnahmsvoll Milly, „erst wenn sie wüßte, daß Pietro auf dem Meeresgrunde liegt."

„Ich wollte ihr den Trost, den ihr der Gräberbesuch bietet, nicht rauben", sprach Lori, „deshalb hab ich ihr von seinem Ende, das ihr uns geschrieben, gar nichts mitgeteilt."

„Es ist besser so!... Und ihre Geschwister?"

„Sind natürlich bei Hans Rahl, wo Anina als reizendes Hausmütterchen fungiert und musterhafte Ordnung hält. Seine Bilder gehen jetzt sehr flott ab und er ist auf dem besten Wege, zu Reichtum und großem Ruhme zu gelangen."

Inzwischen war die Carriolpost eingetroffen. Johann eilte ihr entgegen und übernahm die Briefschaften. Als er gelesen hatte, rief er freudig aus:

„Und nun kann ich diese Nachrichten mit einer freudigen Botschaft ergänzen: Mein Mütterchen ist wohlauf!"

„Oh, die liebe, gute Mama", jubelte Milly, den Brief an ihre Lippen führend, „wie mich das froh macht!"

So verstrichen ihnen die Stunden in fröhlichem Geplauder aus vergangenen und jetzigen Tagen — wie ein traulicher Bach rieselten ihre Erinnerungen vorbei und erfüllten ihre Herzen abwechselnd mit Wehmut und Freude. Die Sonne war schon längst zur Ruhe gegangen, als sie noch immer beisammensaßen. Lori war die erste, die sich erhob, um ihr Zimmer aufzusuchen.

... Und wieder flüsterten leise die Blätter ...

Milly lächelte zustimmend. Dann blieben sie allein im Garten. Die Cycaden zirpten im Grase; ein verspäteter Borkenkäfer schwirrte eilig seinem Heime zu... Von ferne her drang das Geläute der heimkehrenden Herden und das Lieblingslied der Hirten.....

Gedämpft schallten die Töne zu ihnen herüber:

„Oh, santa Lucia,
l'astro argento..."

Dann zog still der Mond herauf... Silberweiß glänzten in seinem weichen, liebkosenden Schimmer die Blätter des Ahornbaumes, im Abendwinde flüsternd miteinander, als hätten auch sie sich Geschichten zu erzählen von den Kämpfen vergangener Zeiten...

Hie und da glänzte bereits ein Stern auf das glückselig verschlungene Paar herab... Mild umschwebte sie der Schatten der sich vom Himmel senkenden Frühlingsnacht... Ein Leuchtkäferchen strich vorbei an ihnen...

„So flattert oft das Glück an uns vorbei", lispelte Johann sinnend, dem Tierchen nachblickend, „ein schwach leuchtendes Fünkchen erst — dann eine beseligende Flamme... Oh, mein geliebtes, teueres Weib..."

„Mein Johann...!"

Und wieder flüsterten leise die Blätter...

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchbinderei
Theo Storfinger
826 Altmühldorf

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinhold, Leo von

Johann Orth Histor. Roman v. Ludwig Rotter [d. i. Leo v. Reinhold]

Budapest [1894]
DD.I 6687 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11585003-8